

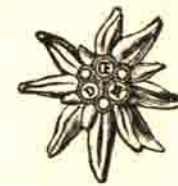
Freiburger Hütte mit Roter Wand und Formarinsee

Nach einem Gemälde von Carl Baum

Das Original ist im Besitz vom Hüttenwart der Sektion Freiburg, Herrn Apotheker A. Fleig

Festschrift zum 50jährigen Bestehen

Der Sektion Freiburg im Breisgau
des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins



~~4 E 20¹~~

8 S 63 FSC 1930+2

Alpenvereinsbücherei	
D. A. V.,	München

62 576

Der 56. Hauptversammlung
des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins
gewidmet
von der Sektion Freiburg i. Br.
des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins

Entwurf der Umschlagzeichnung von Karl Thulle, Freiburg i. Br.
Vierfarbentafel, Kunstdruckbeilagen und Mezzotintodrucke von F. Brudmann U.-G., München
Druck von Poppen & Ortmann, Universitätsdruckerei, Freiburg i. Br.

Geleitwort

Ein halbes Jahrhundert ist das Alter der Sektion Freiburg. Daß zu dieser Zeit die Hauptversammlung des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins in unserer Stadt tagt, empfinden wir mit Freude und als Ehre. Zum Dank sei dieser Hauptversammlung unsere Festschrift gewidmet. Möge jeder beim Lesen den Pulsschlag der Sektion verspüren.

Wir lieben die Geschichte unserer Stadt, auch die der trüben Stunden. Heimelig sind uns die alten Gäßchen und Giebel. Stolz sind wir auf die neuen Stadtteile, die als riesige Gärten die Altstadt umsäumen. Nach langem Rundgang sitzen wir in kühler Weinstube beim badischen Wein und lauschen, was unsere alten Bergfreunde erzählen von dem, was einst war. Die Glocken hallen vom Münsterturm. Voll Ehrfurcht schauen wir hinauf zu seiner Pyramide, sei es, daß sie ins Himmelsblau sticht, sei es, daß Wolkensegen sie umhüllen. Sie ragt empor wie jene Zacken und Gipfel, die wir von nahen Schwarzwaldbergen erblicken. Freiburger Bergsteiger haben manchen Anteil an der Erschließungsgeschichte jener Züge vom St. Gotthard bis zum Berner Oberland und darüber hinaus. Und an klaren Tagen sehen wir hinüber zu den Lechtaler Alpen, dem Bannkreis der Roten Wand, unserem Hütten- und Arbeitsgebiet. Es ist ein Stück Heimat, in die wir uns gerne immer wieder flüchten, in deren Stille wir unser Selbst wieder finden, deren reine, herbe Luft uns gesundet und härtet. Auch jener Männer gedenken wir, die ihr Leztes für uns gaben, ihr Leben, in einem heißen Ringen Volk wider Völker. Wir ahnen fern die Dolomitenfront; und Bergfreunde führen uns weit, weit weg, wo der Elbrus aus der Steppe steigt und sein weißes Haupt erhebt. Ein Tag neigt dem Ende zu. Heimwärts, stadtwärts richten wir die Schritte. Im kühlen Bergsee spiegeln Felswände, in wilder Talschlucht stehen Felsstürme, unsere Schwarzwälder Klettererschulen.

Allen unseren Sektionsmitgliedern, die uns in lebenswürdiger und uneigennütziger Mitarbeit die Herausgabe der Festschrift ermöglichten, sei herzlich Dank gesagt.

Ihr aber, die ihr diese Seiten lest, die Bilder beschaut, ob in unseren Mauern, ob in ferner Stadt im Gernnen an die Freiburger Tage, nehmt mit der Festschrift unsern Handschlag und ein herzliches Berg Heil!

Freiburg im Breisgau, den 20. Juli 1930.

Richard Schaudig,
Vorsitzender der Sektion Freiburg des D. u. S. Alpenvereins.

Die Stadt zu Füßen der Schwarzwaldberge

Bilder zu Freiburgs Geschichte und Gegenwart

von Joseph Ludolph Wohleb.

Märchenbildern gleich, so mögen die Landschaften in ihrem bunten Wechsel dem Kaiserkind aus Wien erschienen sein, als es im Frühling 1770 durch Baar, Schwarzwald und Rheintal auf prunkhafter Brautfahrt seinem Schicksal entgegenzog. . . .

Es war ein europäisches Ereignis, als Frankreichs jugendlicher Thronfolger, der nachmalige König Ludwig XVI., um die österreichische Erzherzogin Marie Antoinette warb. Ein Ehebund zwischen den beiden seit Jahrhunderten sich bekämpfenden Herrscherhäusern bedeutete ein ersprießliches Bündnis Frankreichs mit Oesterreich, ein Stück Weltfrieden also für den Menschen der vor-napoleonischen Zeit.

Die Friedenshoffnung gerade der Lande, die unter den ewigen Kriegen immer wieder gelitten hatten, der vorderösterreichischen Gebiete, und die Beliebtheit Maria Theresias, der Mutter, sicherten der Braut, der hübschen Wiener Blondine mit den fecken, blauen Augen, einen aufrichtigen, glänzenden Empfang. Tatsächlich glich die Brautfahrt von Wien nach Straßburg, wo der festliche Empfang auf französischem Boden stattfinden sollte, einem Triumphzug.

Für einen Triumphzug ist das Land, durch das Marie Antoinette mit ihrem großen Gefolge zog, wie geschaffen. Durch die großflächige Baarlandschaft, jene sanftgewellte, von starken Wasserläufen anmutig gegliederte Hochebene um Donaueschingen und Billingen, führte der Weg in den Hochschwarzwald mit seinen Forsten, seinen wirren Schluchten und den bald unausgeglichenen Tälern mit den tosenden Wildwassern, bald idyllischen, sich an die Bergriesen anschmiegenden Tälchen, durch die sich der silberhelle Bach schlängelt. Im Höllental, der wildromantischen Schlucht längs des Rotbaches zu Füßen des Feldbergmassivs, jenem berühmten Engpaß, in dem heute

Für die lebenswürdige Uebersetzung der Druckföde zu den Bildern bin ich Herrn Museumdirektor Dr. W. Noack, dem Leiter der Städtischen Sammlungen in Freiburg, zu besonderem Dank verpflichtet.

Schiengleis, Bach und Straße sich den Raum streitig machen, war in monatelanger Arbeit durch Sprengungen der ein Jahrzehnt zuvor aus einem Saumpfad zur Straße verbreiterte Pflastweg an einigen Stellen erweitert worden, um Platz für die Wagen des Brautzuges zu schaffen.

Ein prächtiges Bild muß es gewesen sein, das sich im Schwarzwald und danach im weiten Dreisamtal am 4. Mai 1770 den Augen der Österreicher darbot. Da harrten vor dem großen Hintergrund der Wälder vom frühen Morgen an in wohlgeordneten Reihen die Leute aus 24 Gemeinden, von der fürstbergischen Landesgrenze bis zum Freiburger Gebiet, der Ankunft des Zuges. Die Jungfrauen, mit Schäppeln und Kränzen geschmückt, standen zuvorderst, dann kamen die Frauen, darauf die Burschen und schließlich die Männer, alle Landestracht. Vor den Reihen nahmen der Pfarrer, der herrschaftliche Beamte, der Vogt mit dem Stab und die Gerichtsmänner Aufstellung.

In Freiburg selbst hatten Stadt und Regierung fürsorglich alles vorbereitet, von den Weißbrötchen und Hausnummern bis zu den Feuerreimern, die auf der „Bühne“ jedes Hauses stehen mußten. Von den Landständen, der Stadt und der Universität waren Ehrenporten errichtet worden. Der Stadt besonderen Stolz aber bildeten die neuen, farbenfrohen drei Bürgerkompagnien.

Es wurde Nachmittag, bis Marie Antoinette unter Böllersalven, Glockengeläut und Vivatrufen in Freiburg ihren Einzug hielt. Viel Zeit zum Ausruhen ließ das reiche Festprogramm der jungen Braut nicht. An diesem Tag waren noch verschiedene Empfänge, ein Festmahl, eine Theateraufführung mit Balletteinlagen und schließlich eine Stadt- und Münsterbeleuchtung zu erledigen.

Nicht weniger anstrengend sollte auch der nächste Tag, der 5. Mai, sein. Er begann mit dem Besuch des Gottesdienstes im Münster, jenem unergleichlich schönen Wahrzeichen der lieblichen Breisgaustadt. Dann folgten die Überreichung von Ehrengaben der Stadt, die Vorführung des uralten Küfertanzes, das Mahl, wiederum eine Theatervorstellung und die Beleuchtung. In den Zwischenpausen sah die Gefeierte den farbenfrohen Festzug der Studenten, empfing eine Abordnung der Jungfrauen in der alten, malerischen Freiburger Tracht, ließ sich noch einmal eine Festgabe der Stadt überreichen und nahm die Parade der drei Bürgerkompagnien ab.

Einer der einträglichsten Erwerbszweige der rührigen Stadt war damals die Granatenindustrie mit ihren vorzüglichen Arbeiten. Kein Wunder also, daß der Magistrat als Ehrengeschenk tausend auf goldene Schnüre gefaßte Granatsteine von seltener Größe und Gleiche in Schliff und Bohrung überreichte. Das Geschmeide ruhte auf weißem Atlas in einer Hülle aus goldbesticktem Samt, ein Ruhmesstück der damals weltbekannten Steinschleifereien.

Über die Illumination der Stadt, der Ehrenporten und voran des Münsters wird in besonderem Ausmaß berichtet. Sie muß auf die Menge Bürger und Fremde, die in diesen Tagen schaulustig und erlebnishungrig



Aufnahme von Emil Engel, Freiburg

Sprechende Gotti

durch die Straßen der anheimelnden, sauberen Stadt wogte und den von gediegenen Bürgerbauten umschlossenen schmucken Münsterplatz füllte, einen tiefen Eindruck gemacht haben.

Mit dem Besuch des Münsters begann für Marie Antoinette in gleicher Weise der nächste, der Abschiedstag. Bei ihrem Weggang von Freiburg verdoppelte, wie es in einer zeitgenössischen Nachricht heißt, der Magistrat mit dem Leibe die tiefsten Verbengungen, im Geiste aber überhäufte er die Braut mit den heißesten Wünschen der Wohlfahrt und des himmlischen Segens.

Wieder einem Triumphzug gleich die Reise durch den Breisgau und die gesegnete Rheinebene, über Emmendingen, wo wenig danach Cornelia Goethe-Schlosser wohnte und sterben sollte, über alle jene anmutigen Städtchen und Orte des Schwarzwaldvorlandes, das in diesen Tagen die Farben des verfliegenden Frühlings trug, über das reiche, gastfreundliche Kloster Schuttern und durch die Ortenau nach Straßburg.

Über den Empfang dort durch die Franzosen hat der junge Goethe in „Dichtung und Wahrheit“ ausführlich berichtet. Er fühlte sich im wesentlichen vom Mangel an Geschmack und Gefühl, die in dem nicht eben geschickten Willkomm ihren Ausdruck fanden, aufs tiefste verletzt. Jedenfalls war der deutsche Scharführer, den Baar, Schwarzwald, Breisgau und Oberrheintal der Braut darboten, der gediegenen, sympathischen Art der Menschen dort entsprechend, glückverheißender.

Was alle die vielen im vorderösterreichischen Breisgau zu dieser prunkhaften Kundgebung zwang, war keine leere Geste des Untertanen gegen sein Herrscherhaus, sondern der Ausdruck innigsten Verbundenseins mit dem Hause Habsburg und Jahrhunderte alten Verschmolzenenseins mit dem habsburgischen Österreich. Und mit einem bedeutsamen Teil dieses Landes, mit Vorarlberg, verschweißte den Menschen der vorderösterreichischen Lande dazu noch die Bande des Blutes, gemeinsamer Stammeszugehörigkeit, das Alemannische.

Cäsars Verdienst für sein Land macht nicht so sehr die Eroberung Galliens aus, als vielmehr die Eindämmung der rechtsrheinischen Völkerbewegung durch seine Siege über die Helvetier und vor allem über Ariovist. Die Rheinlinie war gesichert, die vordringende Germanenflut auf das heutige Süddeutschland hin abgelenkt. Als mit der Festlegung der Rheinlinie die Anstürme auf gallisches Land nicht aufhören, reißt den Römern die Erkenntnis, daß Germanien so weit erobert werden müsse, als die Sicherheit der Rheinlinie erforderte. Zangenartig packen sie das Germanenland und keilen ein durch Rhein und Donau begrenztes Dreieck, das Dekumatenland, gegen Ende des ersten Jahrhunderts hinein. Durch den Limes wird die neue römische Landesgrenze augenscheinlich. Er vermag es aber nicht, die Germanen aufzuhalten — um 260 gehört das Dekumatenland nach schweren Kämpfen den Alemannen, einem ostgermanischen Stamm,

der vordem jenseits der Elbe saß. Untergrabene Türme und Tore, vom Feuer gerötete Mauern und Massen von Brandschutt, zerstreute Waffen und Gebeine der Erschlagenen lassen noch hie und da die verzweifelte Gegenwehr der Verteidiger und die Übermacht der Germanen ahnen.

Seit dem dritten Jahrhundert nennen die Römer selbst die einstigen *agri decumates Alamannia*. Es reicht schließlich weit über den Rhein, bis zu den Vogesen und den Alpen.

Es wäre verkehrt, in der Römerherrschaft auf germanischem Boden nur den Zustand der Knechtschaft zu sehen, ungewollt bedeutete sie vielmehr einen der wichtigsten Zeitabschnitte für die deutsche Geschichte überhaupt.

Gerade der Limes, die Sperrung der Rhein- und Donaugrenze, wurde den Germanen zur größten Wohltat. „Was die römischen Cäsaren den blondhaarigen Recken zum Trug ersannen, das ward diesen zum Schutz. Der Limes brachte die Germanen zum Stehen. In feste Grenzen gebannt, gewöhnten sich die Stämme, sich häuslich einzurichten und ihren Grund und Boden gründlicher auszunützen. Das Gebundensein an die Scholle war die Vorbedingung zur politischen Erstarkung und die gemeinsame Gegnerschaft gegen Rom das einigende Band für die feindlichen Bruderstämme. Damit Hand in Hand ging die Schule der Kultur, der verfeinerten Formen römischer Zivilisation. Der westgermanische Bauer, der Händler trat ein in das vielgestaltige, reich bewegte Städtelieben, das in zahlreichen Orten, Lagerstädten und Handelsplätzen sich entfaltete. Die wohlgepflegten Heerstraßen, die herrlichen Grabdenkmäler, von denen jene hier und da umsäumt wurden, die Betriebsamkeit der Industrie, endlich der Weinbau und die Schifffahrt, das alles konnte nicht spurlos an den Germanen vorbeigehen. Willig nahm der Germane das Neue, das ihm bei der römischen Ackerbestellung, in Handwerk und Gewerbe entgegentrat, erfaßte es und gestaltete es im eigenen Sinn weiter, und durch die Stürme der Völkerwanderung rettete sich eine Fülle von Können und Wissen und entwickelte sich allmählich zu jener Vielheit, die heute die Grundlagen unserer Daseinsformen bildet...“

Eine Spannung zwischen Franken und Alemannen führt vor 500 zu verschiedenen Kämpfen, die für die Alemannen unglücklich enden. Wieder wird das nordalemannische Volk zur Wanderung genötigt. Durch Vermittlung des Ostgotenkönigs Theoderich erhalten die Stämme Land. Sie besiedeln Nordvorarlberg, das westliche Lechgebiet und schieben sich außerdem in Schweiz und Oberschwaben neben ältere Siedlungen ihres Gesamtvolkes ein.

Seitdem haben sich die Grenzen der Gebiete alemannischen Stammes nicht mehr wesentlich geändert. Politisch gehören die Alemannen heute Baden, Württemberg, Bayern, Vorarlberg, der Schweiz und dem Elsaß zu.

Mooswälder dehnen sich um die Jahrtausendwende in der Breisgauebene im Alemannenland zwischen den Rheinwassern und dem Gebirge, schmiegten sich

an seine unteren Hänge, die Böschungen eines noch weiter ansteigenden Hochgeländes, und haben sich gar ein Stück weit in die Täler hinein durchgesetzt, ein großes, in den Niederungen sumpfiges Laubholzgebiet, in dem die Eiche vorherrscht.

In den Wäldern haufen Bären, Wölfe, Hirsche, Wildschweine, Biber und horstet mancherlei Geflügel. — Ein zähringisches Jagdschloß, erzählt darum heute die Sage, in dessen Nähe sich Bauern, Jäger, Hirten und Bergleute angesiedelt hätten, sei, Jahrzehnte danach, das erste Haus der späteren Stadt Freiburg gewesen.

Die Wälder sind Reichsforst, und Kaiser Heinrich II. vergab 1008 von Trier aus an Bischof Adalbert und dessen Kirche zu Basel den Wildbann.

Den schwarzen, moorigen Waldboden durchfließt in vielfach verästelttem Lauf die aus dem Gebirge heraustretende Dreisam. Bei jedem Hochwasser ändern die Flußarme den Weg und überschwemmen weite Flächen. In den weniger wasserreichen Monaten bescheiden sie sich. Dann häuft sich Geröll auf und verstopft die Läufe, oder es bilden, sich sammelnd, Bänke, Inseln, die beim nächsten Hochwasser ihre Gestalt wieder ändern.

Auf dem rechten Hochufer ist dem Berghang eine in leichter Hebung von Süden ansteigende Platte vorgelagert, das Stück ebenen, trockenen Landes, auf dem später, 1120, Berthold aus dem Städtegründergeschlecht der Zähringer Freiburg als Marktstadt gründet, dem Kranz der zahlreichen Ortschaften damit einen Mittelpunkt bestimmend. Manche Siedlungsgebiete sind bereits uralt. Denn seit der Mensch im Oberrheintal auftrat, hat ihm das Land zwischen Gebirge und Strom, wie vielfältige Funde dartun, die Daseinsmöglichkeiten gegeben, die er suchte.

Im Jahre 1092 wurde Berthold II. von Zähringen von den Segnern König Heinrichs IV. auf dem Tage zu Ulm zum Herzog von Schwaben gewählt. Schon schien es ihm zu gelingen, die ganzen Lande alemannischen Stammes in eine Hand zu zwingen. Doch hat dieses Glück den Zähringern nie geblüht. Nach wechselvollen Kämpfen mußte Berthold 1098 zugunsten Friedrichs von Staufen verzichten. Für den Verlust wurde er dadurch entschädigt, daß er die herzogliche Macht in seinen eigenen Besitzungen am Oberrhein und wichtige Rechte in Burgund zugestanden bekam. Und diese Rechte dort sind von nachhaltigster Wirkung gewesen durch die Städtegründungen, die sie im Gefolge hatten, die Gründung von Freiburg im Achtland und von Bern, das Jahrhunderte danach die ganze Schwungkraft der spätern Eidgenossen in sich verkörperte und wesentlich dazu beitrug, die Schweiz zu schaffen.

Mit dem Verzicht Bertholds II. war der alte zähringische Traum, ein großes Herzogtum Schwaben zu einigen, für alle Zeiten ausgeräumt.

Nun änderte Berthold das Ziel seiner ehrgeizigen Wünsche. Er verlegte den Schwerpunkt seiner Herrschaft in den Breisgau, wo er von nun an auch



Markllaube am Münsterplatz (1825)

wohnte. Dort lag auf Reichsgut sein Rittersitz Zähringen, eine heute unbedeutende Ruine unweit von Freiburg, dort lag inmitten eigenen Besitzes die Feste, die er sich selber im Jahre 1091 aus Mitteln eine reichen Erbschaft erbaut hatte, und dort entstand als Versuch eines weiteren Ausbaues der zähringischen Machtstellung ein Menschenalter später, im Jahre 1120, zu Füßen der Burg die Stadt Freiburg.

Ihr Gründer ist Berthold III., Bertholds II. Sohn. 1118 erließ er einen Aufruf, der zur Niederlassung einlud, wohl schon im folgenden Jahr fand sein Vorhaben Bestätigung durch Kaiser Heinrich V., und 1120 schließlich vereinbarten Berthold und die inzwischen schon Zugezogenen die gegenseitigen Rechte und Pflichten. Damit war die Gründung der neuen Stadt vollzogen. Als Gründungsjahr galt von jeher das Jahr 1120.

War Berthold Freiburgs Gründer, ein Verdienst, das ihm übrigens das verflissene Jahrhundert absprach und erst die neueste Forschung wieder zugestehet, so wurde nach seinem frühen Tod sein Bruder und Erbe Konrad Freiburgs Erbauer. Ein Menschenalter lang führte er das begonnene Werk im Geiste des verstorbenen Bruders fort.

Freude und Vorliebe für das Städtewesen allein waren es nicht, die den Zähringer zur Gründung Freiburgs führte; er wollte vielmehr darüber hinaus „für die ganze große, von Basel bis Straßburg gleichmäßig in Fruchtbarkeit und Schönheit sich hinziehende Strecke Landes auf seinem Grund und Boden einen Mittelpunkt des Handels und Verkehrs schaffen, getreu der Politik seines Hauses, seine Bedeutung und Stellung im Reich mit Hilfe starker Städte durch ein standesgemäßes Hoheits- und Machtgebiet zu wahren und zu sichern. Hier sollte der Absatz der Früchte des ländlichen Fleißes mit Einschluß der Viehzucht sich begegnen können mit dem Einkauf der durch den Handel aus der Ferne mitgeführten und bald auch an dem Markttort selbst hervorgebrachten gewerblichen Erzeugnisse, danach auch sonstiger fremder Ware, überhaupt für einen Austausch im weitesten Sinne; eine Art Wochenmarkt sollte es sein mit Jahrmarktsgepräge. Und eine Stätte des Wochenmarktverkehrs in dieser eigenartigen Weise ist Freiburg bis auf den heutigen Tag geblieben.“

Der Münsterplatz, ehemals der Ort, an dem unternehmungsfreudige Kaufleute sich trafen, die Schöffen zusammenkamen, in des Münsters Vorhalle zu richten über Leben und Tod, der Sammelplatz bei Feuersturm hilfreich tätiger Zünfte, die Bühne alles öffentlichen Lebens, er ist in den letzten Jahrzehnten dem Damals gegenüber zwar einsam geworden, seiner frühesten Bedeutung jedoch, Käufer und Verkäufer zueinander zu führen, blieb er treu.

Markttag! Die langen Bankreihen um den Dom füllen sich. Bauernfrauen, deren Leben aus dem zerfurchten Gesicht zu lesen ist, deren Bewegungen von vielfältiger schwerer Arbeit ungefügt und schwerfällig geworden sind, thronen hinter Körben oder haben Berge von Blumen und Zweigen um sich geürmt. Eine Flut Kauflustiger wälzt sich an den Körben vorbei. Da wird geschaut

und geprüft, gefeilscht und gehandelt, gekauft und geschimpft. Was an Wortreichtum fehlen sollte, wird durch Lungenkraft und Eindringlichkeit des Bildes ersetzt und durch Handbewegungen körperhaft. Aus dem geräuschvollen, bunten Treiben sind die verschiedensten Färbungen alemannischer Mundart herauszuhören.



Das Schwabentor vor seinem Umbau

Der älteste Bauplan ist einfach. Da kreuzen sich zwei breite Straßenzüge, zwischen denen die schmalen kleineren Gassen gleichmäßig verteilt sind. Markt und Münster liegen nicht ganz an der Kreuzung, sondern etwas abseits. Durch Straßen und Gassen rauschen die Bächlein, sie, die heute noch das Straßenbild der Freiburger Altstadt kennzeichnen.

Am Schwabentor, dem höchstgelegenen Punkt der Stadt, trat der weiter oben aus der Dreisam abgeleitete Hauptbach in die Stadt ein und teilte sich gleich an der Linde, die schon früh erwähnt wird, in seine beiden Hauptarme. Offen, in gepflasterten Rinnen, flossen die vielen Abzweigungen in gewundenem Lauf durch die Gassen, bereit, Schmutz und Abwässer der Stadt aufzunehmen. Die Stadtbächlein, die, heute fast durch alle Straßen der Altstadt ihr klares Wasser in eiligem Lauf dahinführend, einen eigenartigen Schmuck Freiburgs darstellen, erfüllten also ursprünglich keine sehr schmuckhaften Zwecke.

Was bestimmte die Enge der ältesten Stadtanlage?

Die bauliche Entwicklung der mittelalterlichen Stadt ist gebunden im Ring der Mauern und Wälle, innerhalb derer jeder Winkel ausgenützt werden muß. Der Verteidigungsfähigkeit wegen durfte der schützende Ring nicht zu groß sein. So beschränkte man sich auf eine breite Straße, wenn man nicht sogar auf sie verzichtete, baute Gassen und Gäßchen, die oft eigentlich nur Mauerdurchlässe darstellen, über die hinüber man sich von der einen zur andern Seite die Hand reichen konnte. So entstand die Stadt, die, mit ihren verbogenen Gassen und ihrem Gewinkel, mit den Türmen und Mauern von den späteren Geschlechtern bis in das 19. Jahrhundert hinein auch bei Erweiterungen und Umbauten vielfach unverfehrt erhalten, gelegentlich allerdings verschändert, das Wesen des heutigen Stadtbildes ausmacht, den Stadtkern, die Altstadt.

Nirgendwo ist sie schöner zu schauen als vom Münsterturm aus.

Daß aber die Einfügung dieser Altstadt in den Rahmen der Neuzeit wie anderwärts auch in Freiburg ein bedeutsames Problem darstellt, liegt nahe...

Das Jahr 1368 brachte den Übergang Freiburgs an Österreich.

Das erste Zusammentreffen, wir übernehmen hier die Ausführungen eines Kenners der Freiburger Geschichte¹, der fast rings um den Breisgau, zumal in der Schweiz und im benachbarten Oberelsaß, reich begüterten Habsburger mit Freiburg und dem Breisgau in den siebenziger und achtziger Jahren des 13. Jahrhunderts, war durchaus feindselig, die Stadt und ihren damaligen Herrn, die Grafen, schwer schädigend und demütigend, hat aber schließlich mit großmütigen Huldbeweisen seitens Rudolfs von Habsburg, des Königs, geendet. Indes war die Stadt damals schon seit zwei Menschenaltern hinlänglich an Leiden gewöhnt; hatte sie doch seit dem Erlöschen der segensreichen Regierung der Zähringer mit deren Rechtsnachfolgern die schlimmsten Erfahrungen gemacht. Daß daneben trotz der unsäglichen Kämpfe, Bedrängnisse und Verluste, die anderthalb Jahrhunderte lang währten, das städtische Gemeinwesen einen so überraschenden Aufschwung genommen hat, ist nur aus der allgemeinen Entwicklung des Städtewesens zu erklären.

¹ B. B. Albert in „Von dem Verhältnis der Stadt Freiburg zur Herrschaft Österreich und der Stadt Wien“; Freiburg 1925.

Große Schuldenlasten hatten 1368 den Grafen Egon III von Freiburg gezwungen, sich der altangestammten Herrschaft über die schöne Stadt zu entäußern, große Schuldenlast war es auch, welche diese wiederum veranlaßt hat, sich nach wenigen Wochen an die Herzöge Albrecht II. und Leopold III. von Österreich zu verschreiben, die ihr bei Tilgung ihrer Schulden hilfreich an die Hand gingen und sie außerdem bei der Selbstübergabe mit weitgehenden Freiheiten und Vergünstigungen bedachten. Haben auch bei der Übergangshandlung auf Seiten der Stadt sowohl wie auf jener der Herzöge vornehmlich Erwägungen rein politischer und materieller Natur die entscheidende Rolle gespielt — Freiburg hatte seine Wahl nicht zu bereuen: Österreich bot nicht nur, was für die Stadt besonders schwer ins Gewicht fiel, einen mächtigeren Schutz als jeder andere Landesherr mit einer wünschenswerten Beihilfe zur Abfindung des Grafen Egon an, sondern stellte auch zugleich für Freiburg eine günstigere, gesicherte Zukunft in Aussicht. Was die Stadt an einzelner Selbständigkeit und Bewegung verlor, das mußte sie an ausgebreiteter Wirksamkeit, die ihr nicht fehlen konnte, gewinnen. Es ließ sich voraussehen, daß Österreich seine schon jetzt beträchtlichen Besitzungen im Elsaß, Sundgau und Breisgau und auf dem Schwarzwald unausgesetzt vermehren und Freiburg zu deren ohnehin natürlichem Mittelpunkt bestimmen werde. So wurde es auch in einer kurzen Reihe von Jahren das Herz der österreichischen Vorlande.

Die Folgezeit hat Freiburgs Wahl als die einzig richtige erwiesen und gezeigt, daß es nicht bloß das hervorragendste, sondern auch glücklichste Ereignis in der Geschichte der Stadt seit ihrem Bestehen gewesen ist. Denn nun begann für Freiburg trotz der vielen und schwereren, im Lauf der Jahrhunderte entstehenden Kriege und anderer Drangsale eine Periode dauernder Blüte und Machtentfaltung, die in der Erwerbung ansehnlichen äußeren Besitztums, in der Erlangung immer stärkerer, innerer Selbständigkeit und in Gewinnen von größter kultureller Bedeutung sich äußerten.

Das überragendste Bauwerk, das Freiburg in seine österreichische Zeit mit hinübernahm und der Gegenwart erhielt, ist sein Wahrzeichen, sein unvergleichlich schönes Münster².

Jahrhunderte haben an ihm gebaut, und vier Stilzeiten trägt es in seltener Schöne zur Schau: die spätromanische am Querhaus, die frühgotische am Langhaus, die hochgotische am Turm und die spätgotische am Chor. Sie alle verschmelzen sich aber für den Beschauer zu machtvoller, herrlicher Einheit.

Wichtig steht vor ihm die Westwand, wenn er von der Kaiserstraße hinüberblickt, mit dem Kühn in die Lüfte ragenden, majestätisch fast die ganze breisgauische Ebene beherrschenden Westturm und seiner Bekrönung, der wunder-

² Neueste Literatur: F. Kempf, Das Freiburger Münster; Karlsruhe 1926. Prachtig ausgestattet! — H. Janzen, Das Münster zu Freiburg; Burg bei Magdeburg 1929.

baren, durchbrochenen Pyramide, der ältesten ihrer Gattung überhaupt und zugleich der vollendetsten. Die Jahrhunderte wollten ihm wohl: sie haben die Färbung seiner Steine mild und warm gemacht, unversehrt haben sie ihn trotz Erdbeben, Krieg und Unwetter zum Heute hinübergeführt. Was beschädigt war, haben in der neuesten Zeit (1913—1922) Meisterhände wieder in Ordnung bringen können.

Unergleichlich schön wie Turm und Bau in der Gesamtwirkung ist auch sein Inneres: die Vorhalle mit ihrer reichen Ausstattung, das Langhaus mit dem Schmuck der Säulen, der Bildwerke und der Glasfenster, die seit 1907 durch Professor Fritz Geiges in eine durchgreifende Umordnung gebracht wurden, wobei fehlende Teile durch neue ergänzt werden mußten, der Chor mit dem Hochaltar und dem Kranz der Kapellen im Chorumgang.

Die Altargemälde des Münsters sind eng mit den Namen von dreien der hervorragendsten deutschen Meister verflochten. Das Hochaltargemälde schuf Hans Baldung in den Jahren 1512—1516. „Die Gemälde bilden die vornehmste Zierde des Gotteshauses, sie zählen zu den glänzendsten Schöpfungen der kirchlichen Tafelmalerei Oberdeutschlands um die Wende der Gotik zur Renaissance überhaupt. Sie stellen des Künstlers Hauptwerk und zugleich den Höhepunkt seines Schaffens dar.“ Dann gab Baldung dem Münster den leider vor hundert Jahren unglücklich zergliederten Schneewlinaltar, während die Universitätskapelle im Chorumgang als Altarmittelbild zwei Gemälde von der Hand Hans Holbeins des Jüngern besitzt. Gleichfalls mit einem seiner bedeutendsten Tafelgemälde, dem „Schmerzensmann“, ist als dritter großer Meister Lucas Cranach der Ältere in der Kunst des Münsters nachgewiesen.

Wer hat das Münster gebaut? Die Namen der Meister, wenige ausgenommen, kennt man nicht. Sie sind verschollen wie ihre Träger. Manch einer mag nach einem arbeitsreichen Leben im Schatten des Münsters, auf dem Friedhof zu Füßen des Baus, die letzte Ruhestätte gefunden haben, zu Häupten das Werk, das ihn überdauerte.

Wohl aber kennt man den Bauherrn. Haben auch die Herzöge von Zähringen und einzelne der Grafen von Freiburg dem Bau besondere Förderung zuteil werden lassen, für die Weiterführung und Vollendung sorgten, zumal als die Grafen gegen Ende des 13. Jahrhunderts verarmten, durch all die Jahrhunderte hindurch zuvörderst Freiburgs Bürgerschaft, gebend und mitschaffend. Für den Chorbau des Münsters z. B. verpfändeten die Bürger den größten Teil ihrer Häuser, um den Fortgang der Arbeiten sicherzustellen, und erklärten sich zu einem immerwährenden Opfer für „der lieben Frauen Bau“ bereit und zu einem in alle Zeiten dauernden „sterbfall“, zur Abgabe des besten Kleidungsstückes, das ein Verstorbener hinterließ. So entstand allmählich ein Vermögen, das durch Vermächtnisse und Zuwendungen besonderer Art Vermehrung erfuhr.

Daß die Heutigen ihr Münster lieben, stolz aufstauen zu seinem genialen Turmbau, gern durch seine hohen Fenster niederblicken auf ihre Stadt, wen mag's verwundern?

Wer Freiburg nicht vom Münster aus schaute, kennt Freiburg nicht.

Die unverbrüchliche Treue gegen Österreich hat Freiburg oft mit Gut und Blut bezahlt. Schon gleich in den Kämpfen Leopolds III. gegen die Eidgenossen. Die Ritter folgten begeistert dem Ruf des Habsburgers, einmal weil Habsburg ihnen einen neuen Aufstieg zu bringen schien, und dann weil es sie verdroß, daß die Schweizer Bauern etwas Besseres sein wollten als ihre eigenen unterdrückten Leibeigenen. Die Schlacht von Sempach, die Winkelriedschlacht der Sage, kostete dem Herzog das Leben. Der Freiburger Ritter Martin Malteterer, der den verwundeten Führer mit seinem Leib gedeckt hatte, starb mit seinem Herzog. Und mit ihm fiel die Blüte der Freiburger Ritterschaft.

Nach einem Jahrhundert der Kämpfe und der Opfer brachte um 1470 die burgundische Pfandschaft neues Unheil; seine durch die Kämpfe mit den Schweizern erschöpften Kassen zu füllen, verpfändete Herzog Sigismund die Besitzungen am Oberrhein an Herzog Karl den Kühnen von Burgund. Die Statthaltererschaft in den Pfandlanden übertrug Karl dem Ritter Peter von Hagenbach. Er residierte in Breisach, der Nachbarstadt Freiburgs. Der Haß, den sein brutales Regiment hervorrief, und ein Bekanntwerden allzu kühner Pläne Burgunds führte Eidgenossen und Habsburger zusammen. Sie kündigten die Pfandschaft, und die Städte hinterlegten die Pfandschuld in Basel. Allein Karl wies die Kündigung schroff zurück. Inzwischen ward die Empörung gegen Peter von Hagenbach so allgemein, daß die Breisacher es wagen konnten, ihn gefangen zu setzen und seine Truppen zu entwaffnen. Von 24 Geschworenen, unter denen die Eidgenossen von Bern, Luzern, Basel und Solothurn vertreten waren, zum Tode verurteilt, wurde Hagenbach in Breisach öffentlich hingerichtet. In den nun folgenden siegreichen Kämpfen gegen Karl den Kühnen bei Héricourt, Granson, Murten und Nancy kämpften Freiburger neben Schweizern. Besungen sind die Siege von dem Freiburger Meistersinger Veit Weber, einem Augenzengen.

Nicht allzulange dauerte der Friede zwischen Österreich und den Eidgenossen. Das Ende der zwei Jahrhunderte dauernden Schweizerkriege war für Habsburg schmähiblich: das kleine Völkchen der Eidgenossen hatte gegen die ungeheure Übermacht gesiegt.

Die endgültig trennende Oberrheingrenze brachte schließlich der Westfälische Friede.

In den Landen am Oberrhein wirkte das Vorbild der Schweiz noch lange nach. Noch im 18. Jahrhundert bekam es Österreich in seinen Besitzungen auf dem südlichen Schwarzwald zu spüren, auf dem sogenannten Hoßental.

Als Hogenwald bezeichnet man die südliche Abdachung des Schwarzwaldes, jene von wilden Schluchten durchfurchte malerische Hochebene, die sich vom Feldberg her südwärts bis an den Rhein vorschiebt, wo sie dann steil abfällt.

In dieser Landschaft voller herber Schöne liegen die wirtschaftlichen Verhältnisse besonders ungünstig. Der Boden ist unergiebig, die Ackererde kalkarm, steinig, unfruchtbar. Von den Alpen her jagt der Wind; lange Monate herrscht der harte Winter. Mit Wiesen, Weiden und den dünn bestandenen Wäldern ist nicht viel anzufangen.

Das war von jeher so. Das Leben des Bauern muß seit der frühesten Besiedlung des Hogenwaldes reich an Arbeit und Enttäuschungen gewesen sein. Bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts war das Land dazu fast vollständig von der Welt abgeschlossen, nur wenige, schlechte Wege führten die steilen Hänge hinauf, und im Winter bedeutete eine Schlittensfahrt auf den Wald, wie sie etwa Viktor von Scheffel launig in den „Episteln aus dem Hauensteiner Wald“ schildert, gewiß eine Heldentat. Noch heute fehlen Bahnverbindungen, der ganze Wirtschaftsbetrieb ist auf Kraftwagenverkehr eingestellt.

Der Hogenwälder ist als eigensinnig, halsstarrig und unzugänglich verschrien. Wär er's, es wäre sein gutes Recht. Wen hätte je Not nicht mißtrauisch und wortfarg gemacht? Nun kommt hier zur Tragödie jahrhundertalter wirtschaftlicher Not noch ein anderes Moment, eben die seltsam bewegte geschichtliche Entwicklung, deren Wurzeln allerdings wieder im Wirtschaftlichen stecken.

Das Gebiet war in ältester, geschichtlich sehr dunkler Zeit ein Waldbauernfreistaat mit eigener Verfassung und kam schließlich früh an Österreich, unter dem es seine Selbstverwaltung behielt. Wirtschaftliche Nöte führten um die Mitte des 18. Jahrhunderts zu erbitterten Kämpfen gegen das Kloster St. Blasien, das, von den Habsburgern unterstützt, veraltete Leibeigenschaftsrechte geltend zu machen suchte, und schließlich zu Erhebungen gegen Österreich selbst. Mit diesem Feind wurde das damalige Österreich leicht fertig. In den drei sogenannten Salpetererkriegen zwang es ihn nieder, räumte durch Todesurteile und Verbannungen unter den Hauensteinern auf und engte die Bauernschaft so ein, daß neue Erhebungen unmöglich wurden und dem Bauern, der für eine durchaus gute Sache sich gewehrt hatte, nur die Geste der Faust im Sack übrig blieb.

Daß Österreich St. Blasien unterstützte, hatte seine besonderen Gründe. Das mächtige Benediktinerkloster an der Alb inmitten des Schwarzwaldes hatte sich 1361 Habsburg als Schirmherrn gewählt. Von da an hütete es tren das Ansehen und die Hoheit seines Herrscherhauses am Oberrhein und ward sein Mittler in dessen Beziehungen zu den Eidgenossen.

Nicht immer war es einfach, Treue zu halten. Was es heißt, am Oberrhein österreichisch zu sein, erfuhr Freiburg, erfuhr in fürchterlichem Ausmaß

Freiburgs nächster Nachbar, sein natürlichster Schutz an der österreichischen Grenze gegen Frankreich — Breisach.

Der Breisacher Berg gab schon immer in besonderem Maße die auch anderwärts gesuchte Möglichkeit, sich zu wehren. Doch führte gerade diese Höhenlage auf alleinstehendem Berg und an starkem Strom, gar dem späteren Grenzstrom, Krieg und Kriegsbereitschaft als Dauerzustand herbei. Hier herrschte nicht der Bürger, der schaffende Handwerker, der eifrige Kaufmann, der Bauer, noch nicht einmal der Einheimische — hier herrschte für seinen Machthaber ein landstremder Söldnerführer. Wenn auch überall zu manchen Zeiten der Krieger „der“ Mann war und gelegentlich der Bürger in den Kriegstrubel hineingerissen wurde — in Breisach sprach das Machtwort immer nur der Krieger, und er arbeitete selbst in den friedlichsten Zeiten nur für den Krieg. Für den Bürger, der seine mit dem prächtigen Münster geschmückte Stadt sich entwickeln, sich gar territorial entfalten sehen wollte, war kein rechter Platz. Und auch das Leben des Nebbauern mag auf diesem Stück Heimat, dessen Boden gerade ihm alles nur Wünschenswerte barg, doppelt sauer gewesen sein. Diesen Charakter hat die Stadt durch ihre österreichische und französische Zeit hindurch bewahrt. Als einzig wesentliche Ausnahme wäre die Aktion gegen Peter von Hagenbach zu vermerken.

Und als in der Späte der nachnapoleonischen Zeit, ein halbes Jahrhundert nach der völligen Zerstörung von 1793 durch die Franzosen, die Verhältnisse sich so gewandelt hatten, daß der jetzt in ein gemauertes Bett festgezwängte Rhein zu ihnen paßte, war Breisachs Rolle ausgespielt.

Fürchterlicheres hat kein Fleckchen österreichischen Landes erlebt als Breisach. Was es trotz alledem in die Gegenwart hinüberrettete, lohnt einen Besuch überaus.

Doch zurück zum ersten Jahrhundert österreichischer Herrschaft im Breisgau.

All die vielen Orte, die sich im Schmuck der Obstbäume heute zwischen Schwarzwald und Rhein dehnen oder mit ihren seltsamen Höfen in die Täler hineinschmiegen, bestanden bereits. An den Hängen des Kaiserstuhles und der Vorberge kletterten Rebberge hinauf.

Das Aussehen der Dörfer mag sich wesentlich nicht allzu sehr geändert haben, es konnte sich nicht wandeln, da das Dorf in seiner frühesten Form in die umgebende Landschaft sich eingefügt hatte und mit ihr wesenseins geworden war. Und der Bauernhof in der Ebene, im Tal und auf den Berghöhen gab lediglich die Signatur und den Typus der Arbeit wieder, des ursprünglichen, patriarchalischen Verhältnisses des Menschen zur Natur, die örtlich bestimmte ländliche Arbeit, das friedliche, uralte Bebauen der Scholle.

Anders die Stadt. Das wohlverwahrte, mit Mauern und Toren umgürtete Freiburg ließ die Schätze und den Reichtum der Kaufherrn ahnen, der sich drinnen in kunstreichen Häusern, in Erfern, Brunnen, dem stolzen Dome offenbarte. Die Fachwerkhäuser der ersten Zeit waren Steinbauten gewichen. Eine Reihe klösterlicher Niederlassungen belebte das Bild, sie haben aber bis auf Klosterreste der Franziskaner, des Ordens, dem der Schwarze Berthold zugehörte, und Kirche — die St. Martinskirche beim Rathaus, deren Pfarrherr 1884—1913 der bekannte Schwarzwälder Volksschriftsteller Heinrich Hansjakob war —, auf die Niederlassung der Augustiner — das heutige, sehr



Erzherzog Albrecht von Osterreich, der Gründer der Universität

sehenswerte Augustinermuseum, das Heimatmuseum der Stadt Freiburg — und die Reste des Predigerklosters in Unterlinden im Stadtbild keine monumentalen Erinnerungen mehr. Die Franzosenzeiten haben alles vernichtet. „Von ihrer Kleinkunst haben sich nur aus dem reichsten der schwer mitgenommenen Klöster, aus dem Adelhausener, das eine oder andere köstliche Stück noch gerettet, namentlich Perlen der mittelalterlichen Textil- und Goldschmiedekunst. Die fast maßlose Häufung dieser Stiftungen gestattet einen Rückschluß auf den großen Wohlstand der damaligen Bürgerschaft, aber auch auf ihre hochgestimmte religiöse Haltung. Das Millionenvermögen, welches eine wohlhabende, religiös gesinnte Bürgerschaft im Lauf der Jahrhunderte an Klöster, Kirchen und Spitäler vermachte, ist zum Teil heute noch eine Segensquelle für die Nachfahren.“

Die Stadt selbst war über ihre Mauern hinausgewachsen. Vor den Mauern dehnten sich, wiederum innerhalb des Mauergürtels, die Vorstädte: gen Süden die Schneckenvorstadt, gen Westen die Lehener und die Prediger-vorstadt, und nach Norden die Vorstadt Neuburg, der Altstadt an Größe gleich.

Der schmucken Stadt schenkten die Österreicher ein neues Kleinod: die Universität².

„Die hohe Schule und Universität“, eine der ältesten deutschen überhaupt, wurde im Jahre 1456 von Erzherzog Albrecht VI. gestiftet und wirtschaftlich sichergestellt.

Im Stiftungsbrief hofft der Herzog, durch seine Stiftung „allen unsern vorfarn und nachkommen sellich heil zu bringen, auch unserm loblichen huse Osterreich, allen unsern landen und lüten und in sunderheit unser statt Fryburg im Bryhsgow lob, nutz und ere in zunehmender tugend zu erwerben“. Als Hauptzweck gibt er sodann an, „mit andern kristlichen fürsten helfen graben den brunnen des lebens, daruß von allen enden der welt unersublich (unersiegbar) geschöpft müge werden erluchtens (erleuchtendes) wasser trostlicher und heilsamer weißheit, zur erlöschung des verderblichen sewres menschlicher unvernunft und blintheit“.

Rechte und Pflichten der Universität und ihrer Studierenden sind genau festgelegt. Und es ist kennzeichnend, daß der erste Rektor, Matthäus Hummel von Villingen, gleich daran ging, auch die Disziplinargesetze zu entwerfen. In ihnen wird z. B. bestimmt, daß sich keiner mit Waffen irgend welcher Art und nach dem Läuten der sogenannten Mordglocke, nachts 11 Uhr, auch nicht unbewaffnet ohne Licht auf der Straße blicken lassen darf. Nächliche Ruhestörungen, Angriffe auf die Wächter und ähnliche Ausschreitungen werden mit Karzer bei Wasser und Brot bestraft. Die Tracht der Universitätsangehörigen ist genau vorgeschrieben. Der Hauptsache nach bestand sie in einem der klerikalen Kleidung ähnlichen Salar. Selbst die Länge der Schuhspitzen war in späteren Bestimmungen nicht vergessen. Im 16. Jahrhundert machte einmal der Stadt- und Universitätsbehörde viel die Mode zu schaffen, Federn auf den Hüten zu tragen. Namentlich war endlich das Barttragen unter Strafe verboten. Die Relegation drohte jedem, der seine Schulden nicht zahlte, ein Spottlied machte usw. Der Vorrechte und des Schutzes der Universität ging verlustig, wer sich nicht immatrikulieren ließ oder vierzehn Tage lang kein Kolleg besuchte.

Durch die Jahrhunderte hindurch hat die Universität Namen von bestem Klang aufzuweisen. Genannt seien für die ältere Zeit nur Matthäus Hummel, der erste Rektor, Geiler von Kaysersberg, der beste Kanzelredner seiner Zeit, der spätere Kartäuserprior Gregorins Keisch, der spätere kaiserliche Kanzler

² Zu Geschichte und Kulturgeschichte der Universität vgl. die vielfältigen Forschungen von Professor Dr. Hermann Mayer, „des Historikers der Freiburger Universität“.

Konrad Stürzel, der Rechtslehrer Ulrich Zasius, Johannes Eck, Thomas Murner und Erasmus von Rotterdam, drei weltbekannte Namen.

Die Zeit des Dreißigjährigen Krieges und der französischen Herrschaft, ein Jahrhundert voll Elend und Not, lähmte auch die Universität. Oft zählte sie keine fünfzig Studenten, und während der Franzosenzeit wanderte sie für zwanzig Jahre nach Konstanz aus.

Die Ausmaße des Universitätsbetriebes blieben lange klein. Eine nette Schilderung des Drum und Dran vor hundert Jahren verdanken wir dem späteren Lörracher Arzt Eduard Kaiser, der 1828—1833 in Freiburg studierte⁴. Kaiser schreibt:

„Im Jahre 1828 war Freiburg eine Stadt von etwa 12 000 Einwohnern, hatte eine Garnison von Infanterie, eine ansehnliche Stadtmiliz und eine brave Stadtmusik. Das Theater durfte sich zeigen, und auf der Universität studierten etwa 400 bis 500 Studenten, meist katholische Theologen. Der Oberrheinkreis, Seekreis und Mittelrheinkreis schickte seine Lyzeumschüler und Gymnasiasten mit Vorliebe auf die Freiburger Hochschule, ebenso taten die Hohenzollernschen Fürstentümer. Eine Menge von Stiftungen, Freistipendien und Stipendien boten Hilfe und Anreiz zum Studium der Minderbegüterten. Hier und da verdiente sich ein armer Student mit seiner guten Stimme einiges Taschengeld durch Messesingen auf einem der Chöre in dieser oder jener Pfarrei der Stadt, andere gaben Privatstunden. Am ganzen klebte noch viel Klösterliches von der Jesuitenzeit der Universität her und Vorderösterreichisches, und kamen etwa einmal Heidelberger oder Berliner Studenten oder solche von Göttingen zu uns, so dünkten diese sich weit vornehmer und von höherer Kaste. Zog einer von Heidelberg auf unsere Universität über, so war zu wetten, daß ihm entweder das Geld ausgegangen oder daß er sich entschloß, etwas zu lernen.

Denn in Freiburg war man wirklich um zu lernen und etwas zu werden.

Die Liebe zum Studium wurde durch mehrere Umstände gefördert und wachgehalten. Einmal waren die meisten Akademiker nur gering bemittelt und fehlte also der nervus rerum zum Verschwenden von vornherein, dann war es allgemeiner Brauch, daß nach jedem Semester ein Semestralexamen abgelegt wurde. Eine weitere Triebfeder zu den Studien lag in dem damaligen Hang zu soliden Liebschaften mit den Töchtern der Stadt.

War das Sechtelmechtel einmal bis zur „Bekanntschaft“ gestiegen, so stand der Studio unter genauer Kontrolle der Schönen des Orts bezüglich des Studiums, der Suiten, des Paukens, Kneipens, Kollegienbesuchs usw. und hatte ein unsichtbares, weitverzweigtes Ephorat über sich wachen; es blieb für ihn keine andere Wahl als Solidität und Beschleunigung des Weges zum Staatsexamen. Im letzten Semester wurde statt der Korpsmüße der Seidenzylinder aufgesetzt, die Kneipe mit dem Museum getauscht, und der Fectboden mußte

⁴ Eduard Kaiser, Aus alten Tagen, Lebenserinnerungen eines Marktgräfers; Lörrach o. J.

gemieden werden, sodann folgten Staatsexamen, darauf Anstellung, Philisterium und die Heirat, sobald es anging.

Die Mädchenvwelt war ein gut bürgerlicher, einfacher Schlag mit bequemem, breitem Dialekte, mehr ruhigen als graziösen Bewegungen, von etwas



Der Universitätspatron; Sandsteintrelief von H. Bissling an der Universität

zurückgebliebenem Geschmack in Kleidung und Puz, ging fleißig zur Messe und Predigt, besuchte Sonntag nachmittags in der Umgebung der Stadt, in Herdern, Günterstal oder der Wiehre, eine Commerzwirtschaft, gab fast niemals zu einem Skandal Anlaß und bot auf den Museumshallen eine einladende und freundliche Schan.

Der übrige Verkehr der Studenten mit der Bürgerschaft beschränkte sich so ziemlich auf den rein geschäftlichen, war jedoch kein unfremdlicher oder befangener. In den Kaufläden, Kosthäusern, bei den Buchhändlern, Zeugschneidern, Schuhmachern, Lampisten, Porzellanhändlern und auf dem Obstmarkte waren die Studierenden bald bekannt, gut bedient und gern gesehen.

Mit den Professoren war man außer dem Hörsaale wenig zusammen, die meisten lebten abgeschlossen, einige sehr ärmlich, fast dürftig." (Gekürzt.)

In besonderem Ausmaß spricht sich Kaiser dann über Karl von Rotteck aus, den bedeutendsten der damaligen Hochschullehrer.

Ähnlich mag es in Stadt und Universität auch die nächsten Jahrzehnte gegangen sein, eben ganz so, wie man sich die gute alte Zeit vorzustellen pflegt. Der Aufschwung der Hochschule ins Große kam erst nach 1870. Ihm trug, als die Bauten in der Bertholdstraße nicht mehr ausreichten, der badische Staat durch Schaffung eines überaus stattlichen Gebäudes für die Hochschule und eines weiteren für die Bibliothek Rechnung.

Die Zeit der schönsten Blüte und den Abschluß der mittelalterlichen Entwicklung brachte der Stadt die Regierung Maximilians I.

Maximilian war der Sohn jenes Herzogs Friedrich, der 1440 als Friedrich III. den deutschen Kaiserthron bestiegen und damit die Krone an das Haus Österreich gebracht hatte, wo sie bis zum Erlöschen der Kaiserwürde (1806) verblieb.

Nach Freiburg kam Maximilian zum ersten Male 1473. Kaiser Friedrich zog im Herbst des Jahres mit großem Gefolge durch den Breisgau und brachte auch seinen vierzehnjährigen Sohn mit. Während des mehrtägigen Aufenthalts begegnete dem wohl übermütigen Jungen ein Unfall, der für ihn sehr verhängnisvoll hätte werden können.

Im mittelalterlichen Freiburg blühte ein Gewerbe, das der Stadt viel Ehre und den Bewohnern nett Geld einbrachte: die Steinschleiferei, die Bearbeitung edler Steine. In den Schleifhütten, gelegentlich heißen sie auch Kristallmühlen, an den Gewerbebächen verarbeiteten geschickte Hände anfangs Chalkedone, Jaspis und Achate. Das Rohmaterial stammte teilweise vom Kaiserstuhl, teils aus Lothringen. Bald wandte sich die Mode den Granatsteinen zu, und alsbald ließen sich die Freiburger Unternehmer zentnerweise Granate aus Böhmen anfahren. Alle Lieferungen gingen zunächst ins Kaufhaus zur Prüfung, dann wurden die Schleifhütten beliefert. Die Steinschneider besorgten das Ausschneiden, Waschen und Bohren der rohen Edelsteine, die Schleifer gaben ihnen Form und Glanz und faßten sie auf Seidenschnüre. Im 16. Jahrhundert litt das einträgliche Gewerbe sehr unter Konjunkturschwankungen, und die Nöte der folgenden Kriegszeiten trafen immer gleich aus erster Hand die vor den Mauern arbeitenden Steinschleifer. Das Gewerbe erholte sich nie mehr, erhielt sich aber notdürftig bis in die napoleonische Zeit hinein.

Durch Jahrhunderte hindurch reichte die Stadt als köstlichste Gabe ihren Gästen ein Prachtstück seiner einheimischen Edelsteinindustrie, noch, wie erwähnt, bei Marie Antoinettes Besuch; als Sehenswürdigkeit bot sie ihnen einen Rundgang durch die Schleifhütten. Durch Maximilians Unfall ist der Brauch früh verbürgt. Bei seinem Aufenthalt nämlich im Jahre 1473 reizte es den fürwichtigen Jungen, sich vom mannhohen, in Schwung befindlichen Polierrad die



Kaiser Maximilian; Standbild am Kaufhaus

langen, spitzen Schnabelschuhe polieren zu lassen. Der Versuch wäre fast schief gegangen. Das Rad packte die Fußspitze und riß den Schuh in Stücke. Es hätte dem Träger wohl das Bein zerfetzt oder gar ihn selbst mitgerissen, wäre es ihm nicht geglückt, mit aller Gewalt den Fuß freizubekommen.

Zum zweitemal kam Maximilian 1490, diesmal als Herr Freiburgs und des Breisgaus, die er zusammen mit Tirol, Elßaß und dem Sundgau von seinem kinderlosen Onkel abgetreten bekam und die fortan ihm und seinen unmittelbaren

Nachfolgern unterstanden. Zunächst durch Vögte verwaltet, erlangten die Gebiete bald eine gewisse Selbständigkeit: aus Breisgau, Schwarzwald, Bodenseegegend und Elsaß entstand Vorderösterreich. Die vorderösterreichische Regierung setzte sich zusammen aus Vertretern des Kaisers, dem Statthalter und seinen Räten, und den Landständen, den gewählten Abgeordneten des Bürgerstandes, der Geistlichkeit und des Adels. Regierungssitz war anfangs Ensisheim im Elsaß, nach dem Dreißigjährigen Krieg Freiburg.

Mag der Reichstag zu Worms durch die Schaffung des „ewigen Landfriedens“, die Reichseinteilung in zehn Kreise, die Errichtung des Schwäbischen Bundes und einer Heeresmacht, der Landsknechte, der wichtigste der deutschen Geschichte gewesen sein — den Freiburgern dürfte „ihr“ Reichstag bedeutungsvoller erschienen haben, der Freiburger Reichstag des Jahres 1498.

Mitte Juni hatte der Kaiser über die „lange Bruggen“, vor dem Schwabentor vom Rat der Stadt, von seinen Ständen und dem Volk herzlich begrüßt, seinen Einzug gehalten. Schon Wochen vor ihm waren Kurfürsten, Fürsten, Erzbischöfe, Erzäbte, geistliche und weltliche Herren, Grafen, Ritter, Räte und Ratsherren und die Abgesandten solcher Stände, die, verhindert oder aus politischen Gründen abgehalten, sich am Reichstag nur vertreten ließen, zusammen an die fünfhundert Gäste, die Begleitung nicht mitgerechnet, auf Maximilians ausdrücklichen Wunsch von Worms heraufgekommen, wohin zuerst der Tag anberaumt worden war, und hatten die Mauern und Gassen der Stadt mit buntem Treiben erfüllt. Bis in die Vorstädte hinaus waren Quartiere gemacht für Herren und Knechte, für Troß und Rosß. Bankette, Belustigungen, Jagdaufzüge gab es da zu schauen, wie sie die Stadt noch nie gesehen.

Gegen Ende des Monats wurde im Saale des Rathauses der Reichstag im Namen des Kaisers durch den Reichserzkanzler eröffnet, und bald erschien auch der Kaiser in der Versammlung. Die Sitzungen währten bis Mitte August. Die sommerliche Hitze war so drückend, daß der Stadtrat an manchen Tagen zur Erfrischung der Sitzungsteilnehmer drei große Kannen Wein herumreichen ließ.

Leid liegt neben Freud. Maximilian hat viel für Freiburg getan, sich selbst für Freiburgs Wohl und Blühen eingesetzt, er verlangte aber auch viel, für Kriegsrüstungen, für meist unglückliche Feldzüge.

Als Landgraf folgte dem „letzten Ritter“ sein Onkel Karl V., jener mächtige Monarch, der sich rühmen konnte, daß in seinem Reich die Sonne nie untergehe und der im Lebensüberdruß die zeitlebens entbehrte Ruhe im Mönchsgewand suchte.

Bei seinem Besuch 1510 war Maximilian der Gast seines Kanzlers, des ehemaligen Freiburger Universitätsprofessors Konrad Stürzel, der damals gerade sein neues Haus vollendet hatte, das heutige Bezirksamt auf der mit Brunnen geschmückten Kaiserstraße. Der prächtige Monumentalbau, den



Basler Hof (Bezirksamt); Figurengruppe

Stürzel auf dem Raum von sieben Häusern erstellte, kam später als Baseler Hof an das Baseler Domkapitel, als es durch die Wirren der Reformation aus seinem alten Wohnsitz vertrieben worden war, wurde 1651 Sitz der landesherrlichen Regierung und dient auch seit 1806 Verwaltungszwecken.

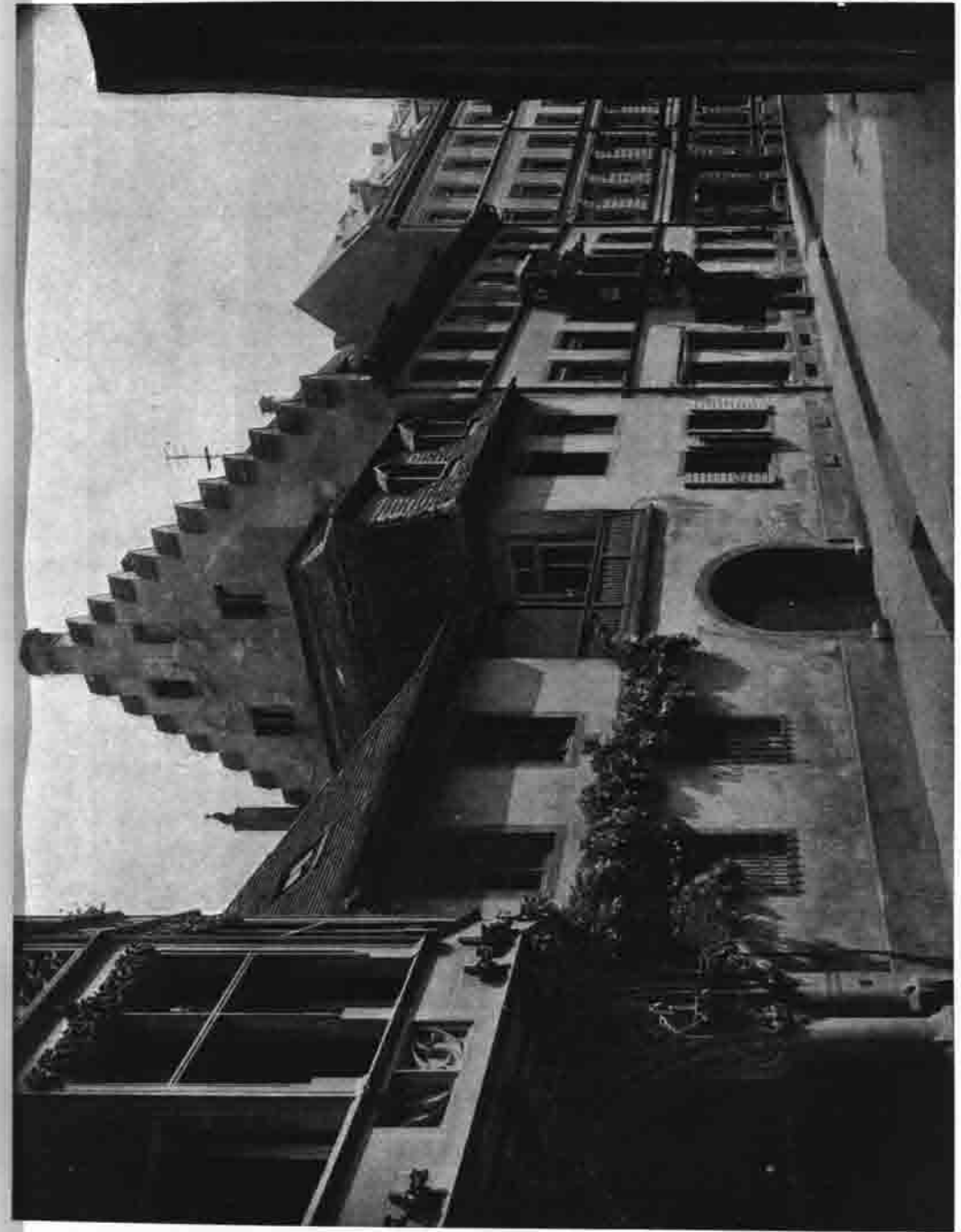
Eines der reichsten spätgotischen Häuser ist die heutige Sparkasse in der Franziskanerstraße, das Haus „zum Walfisch“. In seiner heutigen Gestalt hatte es als Bauherrn den kaiserlichen Rat und Generalschatzmeister Jakob



Erasmus von Rotterdam

Villinger von Schönenberg und wurde — ein Beweis, wie sehr Maximilian Freiburg liebte — auf seinen Befehl als Ruheplätzchen für des Kaisers alte Tage errichtet. Als der Tod anders wollte, blieb das Haus dem Schatzmeister, der darin in den Jahren 1529—1531 einem andern berühmten Gast Wohnung gab, dem großen Gelehrten und Begründer der jüngeren Humanistenschule, Erasmus von Rotterdam.

Über sechs Jahre lebte Erasmus in Freiburg. In zahlreichen Briefen an Freunde und Verehrer hielt er mit Lob nicht und nicht mit Tadel für die Stadt



Das Haus zum Walfisch (Städtische Sparkasse)

und ihre Bewohner zurück⁵. Anfänglich fühlte er sich recht wohl, dann aber äußerten sich bei ihm die Launen und Leiden des Alters. Was er früher gerühmt hatte, mißfiel ihm nun. Einen Teil der Schuld an vielfachem Kranksein schrieb er dem Freiburger Klima zu. Was ihn nach schwerer Erkrankung im Herbst 1533 fast nicht wieder zu Kräften kommen lassen wollte, war — eine



Kaiser Karl V.; Standbild am Kaufhaus

Menge von Flöhen. „Man würde solcher Kleinigkeiten nicht gedenken, meint sein Biograph J. Lévesque de Burigny, wenn sie uns nicht zeigten, wie ausschweifend leichtgläubig in damaligen Zeiten selbst die aufgeklärtesten Männer waren. Man bildete sich ein, daß diese Flöhe durch Zauberei geschickt wären.“ Auch Erasmus. In einem Briefe schreibt er: „Ich sagte manchmal meinen Freunden scherzweise, es sind keine Tierchen, sondern Teufel, was mir beinahe

⁵ D. B. Albert, Freiburg im Urteil der Jahrhunderte; Freiburg 1924.

wie eine Wahrsagung erscheint. Denn vor einigen Tagen wurde ein Weib verbrannt, das achtzehn Jahre hindurch eine heimliche Verbindung mit dem Teufel gehabt hat. Unter andern Verbrechen hat sie gestanden, daß sie durch des Teufels Hilfe mehrere große Säcke mit Tierchen in diese Stadt geschickt hatte. Das Dorf, in welchem die Heze verbrannt wurde, heißt Kirchhofen und



Wasserspeier am Kaufhaus

ist von hier zwei Stunden entfernt. — Während ich dies schreibe, stehe ich immer auf, doch beißen sie mich überall unter meinen Hosen und meinem Kragen, meinem Hals herum; auch sind sie so klein, daß man sie nicht fangen kann. Was doch den Gottlosen alles gestattet wird!“

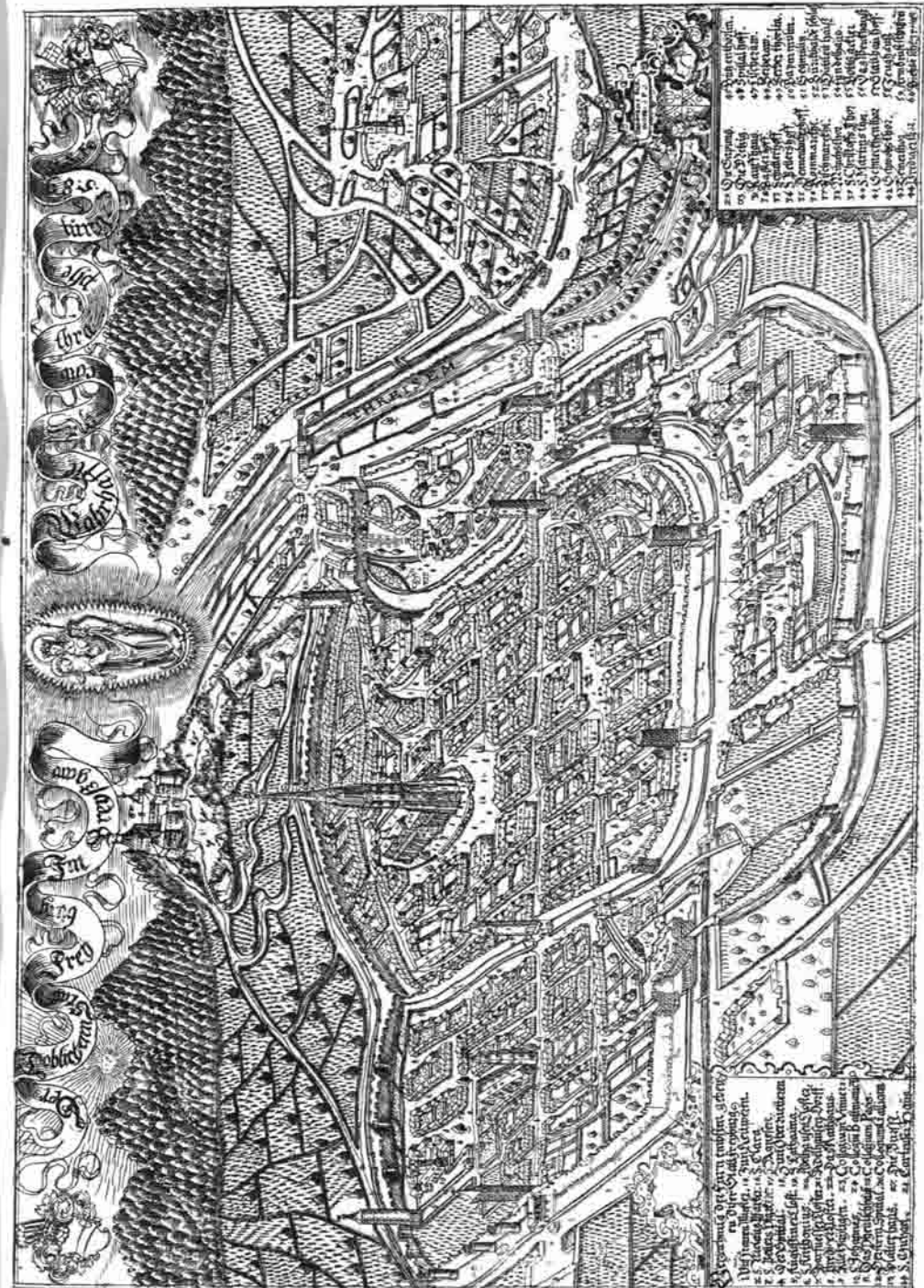
Trotz der vielen Flöhe und anderer Unannehmlichkeiten blieb Erasmus doch noch fast zwei Jahre in Freiburg wohnen. Erst im Sommer 1535 begab er sich wieder nach Basel.

Etwa der gleichen Zeit wie das Haus „Zum Walfisch“ danken wir die städtischen Monumentalbauten: Kornhaus, Kaufhaus und Rathaus. Lassen wir uns zu ihnen durch einen hervorragenden Kenner der Freiburger Baugeschichte führen⁶:

„Auf der Nordwestseite des Münsterplatzes entstand 1498 als Markthalle und Tanzhaus das sogenannte Kornhaus, ein langgestreckter, zweigeschossiger Hallenbau mit steilen Treppengiebeln. Während die Spitzbogenfenster und Türen des Erdgeschosses 1823 eingebrochen wurden, sind die dreigeteilten, geradlinig geschlossenen Fenster des Obergeschosses noch ursprünglich. Die Einteilung des Inneren ist bei der wechselnden Zweckbestimmung des Gebäudes gründlich verändert, zuletzt noch 1884 bei einem durchgreifenden Umbau.

Ein noch stattlicherer und unvergleichlich reicher ausgeführter Bau erstand auf der Südseite des Münsterplatzes, 1520—1532, wahrscheinlich durch den Münsterwerkmeister Lienhard Müller von Ettlingen, in dem Kaufhaus. Es bildet die monumentale Ergänzung zu dem durch einen Hof verbundenen älteren Kaufhaus an der Schusterstraße. Lienhards Schöpfung legt sich mit der Längsachse gegen den Münsterplatz und ist an den Schmalseiten von Staffelgiebeln eingefasst. Vor der Front zieht sich eine offene gewölbte Halle mit fünf Spitzbogenöffnungen entlang. Dahinter liegt eine große Warenhalle mit Balkendecke, der im Obergeschoß ein großer Festsaal mit einer Stuckdecke von geometrischen Füllungen (17. Jahrhundert) entspricht, durch zwei auf Ständern ruhende Unterzüge dreigeteilt, eingefasst an den Frontecken von zwei wappengeschmückten Erkern; zwischen ihnen erstreckt sich der von Jörg Sorger 1550 erneuerte Balkon auf figuralen Trägern. Die vier Standbilder Kaiser Maximilians I., Karls V., Ferdinands I. und Philipps I. von Burgund zwischen den Fenstern des Obergeschosses schuf (1530) Sirt von Staufen, der Meister des Schuzmantelaltars im Münster“, als machtvolle Denkmäler zur Freiburger Geschichte. — Dem Vorbild der Väter folgend, gab die moderne Stadt der Kaiserbrücke, der Schwabentorbrücke und ihrem Rathaus den Schmuck wuchtiger Denkmäler.

„Verhältnismäßig spät erst ist die Stadt zu einem ihrem Ansehen entsprechenden Rathaus gekommen. Lange hat man sich begnügt mit unzureichenden und unbequemen Provisorien in den drei nebeneinander liegenden, aber recht ungleichmäßigen Privathäusern gegenüber der Martinskirche, in denen man zur Entlastung der rückseitig gelegenen, alten Gerichtslaube Verwaltungs- und Kanzleiräume unterbrachte. Nachdem jener ältere Hofbau in den Jahren 1550—1553 umgebaut, durch einen Archibau erweitert und mit den am Barfüßerplatz gelegenen Gebäulichkeiten durch einen gedeckten Gang verbunden war, schritt man 1556—1559 zu einem Umbau der letzteren nach einem ein-



Freiburg im Jahre 1589

⁶ Prof. Dr. J. Sauer, Alt-Freiburg; Augsburg 1928; sehr schön und preiswert

heitlichen Plan. 1600 wurde das südliche Eckhaus an der Turmstraße mit dem breiten Renaissanceportal hinzugebaut. Man kann sich wundern, daß die Stadt nach dem imposanten Monumentalbau des Kaufhauses für ihre eigene Verwaltungs- und Repräsentationszwecke nicht eine repräsentativere Anlage erstellt, sondern sich mit dem doch stark eingeengten Umbau älterer Häuser begnügt hat. 1896—1900 wurde nochmals eine weitere Baugruppe, die des südlich jenseits der Turmstraße liegenden alten Universitätsgebäudes, angegliedert.

Der Zeit des ans klingenden Mittelalters und der beginnenden Renaissance gehört in Freiburg die Mehrzahl der noch alten Häuser an; unter den mehr oder weniger radikalen und häufigen Umänderungen und Umbauten wird man fast noch überall spätgotische oder in Renaissanceformen gehaltene Türen oder Fenstergewände, Gesimse, Stützen oder einzelne Profilstücke dieser Zeit feststellen können; gelegentlich auch vollständig erhaltene Erker. Am besten hat sich der einheitliche Stilcharakter des Bürgerhauses in der Herrenstraße erhalten.“

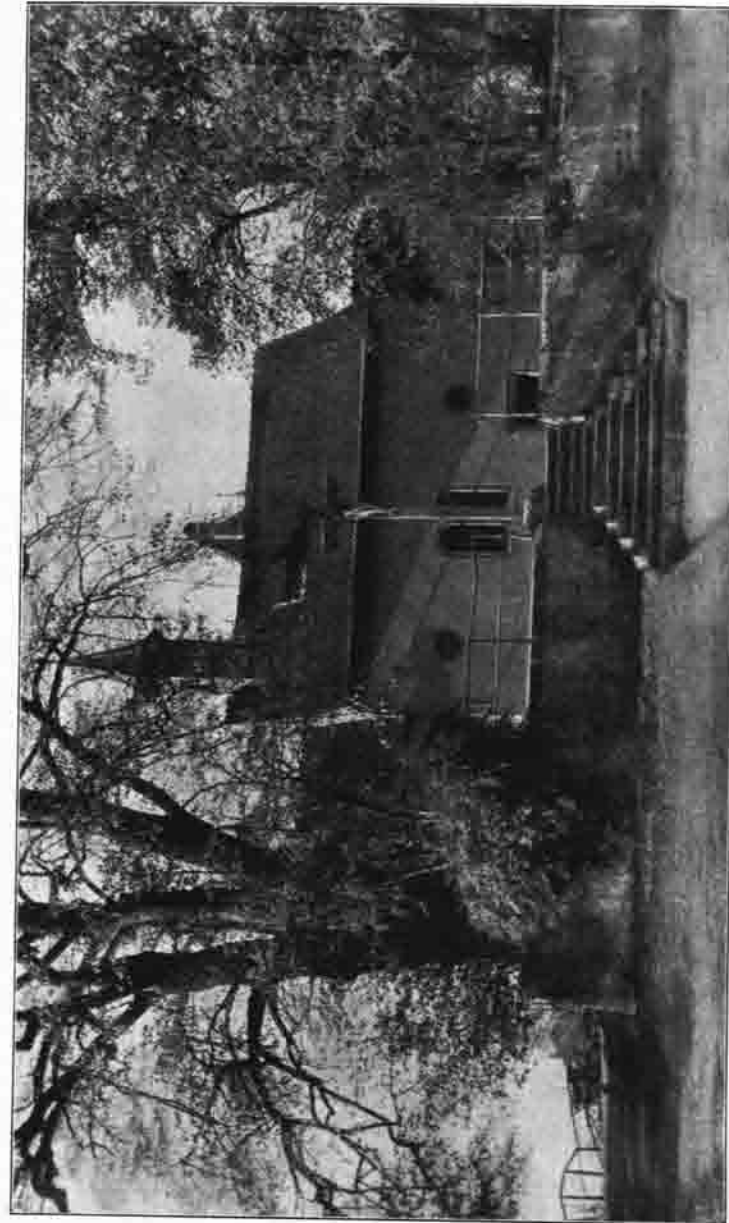
Von den zahlreichen Stadthäusern der verschiedenen Klöster und Stifte beanspruchen zwei Beachtung, der Blasierhof in der Salzstraße, der 1708 nach dem Übergang an St. Blasien allerdings umgebaut wurde, und der Peterhof, eine ausgedehnte, schlichte Baualanage aus dem Ende des 16. Jahrhunderts, das Stadthaus der Benediktiner in St. Peter auf dem Schwarzwald.

In den folgenden Jahrhunderten änderte sich das Stadtbild gründlich. Auf den Bauernkrieg von 1525, bei dem die Stadt glimpflich weglam, folgten Freiburgs Franzosenzeiten.

Es sind fünf weltgeschichtliche Ereignisse, die Freiburg hart mitbetrafen: der Dreißigjährige Krieg, die Raubkriege Ludwigs XIV., der Spanische Erbfolgekrieg, der Österreichische Erbfolgekrieg, die Revolutions- und Napoleonskriege. Von allen Kämpfen hat die deutsche Südwestecke einen guten Teil abbekommen. Die Schweden, Bernhard von Weimar und die Franzosen haben ihre gierigen Hände zielsicher nach Freiburg ausgestreckt und den Besitz jahrelang behauptet, Ungarn und Böhmen als kaiserliche Völker, Spanier und Russen als Bundesgenossen, Schweden und Franzosen als Feinde hier gekämpft und gehaust.

Mit der zunehmenden Bedeutung des Handelsweges nach Osten, gar mit dem Wachsen der Spannung zwischen Österreich und Frankreich steigerte sich die militärische Wichtigkeit der Stadt. Allein Österreich überschaute die Reichweite des gefährlichen und gefährdenden Grenzpostens nicht. Mit einer einzigen Ausnahme sandte es nur unfähige Kommandanten, denen Freiburg ein Ruheposten schien oder gar eine Strafstelle war, und ließ schließlich die heldenmütig ringende Stadt ganz im Stich.

Wie war es möglich, daß trotz einer oft ungeheuerlichen Verelendung, trotz Geldnot und Kreditmangel die Stadt durchhielt? „Sie verdankt es der sittlichen



Streitotapelle

Größe des Bürgercharakters und der Höhe der Gesinnung im damaligen Stadtregiment. Die Bürgerschaft war innerlich gefestigt und an Zucht und Ordnung gewöhnt. Das Zunftwesen sorgte für Treu und Glauben in Handel und Gewerbe. Die Stadthäupter verbanden Satkraft mit diplomatischer Schmiegsamkeit. Kein Stadthaupt saß, wenn die Sturmglocke läutete, rat- und hilflos auf seinem Dienstzimmer oder war gleich dem Kommandanten von Schüz lange nicht zu finden. Diesen Männern war Leben und Stellung lieb, aber Selbstachtung galt ihnen höher. Der Rat erließ zwar schwerfällige Verordnungen, aber er packte zu allen Zeiten auch zu, wenn es nötig war."

Die Ereignisse während des Dreißigjährigen Krieges sind folgende: 1632 wird Freiburg von den Schweden erobert, 1633 von den Kaiserlichen, 1634 vom Rheingrafen Otto Ludwig, 1634 wird es wieder kaiserlich, 1635 schwärmen plündernd und drohend die Franzosen um die Mauern, 1636 und 1637 herrscht Ruhe, 1638 erobert Bernhard von Weimar die Stadt, sein Erbe treten die Franzosen an. So ist Freiburg 1642—1644 französisch.

Am 29. Juli aber nimmt der Bayerngeneral Franz Mercy den Franzosen die Stadt ab, und als Turenne und Condé von Süden her die Festung zurückerobern wollen, tritt ihnen Mercy zuerst am Schönberg, dann am Lorettberg entgegen und besiegt mit Johann von Weerth und seinem Bruder Kaspar das Franzosenheer so gründlich, daß es in Verwirrung abzieht. Den Sieg zahlt Kaspar Mercy mit dem Leben.

Zur Erinnerung an die Kämpfe baute der Zunftmeister Mang die drei Kapellen unter einem Dach auf dem Lorettberg.

Mit dem Friedensschluß von Münster, dem Westfälischen Frieden, war für Freiburg zwar auch das Kriegsende, aber noch nicht die Stunde des Friedens gekommen. Bis 1650 hausten französische Besatzungstruppen im Breisgau, um die Kriegsschädigung zu erpressen. Dann verlangten die nächsten Jahrzehnte des Aufbaus neue große Opfer.

Wenig später, am 15. November 1677, während der Raubkriege Ludwigs XIV., erlag die Stadt dem Angriff des Marschalls de Crequi als Opfer ihres Kommandanten, des Generals Schüz, eines allerdings 77jährigen Mannes. Sie fiel nach nur viertägiger Umschließung infolge völlig unzureichender Verteidigung und wurde dann durch den kurz folgenden Frieden von Nimwegen der Krone Frankreichs zugesprochen.

Die diesbezüglichen Friedensartikel bestimmten:

Österreich tritt Frankreich das Schloß und die Stadt Freiburg ab mit den dreien zu der Stadt gehörenden Dörfern Lehen, Bzenhausen und Kirchzarten samt deren ganzem Banne, sowie sie ehemals zu der Stadt gehört hatte, und mit allem Eigentumsrecht, hoher Obrigkeit, Kirchengesetze, Landeshoheit und allem überhaupt, was ehemals an der Stadt das Haus Österreich besessen und ausgeübt hat, ohne sich, seinen Erben und Nachkommen, noch dem Heiligen Römischen Reiche etwaige Rechte oder Forderungen vorzubehalten. Es sollen

auch alle Gesetze, alte Gewohnheiten und Verträge, die dieser Abtretung entgegen sein könnten, von nun an als unwirksam angesehen werden. Doch sollen die Freiheiten und Vorrechte, welche diese Stadt von dem Hause Österreich ehemals erhalten hat, unangefochten bleiben, wie auch die geistliche Gerichtsbarkeit, Einkünfte und andere Gerechtsamen des Bischofes und des Domstiftes zu Konstanz in vorigem Stande verbleiben.

Frankreich wird Sorge tragen, daß alle Schriften und Urkunden, welche in der Stadt, in dem Schlosse, in der Regierungs- und Kammerkanzlei, auch in den Häusern unter der Verwahrung der Räte und anderer Beamten oder anderswo bei der Eroberung der Stadt Freiburg gefunden worden, getreulich



Die Burg auf dem Schloßberg vor 1677

und ohne Schwierigkeit verabfolgt werden. Wenn dergleichen Urkunden die öffentlichen Angelegenheiten der Stadt Freiburg und der zu ihr gehörenden drei Dörfer zum Gegenstande haben, sollen die hierzu Verordneten den Ort bestimmen, wo selbe künftig aufbewahrt werden müssen, doch also, daß immer echte Abschriften davon auf Begehren sollen mitgeteilt werden.

Nicht nur dem Baselerischen Domkapitel, wie auch allen Mitgliedern der Österreichischen Regierung und hohen Schule in Freiburg, sondern auch jedem Bürger und Einwohner, welchen Standes er sein mag, soll erlaubt sein, im Zeitraum eines Jahres nach der Unterzeichnung dieses Friedens aus der Stadt sich zu begeben und mit allen seinen beweglichen Gütern ohne Hindernis, Abzug und Anforderung anderswo nach Belieben zu ziehen und sich festzusetzen. Die unbeweglichen Güter aber mögen frei verkauft oder beibehalten und entweder

durch den Eigentümer selbst oder durch andere verwaltet werden. Eben diese Erlaubnis soll sich auf alle andere ausdehnen, welche in der Stadt Freiburg und ihren Dörfern Güter, Einkünfte oder andere Gerechtfame besitzen.

Doch ist Frankreich nicht abgeneigt, das gedachte Schloß und die Stadt samt den dreien dazu gehörenden Dörfern Osterreich wieder abzutreten, wenn ihm auf eine andere Art Genügen könnte verschafft werden.

Um die Lande am Oberrhein dauernd gegen Rückeroberungsversuche zu schützen, wurden Stadt und Schloßberg von Ludwig XIV. sofort zur Festung großen Stiles ausgebaut.

Über Freiburg als Festung und die um sie sich abspielenden Kämpfe berichtet eine reiche Literatur⁷. Wir beschränken uns hier, die Ausstrahlungen auf die Gegenwart zu zeigen, und übernehmen hierfür die klar überschauenden Ausführungen von E. Krebs⁸:

Bauban, Ludwigs Festungsbaumeister, begann 1678 den Festungsban. Vom Schloßberg herab bis ins Innere der heutigen Straßenfluchten finden sich Spuren des Bauplanes. Die Einebnungen, Wall-Linien und Abhänge auf dem Schloßberg erinnern an die drei Schlösser, die gestaffelt den Berg hinauf sich dehnten. Beim Schwabentor schloß sich an die Mauerzüge der Bergfestung der Vaubansche Kempart, der in den Gärten zu beiden Seiten der Wallstraße zum Teil noch sehr deutlich hervortritt. Die Straßenlinie Wallstraße, Friedrich-Ebert-Platz, Kempart-, Werder-, Kotteckstraße, Fahnenbergplatz, Ringstraße, Karlsplatz bezeichnet klar erkennbar die alte innere Grenze der Befestigungen. Durch die ehemaligen Vaubanschen Bastionen sind die freien Plätze geschaffen, welche diese Linie unterbrechen. So ist der Alliegarten die frühere Bastion Kaiserin, der Platz um das 1910 erbaute, wuchtige Theater die Bastion St. Josef, der Karlsplatz die St.-Christophus-Bastion.

Alle alten Vorstädte verschwanden. Sie wurden einfach eingeebnet. Das zwang die draußen liegenden Klöster, sich neue Plätze im Innern der stark verkleinerten Stadt zu erwerben. St. Klara siedelte sich an der Stelle des heutigen Heiliggeistspitals an, Adelhausen dort, wo heute noch das reizende Barockkirchlein mit dem zur Schule eingerichteten Klostergebäude von Adelhausen steht, um nur die wichtigsten zu nennen.

Die St.-Nikolaus-Kirche mit dem Friedhof, auf dem die Freiburger seit Aufhebung des Kirchhofes um das Münster meist ihre Toten bestattet hatten, verschwanden mit der Vorstadt. Einige Zeit lang begrub man seine Toten im Münster und wieder am Münster, legte aber bald westlich vor der Stadt einen Soldatenfriedhof und vor dem Christofstor einen Bürgerfriedhof an, der den inneren Teil des jetzigen Alten Friedhofes an der Karlstraße ausmacht.

⁷ Vgl. u. a. die Zeitschriften des Dreisgauvereins Schauinsland und des Freiburger Geschichtsvereins, beide in Freiburg.

⁸ E. Krebs, Spuren von Franzosenzeiten in Freiburg; Vortragsbericht, Freiburg 1915.

Das oft unvorbenne, endlich eroberte, durch zwei Jahrzehnte hindurch besetzte und von Grund auf umgewandelte Freiburg ging den Franzosen plötzlich wieder verloren im Jahre 1697. Nicht durch Belagerung und Erstürmung, sondern durch die Bestimmungen des Friedens von Ryswick fielen die Breisgaustädte an Habsburg zurück.

Mit welcher Erbitterung mag der Franzosenkönig diese Edelsteine aus seiner Krone haben verschwinden sehen! Er ließ denn auch nicht von der Hoffnung, sie wieder zu gewinnen. Als er bald danach mit Osterreich sich in neue Streitigkeiten verwickelte, deren Anlaß die spanische Erbfolge war, marschierten sofort wieder seine Truppen in den Breisgau ein. 1703 wurde Breisach genommen. Freiburg war aufs höchste gefährdet. Doch ging die Gefahr des Rückfalles für dieses Mal vorüber.

Aber Frankreich ließ nicht von seinem heißen Begehren. Im Jahre 1713 lagen die Franzosen wieder vor der Stadt.

Nun folgte jene furchtbare Beschießung, welche den Schloßberg zum Trümmerhaufen machte und das Gesicht der Stadt zerlegte. Damals rettete die selbstmächtige Handlung des Stadtschreibers Mayer den Bürgern die Heimat. Er steckte vor dem Predigertor im stärksten Kugelregen die weiße Fahne auf und begab sich mit dem Bildhauer Wüß zu den Belagerten hinaus, um die Bedingungen der Übergabe zu bereden.

Der Friedensschluß brachte Freiburg wieder an Osterreich zurück. Doch als dreißig Jahre später wieder der Kriegstaumel über die Länder hintobte, standen auch sofort wieder die heutegierigen Nachbarn vor der Stadt. Ende September begann eine Beschießung, die an Furchtbarkeit alle früheren noch übertraf. Nach 37tägiger Leidenszeit bat die zerschossene Stadt um Frieden.

In der weisen Voraussicht, daß es diesmal mit der Franzosenherrlichkeit für immer zu Ende sei, hatten die neuen Herren nichts Geligeres zu tun, als die Festung, die sie selber gebaut hatten, ihres Festungscharakters zu berauben. Alle Werke wurden geschleift.

So übernahm Osterreich im Friedensschluß sein Freiburg, Trümmerhaufen zwischen Trümmerbergen.

Wieder begann man von vornen. Für die erhöhte Bautätigkeit des 18. und beginnenden 19. Jahrhunderts nach den Kriegsschäden scheint bemerkenswert, daß vorwiegend Vorarlberger und Allgäuer als Baumeister aller Art tätig waren. Auch für die bildende Kunst dieser Zeit sind neuerdings einige in Freiburg und dem Breisgau nachgewiesen⁹.

Der bedeutendste Meister allerdings, Christian Wenzinger, entstammt dem Breisgau. Er ist Baumeister, Bildhauer und Maler in einer Person und nach jeder Seite hin ein ganz großer Kömner. Als Architekt schuf er u. a. das Haus „Zum schönen Eck“ an der Südostecke des Münsterplatzes, das heutige

⁹ Hermann Ginter, Südwestdeutsche Kirchenmalerei des Barock; Augsburg 1930.

Wenzingerhaus. Etwa gleichzeitig liegen Bagnatos große Schöpfung für die Deutsch-Ordens-Kommende, heute das Dienstgebäude des Landeskommissärs in der Salzstraße, gegenüber jene d'Zynards, das heutige Großherzogliche Palais, und das von der Breisgauer Ritterschaft erstellte Gebäude „Zum Ritter“ auf



Freiburg um das Jahr 1715

dem Münsterplatz, seit Freiburgs Erhebung zur Bischofsstadt Erzbischöfliches Palais¹⁰.

Die Revolutionskriege und die Napoleonischen Kriege brachten wiederum eine Unsumme von Leid und Schaden, darunter eine mit Unterbrechungen

¹⁰ Fr. Hefele, Wie Freiburg Bischofsstadt wurde; Freiburg 1927.



Großherzog Karl Friedrich; Standbild am Rathaus

mehrere Jahre dauernde Besetzung als Folge einer Zuweisung des Breisgans an den Herzog von Modena, eines Schachzuges Napoleonischer Politik.

1806 kam dann Freiburg mit den ganzen vorderösterreichischen Gebieten, wiederum auf Napoleons Verfügen, an Baden, das aus einem Ländchen von 29 Quadratmeilen mit 90 000 Einwohnern um die Jahrhundertwende jetzt zu einem Gebiet von 272,5 Quadratmeilen mit über einer Million Bewohnern wuchs. Aus dem Duodezstaat hatte der Korse ein nettes Großherzogtum gezimmert, als Brautbett von Format für seine Adoptivtochter Stephanie Beauharnais, Badens erste Großherzogin, und vielleicht als geschicktes Aufmarschgelände für neue Siegeszüge. Trotz der Zufälligkeit seines Entstehens und trotz des durch sie bedingten Nebeneinanders von Alemannen und Franken schmolz das Land in wenigen Jahrzehnten zu einer großen Einheit zusammen.

Die Zuweisung Freiburgs an den Herzog von Modena, war sie schon eine, für die Stadt allerdings folgenschwere, Geste, hatte wie ein Donnerschlag auf die Bevölkerung gewirkt, und Karl von Rotteck, der mitten in jener Zeit und ihrer Unruhe stand, rief voll Zorn und Verzweiflung: „Wir sind also jetzt modenesisch! So weit hat die Liebe der Breisgauer zu ihrem dankbaren Landesherren, ihre Treue und Tapferkeit, ihr Patriotismus sie gebracht, daß sie nun wie eine Schafherde verhandelt werden.“

Den Übergang an Baden nahm die Bevölkerung mit geteilten Gefühlen auf. „Aus all dem Jubel, der offiziell entfesselt wurde, aus den Reden und Gesängen, welche die Treue, die Unhänglichkeit und den Gehorsam gegen den neuen Landesherren feierten, klangen unverhüllt die Stimmen des Unmutes hindurch, und wenn gewisse Kreise und Überlieferungen Glauben verdienen, so war ein sehr großer, wenn nicht der größte Teil der Bevölkerung des Breisgans und vor allem der Stadt Freiburg, hoch und niedrig, ohne Unterschied, durchaus unzufrieden und unglücklich über die Wendung des Schicksals, das den Breisgan nach mehr als 400jähriger Zugehörigkeit von dem großen (katholischen) Österreich getrennt und an das kleine (vorwiegend protestantische) Baden gekettet, das trotz seines ausgezeichneten Fürsten Karl Friedrich vielfach die Mängel und Blößen der verrufenen deutschen Kleinstaaterie zur Schau trug.“

Wir sehr die Freiburger an Österreich hingen, bewiesen sie noch ein Jahrzehnt später: im Juni 1814 ging eine Abordnung von sechs Bürgern mit dem Bürgermeister an der Spitze nach Basel, den durchreisenden Kaiser Franz II. um die Wiedervereinigung Freiburgs und des Breisgans mit Österreich zu bitten. Sie überreichten ein vom Gesamtstadtrat, den Zunftmeistern und den Ausschußmitgliedern unterzeichnetes Gesuch. Die Hoffnungen, die der Kaiser ihnen machte, blieben allerdings unerfüllbar. Freiburg wäre bereit gewesen. Zur Verewigung der Rückkehr an Österreich hatte man schon die Stempel zu einer Denkmünze anfertigen lassen und auch sonst war alles vorgebracht.

„Der noch Jahrzehnte nach der Lostrennung von Österreich bei jeder Gelegenheit zutage tretende ungewöhnlich hohe Grad der Unhänglichkeit an die



Freiburg im Jahre 1820

vormalige Landesherrschaft findet seine Erklärung zunächst im Charakter des Alemannen, der viel zäher als andere deutsche Stämme am Athergebrachten und einmal Liebgewonnenen festzuhalten pflegt, dann aber in der geschichtlichen Entwicklung der Herrschaft des Hauses Habsburg über den Breisgau und in der Art des Regierens, wenn sie auch die ganze Zeit ihres Bestehens hindurch die größten Opfer verlangte, jedoch vielleicht gerade deshalb auch so tiefe Wurzeln schlug.“

Aber daß die Vereinigung mit Baden, als die Zeitläufte sie nun einmal gebracht hatten, der Stadt einen Aufschwung des geistigen und wirtschaftlichen Lebens brachte, steht außer Zweifel. Wenn man die Bevölkerungsziffern als Maßstab gelten lassen will — die Einwohnerzahl hat sich seither fast verzehnfacht, zählt Freiburg heute doch 94 000 Einwohner.

Doch das Gesicht der Stadt? Neben amnutigen Villensiedlungen entstanden in Jahren unvermittelten Wachstums wohl auch zerfahrene Stadtteile wie anderswo, Straßenzüge mit verlogenen Vorderfassaden, die Altstadt aber, voran die Reichweite des Münsters, besteht in Ehren. Die Altstadt vor allem ist es, die dem vom Schloßberg über das Gewirr der Häuser Schauenden Freiburg zum großen Erlebnis gestaltet.

Und wanderst du im nahen Schwarzwald, weiter noch schweift dein Blick vom Rand des Hochwaldes. Um dich gelbt an den Berglehnen der Ginster. Vor dir wellen sich die Matten, die Weiden, über die Herdengeläut leise heraufklingt. Auf saftigen Anhöhen stehen dort die Höfe, breitspurig brüten sie da, moosüberwuchert, unter tief über sie herabhängenden Strohdächern, und auch in der Ferne blinken die silbergrauen Dächer alter Schwarzwaldbauernhöfe. Feiner Dunst steigt sonnenwärts. An die langgezogenen Höhenrücken schmiegen sich verwitterte Ackerflächen, gegliedert von durch Wind zerzausten Obstbaumreihen. Felder, die Menschenhand geöffnet, lechzen sehnsüchtig der Reife entgegen. Endlos sich deh nende Wälder stehen auf. Mit diesem großen Hintergrund der ewigen Wälder schließen die Steilhänge das Gewirr der Linien und Farben zum Bild, das dich Freiburgs und der Lande am Oberrhein unerschöpfliche Geschenke ahnen läßt.

Aus der Geschichte der Sektion Freiburg des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins

Von Josef Grabendörfer.

1. Von der Gründung bis zum Beginn der praktischen Tätigkeit.

Am 17. Januar 1881 versammelten sich mehrere Alpenfreunde, Mitglieder auswärtiger Sektionen des D. u. S. A. V., um die Frage zu beraten, ob es am Platze sei, in Freiburg eine Sektion des D. u. S. A. V. zu gründen. Sie beschloß einmütig, eine Sektion ins Leben zu rufen, und seit diesem Tage besteht in Freiburg eine Sektion des D. u. S. A. V. — Zunächst wurde ein Gesandter in den Freiburger Zeitungen erlassen, in dem Ziele und Leistungen des D. u. S. A. V. eingehend geschildert und die Vorteile, welche die Mitgliedschaft Alpenwanderern bietet, angegeben wurden. Dem Gesandten folgte schon am 29. Januar 1881 eine Einladung an alle Alpenfreunde aus Stadt und Umgebung, sich am 3. Februar 1881 im Kaffeehaus zum Kopf zur ersten Sektionsversammlung einzufinden, deren Tagesordnung u. a. die endgültige Festsetzung der Satzung und die Wahl der Vereinsbeamten war. Unterzeichnet war die Einladung von Hofrat Dr. Behaghel, Dr. med. Engesser und Professor Dr. Neumann, dem am 17. Januar gebildeten provisorischen Ausschuss. Bis zur Versammlung hatten 28 Mitglieder sich angemeldet, von denen 23 in der Versammlung erschienen; von den Gründern ist heute noch unter uns Herr Dr. Hieber. In der Satzung wurde der Gesamtbeitrag auf 8,50 Mark festgesetzt, wovon 6 Mark an den Zentralausschuss abgeliefert wurden, 2,50 Mark verblieben der Sektion; Versammlungen sollten im Winter allmonatlich, im Sommer nach Bedarf stattfinden. Als Vorsitzender wurde Herr Hofrat Dr. Behaghel, als Rechner Herr Notar Litschgi, als Schriftführer und Vorstandsstellvertreter Herr Professor Dr. Neumann gewählt; letzterer mußte wegen Versetzung nach Heidelberg schon im September sein Amt niederlegen; an seine Stelle trat Herr Kaufmann Franz Schuster. Im ersten Vereinsjahr war das Vereinsleben recht rege; die allmonatlich stattfindenden Zusammenkünfte, in der Regel am ersten Dienstag des Monats in den oberen Räumen des Restaurants Trempel, waren immer sehr gut besucht, meist waren über zwei Drittel der Mitglieder anwesend; es wurden Vorträge gehalten, Reiseberichte

erstattet, die Erlebnisse auf Alpenreisen erzählt; auch gemeinschaftliche Wanderungen wurden ausgeführt; in die schöne Umgebung Freiburgs, auch in die Alpen von Tirol und der Schweiz wanderten nicht wenige Mitglieder. So blieb es in den ersten zehn Jahren der Sektion.

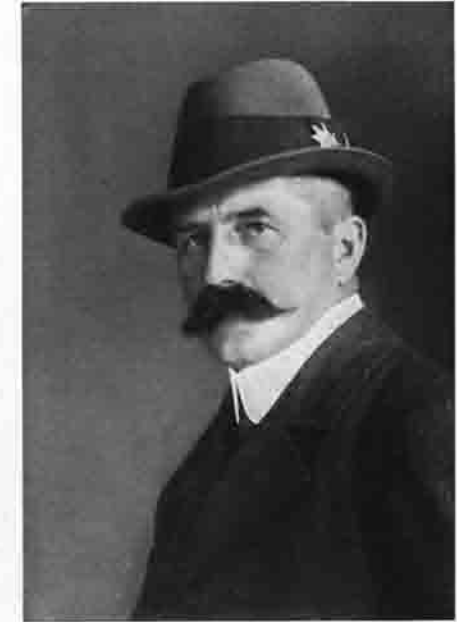
2. Vom Beginn der praktischen Tätigkeit bis zum Weltkrieg.

Auf Ende 1890, nach zehnjähriger Tätigkeit, legte der seitherige Vorstand sein Amt nieder, die Neuwahl ergab als 1. Vorsitzenden Herrn Professor Dr. Neumann, als Rechner Herrn Rechtsanwalt Stebel, als Schriftführer und stellvertretenden Vorsitzenden Herrn Major a. D. Werber; an des letzteren Stelle trat schon im Jahre 1892 Herr Kaufmann Fink. In der Betätigung der Sektion trat zunächst keine Änderung ein; im Laufe des Jahres machte sich aber immer mehr die Meinung geltend, daß die Sektion sich nicht nur auf Pflege der Geselligkeit, Veranstaltung von Vortragsabenden und gemeinschaftliche Wanderungen beschränken dürfe, sondern in den Alpen auch praktische Arbeit leisten müsse. Man sah sich daher zunächst nach einem Arbeitsgebiet um; es lag nahe, das Gebiet um die „Rote Wand“, den von den Höhen um Freiburg, zum Beispiel dem Hohwart, sichtbaren mächtigen Felsklotz, als Arbeitsgebiet zu wählen. Der Zentralausschuß billigte die Wahl und verwies auf die Verständigung mit der Sektion Vorarlberg; letztere begrüßte die Absicht der Sektion Freiburg aufs freudigste und sagte Unterstützung mit Rat und Tat gerne zu, um so mehr, als das Gebiet noch ganz wenig bekannt und begangen war. Um das Gebiet, dessen Schilderung auf Grund einer selbstgefertigten großen Karte Professor Elbs in der Juniversammlung vorgetragen hatte, kennen zu lernen, besuchten zwei Mitglieder, Ankele und Stebel, zu verschiedenen Zeiten das Gebiet. Stebel, der vom Wetter begünstigt war, lernte dabei einen großen Teil des Gebietes kennen und gewann dabei die Überzeugung, daß das Gebiet wohl um seiner landschaftlichen Schönheit willen verdiene, als Arbeitsgebiet gewählt zu werden. Auf seinen Antrag wurde denn auch in der Februarversammlung 1892 die Erhöhung des Beitrages an die Sektion von 2,50 Mark auf 4 Mark beschlossen, um die Mittel für die im Sektionsgebiet vorzunehmenden Arbeiten zu gewinnen; es handelte sich ja vorderhand nur um Wegmarkierungen, Aufstellen von Wegweisern, Ausbesserung vorhandener Wege; an einen Hüttenbau dachte man zunächst nicht, obwohl der dringend nötig war; denn im Gebiet fanden sich nur sehr primitive Alphütten! — Wesentlich weiter kam man in der Sache im folgenden Jahr; außer dem Vorsitzenden besuchten noch mehrere Mitglieder das Arbeitsgebiet, durchstreiften dasselbe nach allen Richtungen, traten mit den Besitzern der Formarin-Alpe am Fuß der Roten Wand in Beziehung mit dem Erfolg, daß der Sektion die Wohnhütte der Formarin-Alpe zum Kauf angeboten wurde; sie sollte in eine Alpenvereinshütte umgebaut werden. Die Angelegenheit wurde in den Sektionsitzungen besprochen; die Meinungen gingen auseinander, mit dem Gebiet war man allgemein ein-

Die Ehrenmitglieder der Sektion Freiburg i. Br.



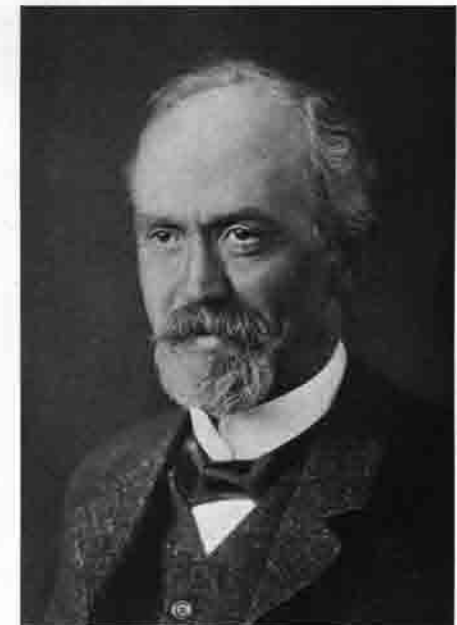
Wickl. Geh. Rat
Prof. Dr. Christian Bäumler



Prof. Dr. Josef Grabendorfer
Ehrenvorsitzender der Sektion



Benefiziat Josef von Schmid
in Dalaas am Arlberg



Geh. Hofrat
Prof. Dr. Ludwig Neumann †

verstanden, aber an der Lage der Hütte nahmen manche Anstoß; schließlich einigte man sich aber doch, und in der Versammlung am 12. Januar 1894 wurde beschlossen, die angebotene Hütte am Formarinsee für 700 fl. zu erwerben. Ungefäumt wurde nun für die Beschaffung der noch fehlenden Mittel Sorge getragen; Anteilscheine zu 10 Mark wurden ausgegeben, die etwa 3000 Mark erbringen sollten. Au den Zentralauschuß wurde die Bitte gerichtet um Zuschuß, auch der Stadtrat wurde um Beisteuer gebeten, die innere Einrichtung sollte durch Stiftungen der Mitglieder beschafft werden; alle Schritte waren von Erfolg begleitet, und schon am 16. August 1894 konnte die Hütte unter Anwesenheit vieler Freiburger Mitglieder und zahlreicher Gäste anderer Sektionen und aus der Umgebung eingeweiht werden. Die kirchliche Weihe vollzog Pater Schmidt Sr. J. unter Assisenz von Benefiziat von Schmuck aus Dalaas. Die Hütte war zunächst unbewirtschaftet, Lebensmittel konnte man vom Alpmeister der Formarin-Alpe erhalten (Brot, Milch, Butter, Käse); sie wurde später mit einem Proviantdepot versehen, das der Paradieswirt in Dalaas, Frits, instand hielt; derselbe betraute Christian Bonier aus Silbertal mit der Hüttenaufsicht und Ausgabe der Lebensmittel; nach dem Tode von Frits wurde Christian Bonier, der inzwischen unter die Zahl der autorisierten Bergführer aufgenommen worden war, selbständiger Bewirtschafter der Hütte. Die Hütte erforderte mancherlei Reparaturen; schon im Jahre nach der Einweihung war die teilweise Erneuerung des Daches notwendig geworden; der Instandhaltung der Inneneinrichtung wurde fortdauernd große Sorge gewidmet. Von Wegbauten im Hüttengebiet ist der Weg auf die Rote Wand zu nennen, der im Jahre 1897 eröffnet werden konnte und heute noch zum Aufstieg benutzt wird; Markierungen nach Lech, nach Dalaas, nach Braz über die Mafonalpe wurden ausgeführt; sie sind bis heute instand erhalten. Die Anteilscheine wurden vom Jahre 1898 ab ausgelost, vielfach wurde auf die Rückzahlung von den Mitgliedern verzichtet, so daß Ende 1904 die Hüttenbansschuld getilgt war. Von der Generalversammlung München 1894 war ein Zuschuß von 1300 Mark bewilligt worden.

Von der Betätigung der Sektion in den ersten 25 Jahren ihres Bestehens ist in erster Linie die Veranstaltung von Vorträgen zu nennen. Die Vorträge, fast durchwegs in der ersten Zeit von Sektionsmitgliedern gehalten, waren vielfach Schilderung von Wanderungen in den Bergen, Beschreibungen von beachtenswerten Gebirgsgruppen, doch wurden auch Stoffe allgemeinen Inhalts behandelt. Die Vorträge waren stets recht gut besucht, obwohl der Projektionsapparat noch nicht im Gebrauch war; zur Illustration des Vorgetragenen wurden nur Photographien oder Postkarten herumgereicht. Bergwanderungen im Schwarzwald wurden regelmäßig ausgeführt, die Umgebung Freiburgs bietet dazu reichlich Gelegenheit; Belchen, Feldberg, Kandel, Blauen sind gernbesuchte Ziele. Die Geselligkeit wurde eifrig gepflegt, allwöchentlich fanden sich eine Anzahl Mitglieder, meist Mittwoch abends, später auch Freitags und Samstags

vormittags im Hechinger zum Gedankenaustausch oder zu Verabredungen von Wanderungen zusammen. Höhepunkte der Geselligkeit war das Stiftungsfest, das alljährlich im Januar durch einen Vortrag mit anschließendem Festmahl, bei dem auch musikalische und poetische Genüsse geboten waren, gefeiert wurde. Besonders großartig wurde das 25jährige Stiftungsfest gefeiert, das am 2. Januar 1906 zusammen mit dem Ski-Club Schwarzwald in der Festhalle durch ein alpines Kostümfest begangen wurde. Die Zahl der Teilnehmer war sehr groß, weit über tausend fanden sich in der mit Tannen prächtig geschmückten Festhalle zusammen. Im Hintergrunde des Saales erhob sich der verschneite Gipfel des Feldberges, zu den Seiten waren mancherlei Buden errichtet; Gesänge, Deklamationen und sonstige Aufführungen wechselten mit Tänzen, und bis zum frühen Morgen blieb man beisammen.

Die Zusammensetzung des Vorstandes hatte inzwischen manche Änderung erfahren. Herr Professor Neumann legte schon 1896 das Amt des Vorsitzenden wegen Überhäufung mit Arbeit — er hatte im Frühjahr 1896 auch das Amt des Präsidenten des Badischen Schwarzwaldvereins übernommen — nieder; an seine Stelle trat der seitherige Rechner, Herr Rechtsanwalt Stebel, und dessen Amt übernahm Herr Bankdirektor von Herrmann. Rechtsanwalt Stebel führte den Vorsitz nur zwei Jahre; Januar 1899 wurde Universitätsprofessor Killian zum Vorsitzenden gewählt. Die Stelle des Hüttenwarts, die seither der Vorsitzende inne hatte, wurde nun auch besetzt; Herr Stadtrat Hubert Wagner, der den Bau des 1897 eröffneten Roten-Wand-Weges überwacht hatte und daher mit dem Hüttengebiet sehr vertraut war, wurde zum Hüttenwart gewählt.

Das Vereinsjahr 1901 war durch die Diskussion über den Antrag Paulcke besonders belebt; Herr Privatdozent Dr. Paulcke hatte schon seit 1896 auf Skiern Wintertouren im Hochgebirge ausgeführt, am bekanntesten ist seine Durchquerung des Berner Oberlandes vom 17. bis 23. Januar 1897 mit Victor de Beauclair, Lohmüller, Ehler und Mönniels. Diese Wintertour hatte die weitestgehende Verwendbarkeit der Skier in den Hochalpen einwandfrei erwiesen. Der Antrag Paulckes betraf die Einführung von Skikursen für Führer. Zahlreiche (62) Sektionen hatten schon im voraus ihre Zustimmung gegeben, und bei der Generalversammlung zu Meran im August 1901 wurde der Antrag in der Fassung des Zentralausschusses einstimmig angenommen. Paulcke selbst hielt den ersten Skikurs im Januar 1902 im Aelberggebiet ab. Ende 1901 trat wieder ein Wechsel im Vorstand ein; nach zehnjähriger Tätigkeit als Schriftführer legte Herr Kaufmann Jink sein Amt nieder; an seine Stelle trat Herr Alfred Janler, der sein Amt bis Ende 1905 beibehielt; die Stelle des Schriftführers übernahm der nach Freiburg versetzte frühere Vorsitzende der Sektion Pforzheim, Professor Dr. Grabendörfer. Im Vorsitz der Sektion fanden ebenfalls Veränderungen statt. Herr Professor Killian trat 1903 von der Leitung der Sektion zurück; statt seiner übernahm Professor Dr. Olmanns das Amt des Vorsitzenden, der aber schon Ende 1907 wegen

umfangreicher Berufsgeschäfte sich genötigt sah, das Amt niederzulegen; für ihn wurde der seitherige Schriftführer, Professor Dr. Grabendörfer, als Vorsitzender gewählt; an seine Stelle trat Herr Privatdozent Dr. Deminger; das Amt des Schriftführers wechselte in den nächsten Jahren öfters; an Demingers Stelle trat Ende 1909 Herr Kaufmann Sator; Mitte 1912 übersiedelte Sator nach Basel, sein Amt übernahm Herr Rechtsanwalt Dr. Dornoff, und nach dessen im Sommer 1913 erfolgten Tode wurde Herr Kriegsgerichtsrat Elbs Schriftführer. Als zweiter Schriftführer wurde Herr Assistent Josef Müller bestellt. Die nächsten Jahre brachten der Sektion manche Änderung und viel Arbeit. Ende 1908 wurde die Satzung geändert; die Sektion, die Grundbesitz in Vorarlberg besaß, war noch nicht in das Vereinsregister eingetragen; das wurde durch die neue Satzung nachgeholt; der Vorstand hielt es im eigenen Interesse dringend notwendig, daß die Sektion die Rechtsfähigkeit erwerbe. Die Arbeiten im Hüttengebiet waren wichtiger. Die Mitgliederversammlung vom 26. März 1909 beschloß, das Matrazenlager auf der Hütte, das sehr mitgenommen war durch die fünfzehnjährige Benützung, vollständig zu erneuern. Es sollte die letzte Anschaffung für die seitherige Freiburger Hütte sein.

Schon lange sprach man in Mitgliederkreisen von der Notwendigkeit eines Hüttenneubaus. Die unmittelbare Nähe der Formarinalpe mit ihren Gerüchen, die häufige Störung der Nachtruhe durch das Brüllen des Viehes, die Feuchtigkeit in der Hütte, der Raumangel, der sich namentlich an Sonntagen bei schönem Wetter sehr bemerkbar machte, hatten schon lange den Wunsch entstehen lassen, ein neues Heim in den Alpen zu besitzen. Doch waren die Meinungen darüber, was geschehen sollte, geteilt. Die einen, und zwar nicht wenige, waren der Ansicht, im Gebiet der Roten Wand überhaupt nichts mehr zu bauen, ja sogar die seitherige Hütte aufzugeben und anderswo in den Alpen sich anzusiedeln. Andere wieder, denen das an landschaftlichen Schönheiten gewiß nicht arme Gebiet lieb geworden war, wollten davon nichts wissen, waren aber auch der Meinung, die seitherige Hütte müsse aufgelassen und durch einen Neubau an günstiger gelegener Stelle ersetzt werden. Die Entscheidung kam rascher als vorauszusehen war. Es war der Sektion bekannt geworden, daß die Alpgenossenschaft Formarin Wert darauf lege, die alte Hütte wieder in ihren Besitz zu bekommen; die Vermögensverhältnisse der Sektion hatten sich durch die hochherzige Hinterlassenschaft unseres Mitglieds John Neckel überaus günstig gestaltet, der Kassenbericht für 1908 wies ein Barvermögen von über 12000 Mark auf. Der Vorstand glaubte daher, nicht mehr länger zuwarten zu sollen und setzte auf die Tagesordnung der Mitgliederversammlung vom 11. Juni 1909 die Entscheidung der Frage, ob wir im seitherigen Hüttengebiet bleiben wollen oder nicht. Die Versammlung bestimmte nach lebhafter Diskussion die Beibehaltung des seitherigen Hüttengebiets und beschloß den Neubau einer Hütte an günstigerem Platze. Sie beauftragte den Vorstand

zusammen mit einer von ihm zu berufenden Kommission, einen neuen Platz auszuwählen und der Hauptversammlung im Dezember einen Vorschlag zu unterbreiten. Die Kommission, bestehend aus den Herren Universitätsprofessor Dr. Neumann, Oberstleutnant Grimm, Ingenieur Buisson, Ingenieur Benning, dem Vorsitzenden der Sektion, Dr. Grabendörfer, und dem Hüttenwart, Stadtrat Wagner, versammelte sich im August auf der Hütte; auf Einladung der Sektion hatten sich auch von Bludenz Herr Dr. Eppe und von Bregenz Herr B. Cohn eingefunden. Man war allgemein der Ansicht, der günstigste Platz sei das Rauhe Joch; eine Hütte dort oben bietet eine prachtvolle Aussicht und ist vollständig frei gelegen; aber wo wollte man Wasser hernehmen? Die Kommission wählte daher damals als Bauplatz für die neue Hütte eine kleine, in den Formarinsee vorspringende Halbinsel, unweit deren eine anscheinend sehr starke Quelle entsprang. Wohl keines der Kommissionsmitglieder war mit ganzem Herzen mit dieser Wahl einverstanden; man war sich bewußt, in einer Zwangslage gehandelt zu haben. In der Hauptversammlung am 10. Dezember 1909 berichtete der Vorsitzende über die Wahl der Kommission, er machte aber auch aus den Bedenken, denen der Hüttenwart, Herr Stadtrat Wagner, schon früher brieflich Ausdruck gegeben hatte und deren Berechtigung auch die Mitglieder des Vorstandes sich nicht verschließen konnten, kein Hehl und schlug vor, die Sache nicht zu übereilen. Es sollte zunächst noch einmal geprüft werden, ob nicht doch Wasser für den hochgelegenen Platz am Rauhen Joch beschafft werden könne. Ein Einriß an der Ostumrandung des Formarinsees, der nach Aussage der Einheimischen das ganze Jahr Wasser führe, käme unter Umständen für die Gewinnung von Wasser in Betracht. Die Versammlung stimmte dem Vorschlag zu. Im Juni 1910 begab sich daher im Auftrag der Sektion Herr Oberbaurat Binder zusammen mit dem Schriftführer, Herrn Sator, zur Untersuchung der Wasserverhältnisse an Ort und Stelle. Es zeigte sich, daß die Wasserleitung zu einer Hütte am See beträchtliche Kosten machen würde, da die Fassung des Wassers in großer Entfernung vom See in bedeutender Höhe stattfinden müßte, da die Quelle höher als die seither dafür gehaltene Stelle liegt. Im Einriß an der Ostumrandung des Formarinsees konnten durch Grabung mehrere Quellen freigelegt werden, die pro Tag 13 Kubikmeter Wasser liefern. Die Leitung von den Quellen zum Joch würde billiger als die Seewasserleitung kommen. Den ganzen Sommer über wurde die Wasserführung täglich gemessen, und da ein Rückgang nicht eintrat, so war damit auch die Platzfrage entschieden. Schon im August begaben sich der Hüttenwart und der Vorsitzende auf die Hütte und verhandelten mit den Vertretern der Alpgenossenschaft Formarin über die Abtretung eines Hüttenplatzes; man einigte sich dahin, daß die Alpgenossenschaft die von ihr früher an die Sektion verkaufte Hütte zurückhalten solle gegen die Verpflichtung, auf der Hütte nie zu wirtschaften und gegen Überlassung von 1200 Quadratmeter Platz im sogenannten Garmiel. Der Sektion solle ferner das Recht zustehen, im Gebiet

der Alpgenossenschaft die nötigen Wege zu bauen, Holz zu schlagen, die Quellen auszunutzen, von der Alpgenossenschaft Milch und Butter zum Tagespreis zu beziehen. Als Platz wurde eine kleine Terrasse unmittelbar über dem See gewählt. Von ihr aus hatte man eine prachtvolle Aussicht auf See und Rote Wand; das Joch war in fünf Minuten zu erreichen. Das Joch selbst konnte leider nicht in Betracht kommen, da die Alpgenossenschaft Rauhe Staffel, der das Joch gehört, jede Abtretung von Gelände ablehnte. Es sei hier gleich



Alte Freiburger Hütte an der Formarinalsee

bemerkt, daß im nächsten Jahr die Alpgenossenschaft Rauhe Staffel sich sehr entgegenkommend zeigte und sich kurz vor Beginn der Bauarbeiten zur Abtretung eines Hüttenplatzes am Joch bereit erklärte, wenn die Sektion ihr das Überwasser von ihrer Wasserleitung überlasse und durch eine Rohrleitung zu einem Tränkeplatz etwa 300 Meter südlich der Hütte, verdeckt durch einen Felskopf, führe. Die Sektion ging gerne darauf ein; bei einer Besprechung, die der Vorsitzende und der Hüttenwart mit den Vertretern der Alpgenossenschaft Rauhe Staffel im Juli 1911 auf der Hütte hatten, einigte man sich rasch, so daß damit die Platzfrage endlich noch in letzter Stunde in dem einzig richtigen Sinne erledigt war.

Nun ging es rasch vorwärts. Im September 1910 wurde eine vielgliedrige Hüttenkommission zur Beratung des Bauplans und der Inneneinrichtung gebildet. Herr Bauinspektor Siebold übernahm in liebenswürdiger Weise die Ausarbeitung eines Planes der Hütte; zusammen mit Herrn Bauverwalter Leuthner arbeitete er den Baubeschrieb aus. Beides hieß die Hauptversammlung am 25. November 1910 gut, ebenso den von Herrn Oberbaurat Binder ausgearbeiteten Beschrieb der Wasserleitung. Die Fassung der Quellen war schon im Oktober unter Leitung des Herrn Binder ausgeführt worden, nachdem den ganzen Sommer über die Wasserführung nicht nachgelassen hatte. Leider stellte sich nun aber heraus, daß das von der Hauptversammlung genehmigte Projekt zu teuer war; eine Umarbeitung auf der Grundlage eines kleineren Grundrisses, die den vorhandenen Raum nur wenig reduzierte, die Baukosten aber wesentlich verringerte, nahm dankenswerterweise Herr Bauverwalter Leuthner vor, und Mitte Januar war alles soweit vorbereitet, daß ein Gesuch um eine Subvention von 10 000 Mark an den Hauptauschuß gerichtet werden konnte. Die Ausführung des Baues und der Wasserleitung wurde Baumeister Walser in Schruns übertragen, die Gesamtkosten waren zu 24 000 Mark berechnet. In der Hauptversammlung am 7. Dezember 1911 konnte der Vorsitzende berichten, daß die Grab- und Mauerarbeiten für die Hütte fertig seien, daß das Holz für die Hütte im Wald halbwegs Dalaas geschlagen, zugerichtet, ja, daß die Hütte probeweise schon zusammengesetzt gewesen sei und im kommenden Winter durch den Wirtschaftler auf Schlitten zum Bauplatz geschafft werden solle; endlich, daß die Wasserleitung vollständig fertiggestellt und gebrauchsfähig sei.

Herr Oberbaurat Binder war im Frühsommer nochmals zur Hütte gegangen und hatte den Graben für die Rohrleitung vermessen, die Herstellung der Brunnenstube und des Sammelbeckens oberhalb der Hütte genau angegeben.

Die Lieferung der Inneneinrichtung, für welche der Vorsitzende ein genaues Verzeichnis mit Preisangabe vorlegen konnte, wurde an die Firma Jos. Fritsch in Schruns vergeben. An die Mitglieder erließ der Vorstand bald nach der Hauptversammlung ein Rundschreiben mit der Bitte um Spenden für die Inneneinrichtung. Der Sektionskasse flossen auch dann an Geld im ganzen 1157,80 Mark zu.

Auch die Stadt Freiburg fehlte natürlich nicht unter den Spendern für die „Freiburger Hütte“; durch Beschluß des Stadtrats wurden der Sektion zur Verwendung für die Innenausstattung 500 Mark überwiesen.

Anfang Juli 1912 schon war der Bau soweit fertig und die Inneneinrichtung soweit zur Stelle geschafft, daß die Hütte bewirtschaftet werden konnte; den ganzen Juli über bedurfte es aber noch der angestrengtesten Arbeit seitens des Wirtschaftlers, um die neue Hütte bis zur Einweihung in den wünschenswerten Zustand zu versetzen. Am Einweihungstag, dem 3. August 1912, war in der Hütte schon alles in tadellosem Zustande.

Die Weihe nahm der alte Freund der Sektion, Herr Benefiziat von Schmuck in Dalaas vor; der Hauptauschuß war vertreten durch Herrn Regierungsrat Dr. Donabau. Namens der Stadt Freiburg und des Badischen Schwarzwaldvereins sprach Herr Professor Dr. Neumann; die Ortsgruppen Freiburg und Schaninsland des Ski-Clubs Schwarzwald, die Alpenvereinssektionen Bludenz, Vorarlberg, Göppingen, Ravensburg und Schwarzer Grat ließen uns durch Vertreter beglückwünschen, zahlreiche andere Sektionen und Mitglieder sandten Glückwunschtelegramme und Briefe. Die Sektionen Ravensburg und Göppingen des D. u. S. A. V., die Ortsgruppen Freiburg und Schaninsland des Ski-Clubs Schwarzwald ließen durch ihre Vertreter wertvolle Geschenke zur Ausstattung überreichen. Der Vorsitzende dankte in seiner Ansprache allen denen, die zum Gelingen des Werkes durch ihre Mitwirkung beitrugen. Er nannte besonders die Herren Binder, Siebold, Leuthner, Windbiel und Müller; er dankte auch Bauunternehmer Walser und Kaufmann Fritsch aus Schruns, die ihre Aufgabe zur ganzen Zufriedenheit der Sektion erfüllt haben.

Zur Orientierung über die Bauart und Einteilung der Hütte diene folgende kurze Beschreibung:

Die Hütte ist, wie vielfach die neuen Hütten, ein verschindelter Holzbau, aus 12 Zentimeter starken Blockwänden über einem kräftigen gemauerten Sockel errichtet. Im ersten Stockwerk ist neben dem Schlafraum für den Wirtschaftler und der unterkellerten Küche (mit Wasserleitung versehen), die zugleich den Führern als Aufenthaltsraum dient, ein großes Wirtschaftszimmer mit Aussicht auf See und rote Wand. Im zweiten Stockwerk sind sechs Zimmer vorhanden, in denen zehn Betten mit dem sonst noch für Schlafzimmer nötigen Mobiliar aufgestellt sind. Die Zimmer sind so geräumig, daß später noch weitere Betten darin untergebracht werden können. Im Dachraum befindet sich das Matratzenlager: heute liegen 21 gute, zum Teil gefederte Matratzen auf zwei an den Umfassungswänden sich hinziehenden Pritschelagern. Das Lager besteht aus zwei Räumen. Beide sind räumlich getrennt. Der Raum für Damen enthält 8, jener für Herren 15 Plätze. Sämtliche Räume sind getäfelt, das Speisezimmer unter Verwendung von Zirbelholz, einfacher die Schlafräume.

Zur Unterbringung von Wäsche, Geschirr und anderem sind im ersten und zweiten Stockwerk mehrere Wandschränke angebracht, die sich als sehr praktisch erweisen. Die Beleuchtung geschieht im Speisezimmer mit Petroleumlampen. Das Dach ist mit Sternitschiefer eingedeckt. Die zwei Aborte haben Wasserspülung. In nächster Nähe befindet sich die Waschküche mit Schopf.

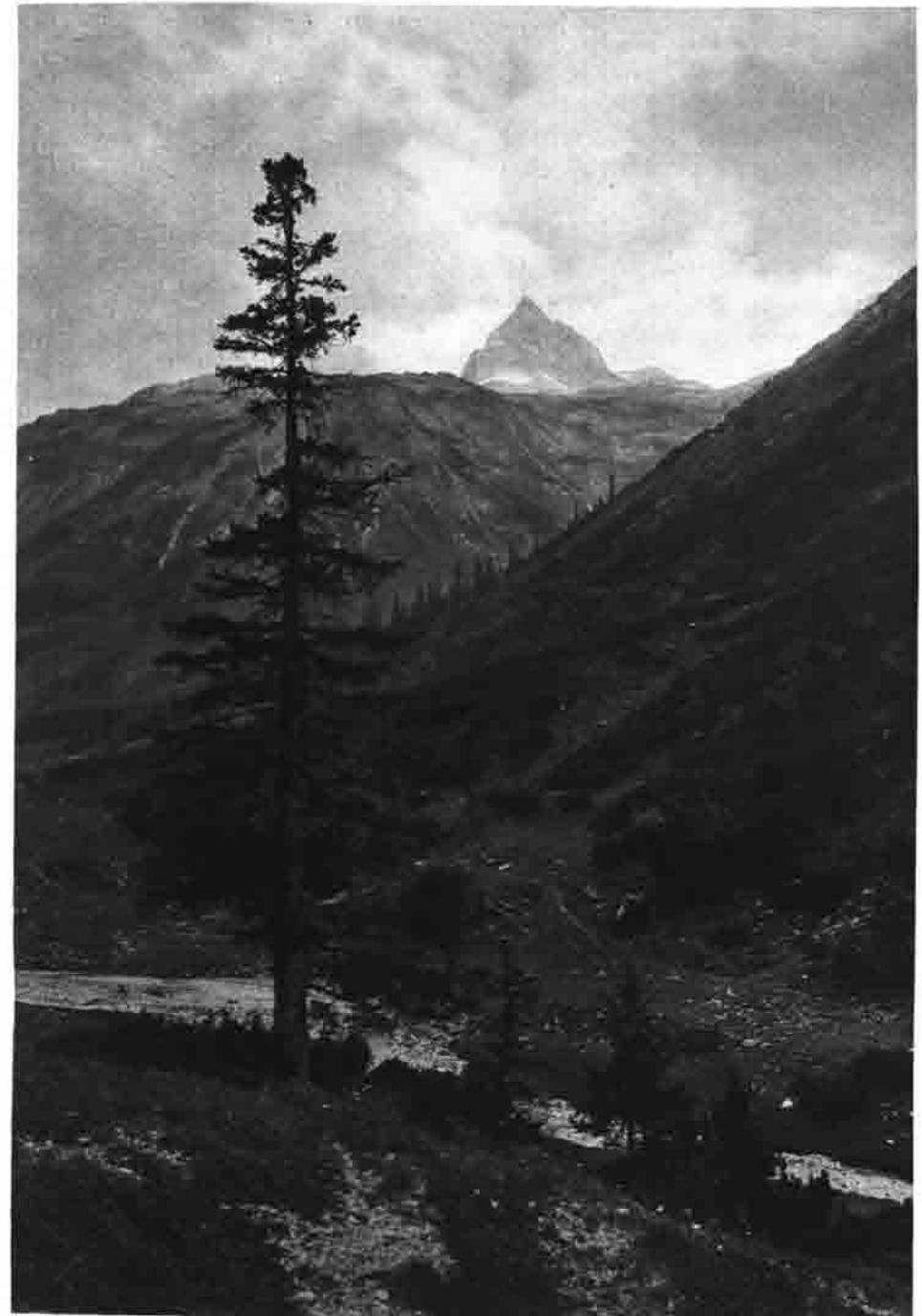
Alle Urteile, die der Sektion zugekommen sind, lauten dahin, daß sie ein zwar einfaches, aber sehr behagliches Heim geschaffen hat, in dem es sich auf mehrere Tage gut aushalten läßt zur Ausführung von Hochtouren und Bergwanderungen.

Nach der Einweihung gab es natürlich noch mancherlei zu tun. Noch im Einweihungsjahr wurde die Bauhütte, die vom Unternehmer Walser übernommen wurde, zu einer Waschküche mit Trockenraum und anstoßendem Stall umgestaltet. Die Inneneinrichtung wurde vervollständigt, der Boden um die Hütte eingeebnet, vor der Hütte nach dem Hang über dem Formarinsee eine Terrasse aufgeschüttet.

Die Eröffnung der Hütte machte mancherlei Wegbauten nötig. Die schon im Jahre 1909 ausgeführten Markierungen zur Hütte vom Walsertal aus durch das Hüttertal über die Laguzalpe einerseits, über das Klesenzajoch anderseits wurden nachmarkiert. Nach der Ravensburger Hütte, über den Gehrengrat wurde kurz vor der Eröffnung der Hütte eine neue Markierung durchgeführt, die bald durch einen Wegbau ersetzt wurde. Für das Jahr 1913 wurden schon vor der Eröffnung der Hütte der Neubau von verschiedenen Wegen und Wegbezeichnungen abgesprochen, die auch programmäßig mit Unterstützung des Hauptvereins ausgeführt wurden. Vor allem nötig war die Umlegung des Weges nach dem Hauptberg, der Roten Wand; er führt jetzt, in Felsen gesprengt, an der Südumrandung des Sees hin, wendet sich dann westlich desselben in die Höhe gegen die „Bänke“ und trifft vor dem Steinkar mit dem alten Weg zusammen. Ferner wurde von uns als Teilstück des Weges nach der Göppinger Hütte ein Weg nach der alten Hütte, der sich höher hält als der alte und ohne Gegensteigung ist, angelegt.

Das Jahr 1913 brachte eine Neuerung für die Mitglieder; die Sektion beschloß, den Mitgliedern, die über 25 Jahre und länger ununterbrochen dem Alpenverein angehörten, als besondere Anerkennung für das treue Aushalten bei der Sektion und dem Alpenverein, dem Vorgange bei anderen Sektionen folgend, das vom Hauptauschuß gestiftete Ehrenzeichen für 25jährige Mitgliedschaft zu verleihen. Im Anschluß an die Hauptversammlung im Dezember 1913 wurde die Verleihung an 16 Mitglieder vorgenommen; eine kleine Festfeier, bei der deklamatorische und musikalische Darbietungen geboten wurden, war damit verbunden. Von da ab wiederholte sich die Verleihung alljährlich.

Im Jahre 1914 hatten viele Mitglieder schon ihre Wanderpläne, die sie in ferne Gebiete der Alpen führen sollten, gemacht. Da brach der Weltkrieg aus. Viele Mitglieder folgten, zum Teil freiwillig, dem Ruf des Vaterlandes und eilten zu den Waffen. Der Vorsitzende, Professor Dr. Grabendörfer, und der 1. Schriftführer, Kriegsgerichtsrat Dr. Elbs, standen schon vom ersten Mobilmachungstage an im Heeresdienst und mußten daher ihre Ämter sofort niederlegen. Die Leitung der Sektionsgeschäfte übernahm der Hüttemwart, Oberbauinspektor Baumann, die Kassengeschäfte besorgte Herr von Herrmann, das Amt des Schriftführers wurde dem Bibliothekar und 2. Schriftführer Josef Müller übertragen; er legte dieses Amt aber schon 1916 nieder. Die Tätigkeit der Sektion beschränkte sich auf Veranstaltung von Mitgliederversammlungen, die aber recht schwach besucht waren; gemeinschaftliche Spazier-



Rote Wand vom hintersten Lechtal gesehen, phot. A. Fleig.

gänge wurden in die nächste Umgebung ausgeführt. Die Hütte wurde vom Hüttemwart alljährlich einmal für einige Tage besucht; sie wurde immer in Ordnung befunden. Eingehende Aufzeichnungen über die Tätigkeit der Sektion in der Kriegszeit sind nicht vorhanden.

3. Nach dem Weltkrieg.

Für Januar 1919 übernahmen Dr. Grabendörfer und Dr. Elbs wieder die Leitung der Sektionsgeschäfte. Die Sektion erlitt gleich zu Anfang des Jahres einen schweren Verlust; der langjährige Kassenwart, Herr Bankdirektor von Herrmann, erlag am 9. Februar auf einem Spaziergang in den Bergen einem Schlaganfall. 26 Jahre besorgte er mit außerordentlichem Fleiß und großer Sorgfalt die Kassengeschäfte der Sektion. An seine Stelle wurde Herr Bankdirektor Pfeiffer zum Schatzmeister gewählt. Dr. Elbs wurde nach Mannheim versetzt; das Amt des Schriftführers übernahm dankenswerterweise Herr Professor Dr. Schwarzweber. Mehrere wichtige Ereignisse in den folgenden Jahren sind zu nennen. In der Generalversammlung im Dezember 1919 wurde eine Skiabteilung der Sektion gebildet. Die Organisation und Leitung derselben wurde dem Schriftführer, Herrn Professor Dr. Schwarzweber, übertragen. Im Schauinslandgebiet wurde alsbald durch Pachtung eines Bauernhauses eine Unterkunftshütte für Skiwanderer geschaffen, die aber leider nur wenige Jahre im Besitz der Sektion war. Die Abteilung pflegte neben den Skiwanderungen auch eifrig die Hochtouristik. Nach zehnjährigem Bestehen löste sich die seitherige Skiabteilung auf. Ihre Mitglieder blieben bei der Sektion.

Die Tätigkeit der Sektion kam nach Überwindung der Kriegsnoté allmählich wieder in das altgewohnte Geleise; Mitgliederversammlungen fanden wieder zur Besprechung geschäftlicher Angelegenheiten statt. Der Besuch war zwar, wie auch in früheren Jahren, nicht sehr stark, aber immer fand sich eine Anzahl Mitglieder zusammen, die an der Entwicklung der Sektion lebhaften Anteil nahmen. Recht gut waren im Gegensatz hierzu die Vorträge besucht. Die Entwicklung im deutschen Vaterlande nach dem Kriege war ja recht unerfreulich; vor allen Dingen war es die Geldentwertung, die der Leitung der Sektion schwere Arbeit schaffte; schon die Aufbringung der Beiträge, die im Verlauf eines Jahres des öfteren erhöht werden mußten, machten viel Schreibarbeit nötig; dazu kam, daß Satzungsänderungen, Umarbeitung der Hüttengebühren unausbleiblich waren. Trotz alledem war es aber möglich, Vorträge zu veranstalten, Ausflüge in die Umgebung zu machen, auch mit Damen. Das 40jährige Stiftungsfest wurde, den Zeitverhältnissen entsprechend, nicht durch ein Festmahl, sondern durch einen Festvortrag, den ein Gründer der Sektion, Herr Professor Dr. Neumann, hielt, gefeiert. Die Sektion schloß sich in dieser Zeit vorübergehend dem Schwäbischen Sektionensverband an und trat der Bergsteigergruppe innerhalb des Alpenvereins bei. Leider wurde die Hütte in

den Jahren nach dem Krieg des öfteren erbrochen, so 1920 und zweimal 1924, wodurch für Wiederherstellungsarbeiten und entstandene Schäden erhebliche Kosten entstanden, die zum Teil durch freiwillige Beiträge der Mitglieder aufgebracht wurden.

In diesen Jahren hatten sich im Alpengebiet immer mehr Elemente eingefunden, die mit Bergsteigertum nichts mehr zu tun hatten. Da gründete sich in München die „Bergwacht“, die auch im Schwarzwald einen Landesverband erhielt. Gleich bei der Gründung schloß sich die Sektion an und freut sich heute, daß diese Bewegung viele Störenfriede aus den Bergen verwiesen hat.

Im Januar 1924 fand eine Erneuerung des Vorstandes statt. Professor Dr. Grabendörfer, der seit 1908 die Sektion leitete, glaubte, es sei die Zeit für ihn gekommen, sein Amt in jüngere Hände zu geben und legte daher in der Generalversammlung sein Amt nieder. In der etwas stürmischen Hauptversammlung am 11. Januar 1924 wurden neu gewählt die Herren: Hauptlehrer Schandig zum 1. Vorsitzenden, Photograph Stieming zum Schriftführer; Bankdirektor Pfeiffer (Rechner), Oberbauinspektor Baumann (Hüttenwart), Notar Lange (Bibliothekar) behielten ihre Ämter bei. Bei der Jahreshauptversammlung 1925 gab Herr Oberbauinspektor Baumann sein Amt an Herrn Apotheker Fleig ab. Bibliothekar wurde Herr Hauptlehrer Gorg. 1927 übernahm das Amt des 1. Schriftführers Herr Regierungsbaurat Buisson, das des Rechners Herr Bankbeamter Martin, dem 1930 Herr Regierungsrat von Fischer-Treuenfeld im Amte nachfolgte. Durch die Versetzung von Herrn Gorg nach Mannheim übernahm Herr Holschuh die Bücherei.

Der Engere Sektionsausschuß setzt sich nun aus folgenden Mitgliedern zusammen:

Vorsitzender: Hauptlehrer Richard Schandig;
Stellvertretender Vorsitzender: Regierungsbaurat Rudolf Buisson;
Schriftführer: Ed. Bilharz und Fräulein B. Babel;
Rechner: Regierungsrat F. von Fischer-Treuenfeld;
Hüttenwart: Apotheker Albert Fleig;
Bücherwart: Alfred Holschuh;
Jugendgruppenleiter: Hauptlehrer Hans Klauer.

Dem Erweiterten Sektionsausschuß gehören an: der Ehrenvorsitzende Professor Dr. Grabendörfer, die Ehrenmitglieder Erzellenz Wirklicher Geheimer Rat Professor Dr. Bäumler, Benefiziat von Schmuck in Dalaas, und die Herren: Direktor Heinrich Herzer, Gottfried Mayer, Steuererrat Wilhelm Meythaler, Reichsbankdirektor Geheimer Regierungsrat Dr. K. Müller, Bankdirektor A. Pfeiffer, Karl Reif, Rechtsanwalt Fr. Schandlmaier, Fabrikant Wilhelm Schneider, A. Schuldis, Stadtbaurat Dipl.-Ing. Erich Wagner, Bruno Martin und Privatdozent Dr. K. Schilling.

Der 1924 gewählte Vorstand stellte sich zunächst die Aufgabe, den Zusammenhalt unter den Sektionsmitgliedern und damit das Interesse am Sektionsleben zu heben; mit der Zunahme der Mitgliederzahl und unter der Wirkung der rapiden Geldentwertung war das verloren gegangen. Die Einrichtung eines Stammtisches im Fahrenberg, die über die Kriegszeit nie eingeschlafen war, wurde fortgesetzt; es gelang aber trotz öfterer Aufforderung nicht, die Zahl der Erscheinenden zu heben; namentlich die Jugend hielt sich abseits und suchte keine Verbindung mit den alten Mitgliedern, von denen manche treu dem Stammtisch waren. Die Zahl der in den geschäftlichen Versammlungen Anwesenden suchte man zu heben, indem man kleinere Lichtbildervorträge hielt; das wirkte natürlich schon etwas günstig; die Geselligkeit suchte man ferner zu fördern dadurch, daß man alljährlich, dem Beispiel anderer Sektionen folgend, ein Fest veranstaltete. Das erste Fest, „ein Hüttenfest auf der Freiburger Hütte“, war ein voller Erfolg, späterhin veranstaltete man Sommerfeste auf der Kyburg, die aber bald wieder aufgegeben werden mußten wegen zu geringer Beteiligung. Gemeinsame Wanderungen im Sommer und Winter wurden aufgenommen. Meldeten sich zunächst auch nur zaghaft Teilnehmer, so lockte doch allmählich vor allem die Tatsache zur Beteiligung an den Skifahrten, daß diese in abseitsgelegene Gebiete führten, die fern vom Strom der Straße liegen. Sommertouren wurden im Gebiete unserer Hütte veranstaltet. Seit einigen Jahren hält die Sektion regelmäßig einen Ostertourenkurs ab auf der Freiburger Hütte.

Von der Tätigkeit der Sektion in den folgenden Jahren ist zunächst die Wiederaufnahme der schon in früheren Jahren aufgetretenen Bestrebung, die Fortsetzung der Lechtaler Karte nach Westen zu erreichen, zu nennen. Vom Hauptausschuß München war dies schon 1911 zugesagt; andere Interessen überwogen aber zunächst (Dachstein-Karte, Gesäuse-Karte u. a.), so daß die Karte vom Hauptausschuß Wien zunächst zurückgestellt wurde; der Hauptausschuß München befürwortete den Antrag, und die Hauptversammlung in Innsbruck 1925 nahm den Antrag an unter den vom Hauptausschuß gestellten Bedingungen. Die Karte erschien als Beilage zur Zeitschrift 1927. Auf dieser Hauptversammlung erfolgte auch die erste Einladung der Sektion, eine Hauptversammlung in Freiburg abzuhalten.

Die Aufstellung einer Gedenktafel für die im Weltkrieg gefallenen Sektionsmitglieder hatte schon bald nach dem Weltkriege die Sektion beschäftigt; man dachte damals an die Aufstellung eines Denksteins am Haldenköpfle. Die Ausführung unterblieb damals der Geldentwertung wegen. Jetzt, 1925, tauchte der Plan wieder auf und wurde auch ausgeführt. Unser Mitglied, Herr Bildhauer Kubanek, entwarf die Gedenktafel; die Mittel dafür wurden großen Teils durch freiwillige Spenden der Mitglieder aufgebracht. Schon im Sommer 1926 wurde die Tafel an einem mächtigen Felsblock in der Nähe der Hütte angebracht; Die feierliche Einweihung fand am 28. August 1927 statt. Walter Flaig

schreibt darüber: „Eine laue, dunkle Nacht lastete über den Bergen, als ich emporstieg auf altvertrauten Wegen zur Freiburger Hütte. Zur Weihe des Kriegergedenksteins geladen, bewegten mich Gedanken um diese Feier. Die dunkle Nacht im finster drohenden Gebirge, das wie ein Unheil umher sich erhob, schien mir ein Sinnbild unserer Tage und Zeit. Oder ist es nicht unsagbar traurig, wie schnell wir vergessen, daß so ein grausames Geschehen Knapp hinter uns liegt? Und wer wollte leugnen, daß die meisten unseres Stammes es schon vergessen haben? Sie jagen nur eitlem Glück nach wie vordem. Beschämender aber ist, daß sie alles und alles bezubeln, was immer um sie her Wichtiges oder Unwichtiges geleistet wird. Preisboger und Dzeanflieger werden zu Helden erhoben, und — die Helden, die in Feindesland zu Tausenden — nein, zu Hunderttausenden! — irgendwo verscharrt sind . . ., sie sind längst vergessen. Gewiß, noch trauern viele, viele um ihre Toten. Aber das Volk, das Volk hat sie schon vergessen. Das deutsche Volk jauchzt irgendeinem Athleten zu, der den Kanal durchschwimmt, und hat doch ganze Legionen viel, viel größerer Helden begraben, von denen jeder einzelne mehr wert ist als alle Sporthelden zusammen. Jahr um Jahr lagen sie in den schlammigen Gräben aller Fronten, Jahr um Jahr hielten sie die Überzahl der Feinde von unserer schönen Heimat ab, Jahr um Jahr litten sie, oft viele Male verwundet, unter den unerhörten Qualen der Materialschlachten mit ihrem furchtbaren, nervenzerreißenden Kampfe, ihrem geistverwirrenden Getöse. Und starben, still, ohne Klagen, fern . . . irgendwo. Und sind schon vergessen! Als ich so sann im Emporstiegen durch die pechige Finsternis, da umzog mich plötzlich frische, kühle Nachtlust, und es schien mir, als helle sich die Nacht. Und wirklich — Sterne begannen zu leuchten, die dunkeln Wogen verzogen sich. Und auch das schien mir ein Sinnbild, als ich an das Morgen dachte, an den edlen Willen der Freiburger Bergsteiger, ihrer Kriegskameraden zu gedenken. So lebt doch da und dort der Dank auf, und die Schnellvergessenden müssen beschämt erkennen, daß es noch Liebe gibt, auch für Tote; Tote, denen sie ihr armseliges Leben verdanken. Und hoffnungsfroh schritt ich durch die Nacht, aus der stille leuchtend — wie die fernen Toten — die erhabenen Berge heranstiegen, vom Neuschneesilber verklärt, wie jene Männer von ihrem unvergänglichen Ruhm. Der Sonntag, der 28. August 1927, stieg in strahlendem Glanze herauf und mit ihm immer neue Scharen Gleichgesinnter aus den Tälern, die kamen, den Helden die Ehre zu geben, die ihnen gebührt. So konnte denn unter der gleißenden Sonne gegen 11 Uhr der hochwürdige Herr Pfarrer N ä g e l e aus Dalaas zur feierlichen Feldmesse schreiten. Ringsum am Berghang hatte das Volk sich gesammelt, und es wird wohl der und jener an die Bergpredigt gedacht haben, ein Vergleich, der sich zwiefach aufdrängte angesichts des weiten Kranzes silberschimmernder Höhen. Es schien, als hätten alle Berge ein eigenes Gewand angelegt für diese Stunde, so blendend rein leuchteten sie. In tiefer Andacht folgten alle der kirchlichen Feier, die von den Ehrenbezeugungen der Freiwilligen Feuerwehr Dalaas und der schmuck-



Gedenktafel bei der Freiburger Hütte
Entworfen von Ludwig Kubanek †

gekleideten Musik dieses Dorfes begleitet war. Herr Pfarrer Nägele aber gedachte der Toten als der schönsten Beispiele für die wahre christliche Nächstenliebe, die den Nächsten zuliebe, für Eltern und Familie, für Heimat und Volk auch ihr Leben gibt — ohne Bedenken. Dann weihte der geistliche Herr den schön-
 geschmückten Stein und die Gedenktafel, um die sich die anhängliche Gemeinde nun versammelte. Dicht westlich der Hütte, an dem meistbegangenen Wege zur roten Wand, steht ein riesiger Felsblock. An seine glatte, hohe Stirnseite, von ihr schützend überwölbt, war die eiserne Tafel geheftet. Sie zeigt ein schönes Sinnbild, den unbekanntem Soldaten, der von zwei Engeln über das ferne Gebirge emporgetragen wird ins große Reich ewigen Friedens. Der Edelweißstern, das Zeichen des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins, schwebt darüber. Ein riesiger Kranz umschlang Fels und Tafel. Er war aus den schwergrünen, herben Zundern (Legföhren) geflochten und mit dem blauen Eisenhut geschmückt. Die ihn flochten und schmückten, dachten sie, wie viel herber, wahrer Sinn darin lag, in diesem echten Bergsteiger- und Soldatenkranz! Nach der Weihe ergriff der 1. Vorsitzende der Sektion Freiburg, Herr Schaudig, das Wort. Er gedachte zunächst des Mißgeschickes vom Vorjahre, als die Sperre wegen Maul- und Klauenseuche die Weihe in letzter Minute vereitelte. Dann schien in diesem Jahre das trostlose Wetter mit seinen unerhörten Neuschneemassen alles zu zerstören. Und nun war über Nacht solch ein glanzvoller Tag heraufgestiegen! Er gedachte auch der verschiedenen Vertreter, die erschienen waren, und dankte ihnen. Und er gedachte des landauf — landab allverehrten Herrn Benefiziaten von Schmuck, Ehrenmitglied der Sektion, aus Dalaas. Er verlas sein schönes Schreiben, darin er, der Anno 94 die alte und Anno 12 die neue Freiburger Hütte geweiht hatte, wehmütig von dem großen Opfer sprach, das ihm sein Fernbleiben kostete. Ein herrlicher, wehmütiger Vers von Walter Fleg war der Kern seiner schönen, ernstern Rede. Mit dem Liede vom guten Kameraden schloß seine ernste Rede.“

Aus der weiteren Tätigkeit der Sektion ist zu berichten, daß im Jahre 1928 für die Hauptversammlung der Antrag gestellt wurde, daß in den Haushaltsplan des D. u. S. A. B. regelmäßig ab 1929 ein entsprechender Betrag für einen den Bedürfnissen des Alpiner Museums genügenden zeitgemäßen Erweiterungs- und Neubau eingesetzt werde. Der Betrag soll 1930 mindestens die Höhe des höchsten jeweils gewährten Hüttenbauzuschusses erreichen. Der Antrag war von vielen Sektionen unterstützt, später wurde er abgeändert, daß die Ansammlung erst ab 1930 beginnen solle. Der Hauptausschuß stellte den Gegenantrag, daß für einen künftigen Neubau für Zwecke des Alpiner Museums und der Bücherei, wenn möglich vom Jahre 1930 ab, Raten in entsprechender Höhe in dem Voranschlag vorzusehen sind. Auf der Generalversammlung in Stuttgart wurde der Antrag des Hauptausschusses angenommen; damit war der Antrag der Sektion Freiburg erledigt, jedoch der Zweck des Antrags der Sektion Freiburg erreicht. Auf derselben Generalversammlung wiederholte die Sektion, diesmal

zusammen mit der Sektion Breisgau und der Stadtverwaltung, die Einladung, die Hauptversammlung 1930 in Freiburg abzuhalten. Die Einladung wurde auf der Generalversammlung zu Klagenfurt angenommen.

Um die Verbindung mit den Mitgliedern recht rege zu halten, entschloß sich die Sektion, ab 1927 alle Vierteljahr ein Nachrichtenblatt herauszugeben, in dem die Mitglieder über Vorträge, Versammlungen, Neuaufnahmen von Mitgliedern, Neuerscheinung von alpinen Büchern und sonstige wichtige Vorkommnisse unterrichtet werden.

Das gleiche Ziel, nämlich Zusammenschluß der Mitglieder, wurde dadurch zu erreichen gesucht, daß ein Sektionsabzeichen (entworfen von Herrn Kunstmaler Carl Blum, Freiburg-Haslach) geschaffen wurde, das in Verbindung mit dem alten schönen Edelweiß getragen wird.

Zur Ehrung für 25jährige Mitgliedschaft schuf Kunstmaler Carl Baum, ein Sektionsmitglied, im Auftrage der Sektion ein Kunstblatt von der Roten Wand, das als Originalradierung mit Widmung nunmehr jeweils den Jubilaren überreicht wird.

Das Gebot, das alpine Jugendwandern richtigen Zielen zuzuführen, veranlaßte die Sektion, in jüngster Zeit eine Jugendgruppe zu gründen, deren Führung Herr Hauptlehrer Klaner übernommen hat.

Bewegung des Mitgliederstandes:

Ende 1881 . . . 57	Ende 1900 . . . 332	Ende 1915 . . . 522
1882 . . . 61	1901 . . . 322	1916 . . . 402
1883 . . . 69	1902 . . . 355	1917 . . . 385
1885 . . . 88	1903 . . . 363	1918 . . . 358
1886 . . . 103	1904 . . . 385	1919 . . . 354
1887 . . . 99	1905 . . . 398	1920 . . . 519
1888 . . . 105	1906 . . . 428	1922 . . . 905
1892 . . . 132	1907 . . . 430	1923 . . . 1051
1893 . . . 162	1908 . . . 427	1924 . . . 1096
1894 . . . 183	1909 . . . 430	1925 . . . 873
1895 . . . 221	1910 . . . 457	1926 . . . 806
1896 . . . 259	1911 . . . 463	1927 . . . 772
1897 . . . 276	1912 . . . 484	1928 . . . 770
1898 . . . 295	1913 . . . 513	1929 . . . 733
1899 . . . 319	1914 . . . 512	

Aus der Liste ergibt sich, daß die Mitgliederzahl seit Bestehen der Sektion sich langsam, aber stetig aufwärts bewegt hat. Verluste an Mitgliedern durch Tod, Austritt oder Wegzug von Freiburg traten immer ein, wurden aber durch Neuanmeldungen stets wettgemacht.

Vorübergehend trat ein größerer Rückgang ein durch Übergang auswärtiger Mitglieder zu neugegründeten Sektionen, wie Offenburg, Lahr, Schwarzwald (in Villingen), aber auch diese Verluste waren sehr rasch ausgeglichen. Der Krieg brachte, wie natürlich, der Sektion einen starken Rückgang der Mitgliederzahl. In der Nachkriegszeit trat vorübergehend ein geradezu unheimliches Anschwellen der Mitgliederzahl ein, so daß die Sektion sich genötigt sah, die Bedingungen für die Aufnahmen zu erschweren im Einklang mit den vom Hauptverein herausgegebenen Bestimmungen. Vor allem sollten die Mitglieder ferngehalten werden, die nicht die Liebe zu den Bergen und das Interesse am Alpenverein, sondern nur der Geschäftssinn der Sektion zuführte. Mit der Stabilisierung der Währung traten manche dieser Mitglieder wieder aus, manche wurden auch einfach aus der Mitgliederliste gestrichen, vielfach, weil die Beitragsleistungen verweigert wurden, so daß die Sektion vollzählig auf normalen Mitgliederstand herabsank.

Unvollständige Liste der Gefallenen!

Von den Mitgliedern der Alpenvereins-Sektion Freiburg i. Br. fanden im Weltkriege den Heldentod (oder sind an Krankheiten, die sie sich im Felde zugezogen hatten, gestorben):

Wilhelm Bader, Maler und Zeichenlehrer	Hauptmann Koschella
Dr. Rudolf Biehler	Julius Krauß, Ofenfabrikant
Günther Berlin, Rechtskandidat	Friedrich Lang, Kaufmann
Dr. Karl Deninger, a.o. Professor	Liehl, Lehrer.
Dr. F. Erlenneyer, Assistenzarzt	Karl Nick, Buchhändler
Dr. Emil Förster	Xaver Reindl, Bankbeamter
August Grathwohl, Landrichter	Dr. Hans Schraube
Dr. Hans Guttenberg	Ferdinand Steiert, Student
Otto Hofmann, Student	Dr. Otto Steinhäusler, Arzt
Hugo Horstmann, Bankbeamter	Karl Stuß, Gewerbelehrer
Alfred Ihle, Notar	Hans Wessel, Student
Emil Kaufmann, Handelslehrer	Dr. Heydweiler

„Es gibt kein Wort, für das Opfer zu danken, und es gibt keinen Dank für sie, die da sanken für uns!“



Die Tätigkeit der Mitglieder als Bergsteiger.

In der Sektion Freiburg herrschte immer eine sehr lebhaftere Bergsteigertätigkeit. Schon die Lage der Stadt in der nächsten Nähe der Erhebungen des Hochschwarzwaldes, die herrliche Umgebung, in der das Wandern durch die Tätigkeit des befreundeten Schwarzwaldvereins außerordentlich erleichtert wird, regt zum Wandern an. Die Alpen waren weiter nicht zu fern. Die Schweizer Alpen konnten von Freiburg aus in kurzer Zeit erreicht werden. So ist es nicht zu verwundern, daß in den Alpen kaum eine Gruppe existiert, die nicht von Freiburger Bergsteigern besucht wurde. Die Bergfahrten hier alle aufzuzählen, ist nicht möglich. Die Tourenberichte, die überhaupt der Sektion eingereicht wurden, würden viele Seiten füllen. Nicht nur die Alpen, auch fernere Hochgebirge, wie Kaukasus, bolivianische Anden, Berge auf Korsika, Ceylon, in den Pyrenäen, Rocky Mountains wurden von Freiburger Bergsteigern besucht, zum Teil gelegentlich von Forschungsreisen. Die Namen all der Mitglieder, die in den Hochgebirgen tätig waren, hier aufzuzählen, ist unmöglich.

Leider hat die Sektion eine Anzahl Mitglieder in den Bergen durch Absturz beziehungsweise Lawinen verloren. Es sind dies:

im Hüttengebiet

- Notar Lange am Freschen
- Franz Huber an der Fensterlerwand

in den übrigen Alpen

- Victor de Beaclair am Matterhorn
- Wilhelm Herz am Walliser Weißhorn
- Dr. Laubenberger am Großglockner
- stud. phil. Helga Dpiß in der Silvretta.

im Schwarzwald

- Hans Meyer an der Feldseewand
- Bildhauer Ludwig Kubanek an der Feldseewand
- Dr. Odo Lauern am Paulketturm

Die Sektion wird ihnen immer ein treues Gedenken bewahren.

Aufstellung über die Zahl der Besucher der Freiburger Hütte.

Alte Hütte:

Jahr	Besucher	Jahr	Besucher	Jahr	Besucher
1894	94	1900	136	1906	217
1895	145	1901	183	1907	274
1896	78	1902	181	1908	354
1897	112	1903	191	1909	321
1898	111	1904	227	1910	287
1899	158	1905	180	1911	462

3711



Sektion Freiburg, Bundes-Deutschem u. Österreichischen Alpenvereins
überreicht in ehrender Anerkennung
dem Silbernen Edelweiß für 25 jährige Züchtigeschäft.
1. Vorsitzender
 Freiburg i. Br.

Ehrenurkunde, Originalradierung von Carl Baum.

Neue Hütte:

Jahr	Besucher	Jahr	Besucher	Jahr	Besucher
1912	422	1918	150	1925	1322
1913	622	1919	504	1926	1081
1914	186	1920	601	1927	1300
1915	12	1921	1593	1928	1600
1916	96	1922	703	1929	1446
1917	119	1924	1044		
					12801

Gesamtzahl der Hüttenbesucher: 16 512 Personen.

Vortragswesen.

In der Sektion Freiburg wurde es vom Stiftungstag an eifrig gepflegt. Die Vorträge, anfänglich ausschließlich von Mitgliedern gehalten, betrafen meist Schilderung von Wanderungen in den Bergen; auch Vorträge allgemeinen Inhalts, aber immer in Beziehung zur Alpenwelt, wurden gehalten. Anfänglich fanden sie in einem Saal eines Gasthauses statt (Trenpel, Kopf, Parkhotel, Hotel National, Harmonie). Zur Illustration des Wortes wurden anfänglich Bilder herumgereicht. Später, nach 1897, wurde der Projektionsapparat benutzt, der von einer Freiburger Firma entliehen wurde; 1906 beschaffte sich die Sektion einen eigenen Projektionsapparat, der lange Jahre dann benutzt wurde, erst im Parkhotel, später in der Aula der Höheren Mädchenschule, die die Stadtverwaltung gegen mäßige Vergütung der Sektion überließ. Die Vorträge waren durchweg sehr gut besucht, des öfteren konnte der Saal die Zahl der Besucher nicht fassen, so daß die Sektion genötigt war, ihre Vorträge in den größten Hörsaal der Universität (Hörsaal 1, mit einem Projektionsapparat ausgestattet) zu verlegen. Das war namentlich der Fall, als auch auswärtige Redner für die Vorträge gewonnen wurden.

Bibliothek.

Die Bücherei, die bald nach der Gründung der Sektion angelegt wurde und durch Spenden der Mitglieder bald eine Anzahl wertvoller Bücher enthielt, war in der ersten Zeit bei dem Rechner und späteren Vorsitzenden, Rechtsanwalt Stebel, untergebracht. Er stellte einen Raum in seiner Wohnung zur Verfügung zur Aufstellung der Bücher, und der Raum diente zugleich als Les- und als Ausleihzimmer; er konnte von den Mitgliedern zu bestimmten Stunden benutzt werden. Nach dem Rücktritt Stebels 1899 wanderte die Büchersammlung mit Genehmigung des Stadtrats in das Städtische Archiv; zum Bücherwart wurde Herr Dr. W. Paulke, ein gründlicher Kenner der alpinen Literatur, gewählt. Schon vorher war die Bücherei durch ihn und Herrn Hubert

Wagner einer gründlichen Neuordnung und Katalogisierung mit großer Aufopferung unterzogen worden. Das Ausleihgeschäft besorgte der Archibeamte. Dr. Paulcke wurde 1905 als Professor nach Karlsruhe berufen. Die Stelle des Bücherwarts wurde in den folgenden Jahren von verschiedenen Herren versehen; endlich 1912 wurde die Bücherei in einen Raum der Volksbibliothek überführt; zugleich erbot sich Herr Grundbuchassistent Josef Müller, das Amt des Bücherwarts zu übernehmen. Das wurde ihm gerne übertragen. Mit großem Eifer widmete sich Herr Müller seinem Posten, entwarf einen neuen Katalog und ordnete die Bücherei vollständig neu. Nach dem Kriege war das Amt des Bücherwarts verschiedenen Herren übertragen (Herrn Buchhändler Sintermann, Herrn Notar Lange), 1925 übernahm Herr Hauptlehrer Sorg die Bücherei, die um diese Zeit auch in ein gemietetes Zimmer, Scheffelstraße 8, untergebracht wurde. 1929 wurde Herr Sorg nach Mannheim versetzt; sein Nachfolger wurde Herr Alfred Holschuh. Die Bibliothek enthält in ihrem Bestand von über 1000 Bänden die wichtigsten Erscheinungen auf dem alpinen Büchermarkt, so daß alles Notwendige zum Studium nicht nur der Alpen, sondern der Hochgebirge überhaupt vorhanden ist. Von Zeitschriften sind außer den Veröffentlichungen des D. u. S. A. B. (vollständig) und des Schweizer Alpenklubs vorhanden: Alpine Journal (bis 1916), Revue Alpine (bis 1916), Deutsche Alpenzeitung, Bergsteiger, Bergkamerad, Winter. Der Bücherei ist angeschlossen eine reichliche Kartensammlung, die sämtliche vom D. u. S. A. B. und S. A. G. herausgegebenen Karten enthält, außerdem eine Menge Blätter der von den topographischen Büros des Deutschen Reiches, Bayerns, Österreichs, der Schweiz, Italiens und Frankreichs herausgegebenen Kartenwerke. Der Ergänzung von Bibliothek und Kartensammlung wird fortwährend große Aufmerksamkeit gewidmet und reiche Mittel dafür aufgewendet. Im Laufe der Jahre hat die Bibliothek und Kartensammlung reiche Zuwendungen erfahren. Die Namen der Spender hier zu nennen, ist eine Pflicht der Dankbarkeit. Es sind dies die Herren J. Castell, Professor Dr. Tromer, Paul Krone, Dr. Winkelmann, Steuerrat Bauwerker, Baurat Baumann, Professor Dr. Grabendörfer. Erwähnt sei noch, daß im Raum der Bücherei eine umfangreiche Sammlung von Diapositiven, Lichtbilder aus dem Hüttengebiet und den meisten Gebieten der Alpen, untergebracht ist. Diapositive und Negative wurden ausschließlich von Sektionsmitgliedern schenkungsweise bzw. leihweise überlassen.

Dieser von Herrn Professor Dr. Grabendörfer geschriebenen Sektionsgeschichte sei ein Wort hinzugefügt. Eine der ersten Amtshandlungen des derzeitigen Vorstandes war, vier Herren die Urkunde der Ehrenmitgliedschaft zu überreichen:

Wirkl. Geh. Rat Universitätsprofessor Dr. Bäumler, dem Nestor der Sektion, der bis in sein hohes Alter regen Anteil nimmt;

Professor Dr. Grabendörfer, dem langjährigen Vorsitzenden, dem treuen Freunde, der immer bereit ist, wenn der Vorstand ihn aus seiner reichen Erfahrung heraus um Rat bittet;

Universitätsprofessor Dr. Neumann, dem Mitbegründer der Sektion, den diese, wenn auch in hohem Alter, so doch noch zu früh verlor;

Benefiziat von Schmuck, dem „alten Schmuck“, wie er sich nennt, jenem Mann in Dalaas, der mit ganzem Herzen an uns hängt und den wir hoch verehren.

Im Jahre, da der D. u. S. A. B. seine Hauptversammlung in Freiburg abhält, konnte die Sektion zwei besondere Ehrungen vornehmen:

Professor Dr. Grabendörfer wurde zum Ehrenvorsitzenden ernannt;

Erzellenz Bäumler erhielt für 50jährige Mitgliedschaft das Goldene Edelweiß.

Möge es der Sektion noch lange vergönnt sein, ihre Ehrenmitglieder in ihren Reihen zu sehen, daß wir werden, was sie sind.

Richard Schaudig.

Im Banne der Freiburger Hütte

„ . . . hinauf zu der Höhen Morgenrot.
Wie leuchten die Augen so klar!“

Von Richard Schaudig.

Sommertage auf der Freiburger Hütte! Unten der grüne Formarinsee. Darüber die Felsen der Roten Wand, himmelansteigend. Vom Süden her schauen sie ins Hüttenfenster hinein, die Sulzfluh, die Drusenfluh und die Drei Türme. Wir liegen auf den Matten zwischen Alpenrosen und Enzian. Am abendlichen Himmel zeichnet sich silhouettenhaft der Koggelskopf ab. Und unsere Gedanken gehen „hinauf zu der Höhen Morgenrot“.

Als ich — — Welche Fülle von Erinnerungen steigt auf, wenn man im Frühjahrschnee oben am Feldberg unter der Scheidbachwächte liegt, so recht faul, und neben einem die Skier im Firn stecken. Die Berner Riesen zeigen ihre zackigen Gipfel. Die Silvretta liegt im reinsten Weiß. Dann ebbt es ab. Noch einmal erhebt sich ein Berg. Klogig fast erscheint er. Die Rote Wand. Oft hab' ich Lage der Erholung dort verbracht, ausgeruht vom täglichen Hasten oder von längerer Bergfahrt. Unbergeßlich bleibt der Eindruck, den jener Berg bei meinem Antrittsbesuch auf mich machte. Beim Aufstieg stand dauernd zur Linken die erhabene Gestalt des Koggelskopfes. Und trotzdem behielt die Gegend etwas Weiches, Mittelgebirgartiges. Da tauchten ein paar Zacken auf. Unwillkürlich wurden die Schritte hastiger; mit fliegendem Atem stand ich oben auf dem rauhen Joch. Zum Greifen nahe lag ein Berg, wuchtig und schön, die Rote Wand.

War's Wahrheit, saß ich oben vor der trauten Hütte? Das Frühjahr hatte ich bei Geh. Rat Leyer in der Chirurgischen Klinik erlebt. Ein schwerer Oberschenkelbruch, ein Stimmfall, hatte mich zum Stillliegen verurteilt. Da war Zeit zum Nachdenken gewesen. Immer wieder quälte die Frage: War's die letzte Bergfahrt? Und nun war ich doch wieder oben. Man muß einmal erlebt haben, wie die Ausführung des Bergsteigens einem entgleiten will, um

ganz zu erkennen, wie man mit jeder Faser an den Bergen hängt. Zwar war mir der Weg herauf reichlich sauer geworden, und vor dem Abstieg graute mir noch mehr. Doch all das trat hinter dem Gefühl zurück, wieder oben zu sein.

Es war im August 1927. Sechsendreißig Stunden schon schneite es. Wir saßen abends um den Montafoner Tisch. Einer erzählte von seinen ersten Touren vor so und so vielen Jahren. Wir bogen uns vor Lachen und die Tischplatte sich vor dem Lachen. Da stürmte unser Christian ins Zimmer: Morgen wird's schön, es hat gedonnert; ja, habt ihr's nicht gehört? Gehört hatten wir das Donnern freilich nicht, wäre auch ein Kunststück gewesen. Und glauben taten wir's erst recht nicht. Wir hatten am Tisch schon zu starken Tobak vorgelegt erhalten. Es öffnete aber doch einer das Fenster, und im selben Augenblick erleuchtete grell ein Blitz das Schneegestöber, und der Donner brach sich vielfach an den Wänden. Wie stand unser Christian da!

Man kann die Schneehöhe mit dem Meterstab messen und mit den Beinen. Der Teufel hat es aber gesehen, wenn die Schneegrenze an den nackten Anien liegt und ein dünner, glasharter Harsch den Pegelstand anzeigt. Da wird dann der Pulverschnee, auch wenn mit dem Höherkommen seine Tiefe zunimmt, eine Erlösung. Ein lockerer Wächtergrat führte hinauf zum Gipfel der roten Wand, wo die Raft zum ganz besonderen Genuß wurde. Rundum leuchtete die Bergwelt im gleißenden Neuschnee. Wolkenlos blaute der Himmel. Heiß brannte die Sonne nieder, nicht zuletzt zum Wohl der Stiefel und Strümpfe, die zum Trocknen ausgebreitet lagen. Der blaue Rauch einer verlöschenden Tabakspfeife kräuselte in der unbewegten Luft. Stille; nur ab und zu die Begleitererscheinungen eines gesunden, friedlichen Schlafes.

Gewiß war es eine Dummheit, daß wir nach dem Abstieg unsere sonnenverbrannten Körper im Formarinsee badeten, dessen Wasser knapp 11 Grad Celsius hatten, dessen Ufer im Schneekleide lagen. Aber wir waren so froh und ausgelassen, und warum sollten wir da nicht auch mal eine Dummheit begehen? Haben wir doch dann ohne Klagen unser Fell dafür geopfert.

Es war in einem ausgerechnet schönen Sommer, da saßen wir im Schweizer Bahnhof in Basel beim vielgerühmten Morgenkaffee. Es regnete leise. Am Wallensee goß es. Von den Churfürsten keine Spur. Im Rheintal tobte ein Unwetter. Die Arlbergbahn war durch Steinschlag verschüttet. In Dalaas kamen wir mit mehrstündiger Verspätung abends an. Notquartier. Und es regnete weiter und regnete. Am andern Morgen hingen Wolkensegen an den Bergwänden. Jetzt wird's besser werden. Wir stiegen aufwärts über vermooste Hänge, durch Bäche, denen das reißende Wasser die Stege genommen hatte. Leise rauschte ein Regen. Tapfer schritten wir aus und waren auch nicht enttäuscht, als keine rote Wand himmelan stieg und kein See die Felsen widerspiegelte. Wolken hüllten alles ein. Als aber dann eine gütige Hand Nebel

und Wolken wegschob, ganz langsam Berg und See frei wurden, o, da schauten wir, da begann in den Augen ein Leuchten! Wir stiegen zu Berg, wanderten über saftige Almen, tranken kühle Milch, lagen zwischen Alpenrosen und Enzian, belauschten die Murmeltiere, badeten im grünen See. Wir standen abends vor der Hütte, über uns unzählbar die glitzernden Sterne; die Milchstraße spannte ihren hohen Bogen.

Und in kommender Zeit — aus dem Wandergesährten von damals war ein Lebensgefährte geworden — wenn wir wieder in die Berge gingen, und heute, wenn wir Tourenpläne schmieden für künftige Tage, dann ist in den Augen immer von neuem jenes große Leuchten.

Wenn es unten in Freiburg Frühling wird, wenn die Kirschbäume blühen und die Aprikosen- und Mandelbäumchen, dann begegnen einem in den Straßen Menschen, die, braungebrannt, in eigentümlichem Gegensatz stehen zu der Masse bleicher Stubengesichter. Es sind die letzten Schneemobikaner, welche oben in den Wächterkesseln des Schwarzwaldes ihre Sonntage, ihre Sonnentage feiern, bis die Osterglocken läuten. Dann steigen sie höher, ins Alpenland.

Heiß brannte die Sonne auf die Matten oberhalb Dalaas. Mit geschwellenem Rucksack und geschulterten Skiern stiegen wir hoch. Im Schmiedetobel rauschten die Schmelzwasser. Über mächtige Lawinenkegel zog unsere Spur. Im Abendlicht lag rundum die Bergwelt, als wir vor der Hütte standen.

Tage kamen, einer schöner als der andere. In der Mulde zwischen der Fensterlewand und den Kopfköpfen übten wir, und die geölten Körper glühten im Sonnenbrand. Durch einzig schönes Skigelande stiegen wir an zum Schafberg, schauten von seinem luftigen Schneegrat auf ein Meer weißer Gipfel und lauschten der großen Stille, einzig unterbrochen von dem Donner der Lawinen und dem Zischen abrutschender Schneebretter. Auf dem Formaletsch saßen wir lange. Tief unten lag unsere heimelige Hütte. Wir fuhren zur Formarinalpe hinab, der alten Freiburger Hütte, streckten uns auf den aperen Südhang des Hüttendaches hin und träumten. Der Kessel des Formarinsees glich einem Backofen. Heiß war dann der Aufstieg.

Abends saßen wir im Schein der Petroleumlampe um den Montafoner Tisch und ließen uns von Zudrell, unserem besorgten Bewirtschafter, betreuen. Wie schmeckten Knödelsuppe und Schmarren und der Tiroler Nöte. Der Rauch der Virginia hing an der Zimmerdecke. Die Saiten erklangen und priesen unsere Berge — — — ja, da is halt oa Plazerl, oa Platz!

Es flohen die Tage. Vom Süden kam der Föhn. Wir stiegen auf zur Fensterlewand, Abschied zu nehmen. Unter dem Felsen ließen wir die Skier zurück und hängten die Felle zum Trocknen an kleine Steinzacken. Ost sanken wir bis an den Bauch in den weichen, salzigen Schnee. Schließlich hatten wir

die Rinne unter uns und standen oben. Ein leiser, kurzer Regen rieselte nieder, als wir die Bretter anschnallten zur letzten Fahrt.

Mächtig hatte die Sonne unterdessen mit dem Schnee aufgeräumt. So stiegen wir über blumige Hänge hinunter ins Klostertal. Es lag im Abend-schatten. Rauch kränzelte aus den Dalaaser Häusern. Die Glocken läuteten den Sonntag ein. Und die schneeigen Höhen leuchteten im letzten Sonnenlicht.

Maikäfer torkelten zum Wagenfenster herein, als wir am Morgen durch blütenweiße Täler fuhren, heimwärts, dem Sommer entgegen.

„Und aber ründet sich der Kranz
des viergeteilten Jahres.
Die Schlange beißt sich in den Schwanz.
Und was noch ist, bald war es,
ein seltsam Einst.“ (Christian Morgenstern.)

Ein Pflanzenparadies der Vorarlberger Alpen

Von August Schlatterer.

Die Freiburger Hütte ist bestimmungsgemäß in erster Linie dem Bergsteiger gewidmet. Das ist recht so, und wohl bei allen Besuchern wird der erste Eindruck von der gewaltigen Bergwelt der Umgebung bestimmt. Aber ebenso richtig ist, daß die nackte Steinwüste auf die Dauer an Anziehungskraft erheblich verlieren würde. Daß dies nicht geschieht, verdankt sie ihrem Pflanzenkleid, in das wenigstens die unteren Partien gehüllt sind. Die Bedeutung der Pflanzenwelt für die volle Erfassung der alpinen Eigenart wird jetzt allgemein anerkannt, und man kann sagen, daß auch der ausgesprochenste Gipfelkletterer an diesen Schmucksteinen der Natur nicht mehr achtlos vorübergeht. Noch größer ist dies Interesse bei den „Hüttenwanzen“, die sich in der Regel begnügen, die gefährdrohenden Felsbastionen von unten zu betrachten und dafür ihrem buntenfarbigen Kleid mehr Aufmerksamkeit schenken.

Es soll aber im folgenden nicht etwa ein wissenschaftliches Vegetationsbild gegeben werden; dazu fehlen die Unterlagen so gut wie ganz. Solches wollte auch L. Neumann nicht, der in Nr. 184 der Mitteilungen des Badischen Botanischen Vereins vom Jahre 1903 eine flüchtige und sehr lückenhafte Skizze des Florencharakters der Umgebung der Hütte veröffentlichte, und auch der Schreiber dieser Zeilen, der nur einmal 14 Tage lang in dieser Gegend botanisierte, kann und will nicht mehr bieten, als die Gäste der Hütte wenigstens auf die botanischen Genüsse vorzubereiten, die ihrer harren, und ihnen Wege zu weisen, auf denen sie für ihre Erwartungen am besten Erfüllung hoffen dürfen.



Note Wand und Rothorn vom Saladinaboden, phot. N. Schaidig



Kogelkopf, von Südoften gesehen, phot. A. Fleig

Commer bei der Freiburger Hütte

Es ist klar, daß man in einer Meereshöhe von rund 1900 Meter (also höher als der Rigi) schon eine recht alpine Flora erwarten darf, bietet doch schon der Feldberg in geringeren Höhen eine Auswahl solcher Pflanzen. Wer diese oder auch nur ihre Hauptvertreter, die sich ihm oft recht auffällig, ja mitunter aufdringlich zeigen, am Feldberg beobachtet hat, wird einen deutlichen Zusammenhang mit dem Hüttengebiet finden, obgleich der Untergrund dort von Urgesteinen, hier von Kalken gebildet ist. Zumal der Aufstieg von Dalaas führt den aufmerksamen Pflanzenfreund fast unmerklich aus der ihm bekannten Flora des hohen Schwarzwaldes in die der Alpen.

So begegnen ihm von der Station Dalaas bis in den Gantewald an alten Bekannten u. a. der blaue und gelbe Eisenhut (*Aconitum napellus* und *lycoctonum*), der deutsche und der Feldenzian (*Gentiana germanica* und *campestris*), die Berg-Zyane (*Centaurea montana*), das breitblättrige Laskkraut (*Laserpitium latifolium*), der lappige Schild- und der grüne Milzfarn (*Aspidium lobatum* und *Asplenium viride*). Hat man oberhalb des Waldes die Monstrinalp erreicht, so beginnt eine Flora, wie man sie etwa am Hang des Seebucks gegen den Feldsee finden kann: Aurickel (*Primula auricula*), immergrüner Steinbrech (*Saxifraga aizoon*), Alpenfrauenmantel (*Alchemilla alpina*), Zwergglockenblume (*Campanula pusilla*), Alpenmaßlieb (*Bellidiastrum Michellii*), scharfer Schildfarn (*Aspidium lonchitis*), stengelloser Enzian (*Gentiana excisa*) und andere sind alte Bekannte aus der Heimat.

Zimmer häufiger aber mischen sich echte Alpenbewohner hinein, vor allem die — neben dem Edelweiß — typischste aller Alpenpflanzen, der Almenrausch (*Rhododendron hirsutum*). Je höher wir steigen, um so alpiner wird das Pflanzenbild. Auch die Bäume werden niedriger, und an der Paßhöhe, also dicht bei der Hütte, ist die Waldgrenze erreicht, und nur im Schutz der Hänge des Sees konnte sich nochmals etwas entwickeln, was man zwar nicht Wald nennen, aber doch wenigstens als Anfangsstadium eines solchen bezeichnen kann.

Hat man endlich das Ziel — die Hütte — erreicht, so entwickelt sich vor unseren entzückten Augen ein wunderbares Landschaftsbild. Es ist nicht meine Aufgabe, dieses zu schildern, zumal der lange und heiße Aufstieg einen erheblichen Hunger und einen noch erheblicheren Durst erzeugt hat, und — wie bekannt — der Mensch für ideale Genüsse im allgemeinen nicht zu haben ist, solange nicht seine leiblichen Bedürfnisse befriedigt sind. Dazu bot sich damals unter der Obhut des vielseitigen Christian Vonier Gelegenheit in Hülle und Fülle, und heute wird es wohl kaum anders sein.

Dann aber hält uns nichts mehr zurück, die Hütte und ihre Umgebung auch von außen zu betrachten. Der Gipfelstürmer wird natürlich sein — bewaffnetes oder unbewaffnetes — Auge zunächst auf den ringsum mehr oder weniger steil aufragenden Bergkranz werfen und ihn auf die Möglichkeit untersuchen, wo er am besten „aufkrageln“ oder — auch das soll vorkommen — „abkugeln“ kann. Der Botaniker hält sich lieber an das Dichterwort:

„Warum in die Ferne schweifen, und das Gute liegt so nah?“ Und da kann er — noch im Schatten des Hüttdaches — eine solche Menge schöner Dinge sehen, daß ihm die Wahl schwer wird, wohin er sich zuerst wenden soll. Man braucht nur die Namen „Kohlrösl“ (*Nigritella nigra*) oder „Steinrösl“ (*Daphne striatum*) zu nennen, um auch beim Laien ein verständnisvolles Echo zu finden. Beide Arten sind hier und an vielen anderen Stellen recht häufig. Doch möchte ich darauf aufmerksam machen, daß sich die purpurfarbenen Tupfen des Kohlrösels im Smaragd des Wiesenteppichs viel schöner machen als auf einem Berghut oder gar im Wasserglas. Das Steinrösl hat zum Glück als Strauch ein zäheres Leben und auch nicht den anziehenden Duft des nahe verwandten Reckhöldele (das vielen von uns aus der Baar bekannt sein dürfte) und ist daher weniger gefährdet.

Für den Kenner stellen die überall verstreuten, mehr oder weniger großen Felsblöcke wahre Leckerbissen dar. Sie sind jeder für sich ein botanischer Garten im Kleinen. Kriechweiden (*Salix retusa* und *reticulata*), Bärentrauben (*Arctostaphylos uva ursi*) und andere bilden ein dichtes Geflecht, aus dem die reizende Silberwurz (*Dryas octopetala*) ihre silberweißen Blütensterne der Sonne entgegenreckt. In den Spalten findet sich noch reichlich Platz für andere Kräuter, zum Beispiel die gelbe Brillenschote (*Biscutella laevigata*) mit ihren brünnlichen Früchten.

Haben wir dicht bei der Hütte unsere erste Lust gestillt, so schauen wir nach weiteren Gelegenheiten aus, um unseren Forschungseifer zu betätigen. Dabei offenbart sich wieder der große Unterschied zwischen dem Botaniker und dem Bergkrazler. Diesen fesselt zunächst zweifellos die trostige Felsburg der Roten Wand, und er freut sich auf den Augenblick, wo er ihr den Fuß als Sieger auf die Stirne setzen darf. Der Pflanzenfreund stellt dieses Ziel zunächst zurück; er weiß, daß ihm der nackte Stein wenig — wenn auch erwählte — Ausbeute verspricht. Dagegen zieht ihn gerade gegenüber wie ein Magnet eine andere Berggestalt an, der Formaletsch, der auf der Nordseite zwar ebenfalls schroff abstürzt, auf den anderen aber sich einen grünen Mantel umgelegt hat. Es ist ein Grasberg, wie man ihn schöner nicht finden kann, und sein dichter Rasen scheint uns manche Rarität zu bergen.

Also frisch drauf los! Der Aufstieg ist zwar ungefährlich, aber doch nicht ganz so einfach, wie man zuerst meint, zumal wenn es kurz zuvor geregnet hat. Dann ist die Grasnarbe ungemein schlüpfrig, und man kommt leicht in die Lage, ohne fromme Absichten eine echte — wenn auch nicht Echternacher — Springprozeßion zu veranstalten nach dem Motto: „Zwei Schritte rauf, einen runter.“ Man kann das nicht gerade zu den angenehmen Vergnügen rechnen, aber jedes Ding hat zwei Seiten, so auch diese Rutschpartie wenigstens für den Botaniker, dem sie Gelegenheit gibt, mit dem Boden intimere Bekanntschaft zu machen und dabei manch rares Kräutlein zu entdecken, über das er sonst hinweggestolpert wäre. Der Berg bietet floristisch sehr viel. Ich erinnere mich

besonders an die leuchtend blauen Sterne der Alpenaster (*Aster alpinus*) und an die seltene *Saussurea alpina* auf dem Gipfel.

Die Erinnerung an meine Besteigung des Formaletsch ruft mir ein Erlebnis ins Gedächtnis zurück, das damals meine Entdeckungsfreude erheblich dämpfte. Beim Eintritt in die Hütte bot sich unseren Blicken ein blutiges Antlitz, das unserem damaligen Vorstand, Herrn Professor Grabendörfer, gehörte. Er war bei einer einsamen Kletterpartie in die Gegend der Fensterlewand einen Steilhang hinabgestürzt und gerade auf einer Schutthalde gelandet. Ein Glück, daß er sich selbst — wenn auch mit Mühe und Not — bis zur Hütte schleppen konnte. Sonst wäre es bei dem dichten Nebel schwer gewesen, ihn zu finden, wie es ja auch längere Zeit dauerte, ehe man seinen Hut und Stock aufgetrieben hatte. Ein weiteres Glück war, daß der Sturz keine dauernden Folgen hatte, außer daß sich der Ärmste noch geraume Zeit der „Sektion Talsohle“ anschließen mußte. Ja, so kann es kommen, verehrter Herr Professor, wenn man in dem Alter noch „fensterle geht“.

Der Formaletsch hat übrigens noch einen anderen Vorzug als den seines Pflanzenreichtums. Er erhebt sich isoliert mitten aus der Bergumrahmung des Formarinsees und bietet daher eine umfassende Aussicht und dem Botaniker einen vorzüglichen Einblick in die mannigfaltigen Vegetationsformen des Gebiets. Von unten glänzt der blaue Spiegel des Sees zu uns herauf, und um ihn herum zeigt sich dem kundigen Floristen eine Mannigfaltigkeit von Standortstypen, wie man sie wohl selten in so kleinem Umkreis beisammen findet. An den See schließt sich nordöstlich die Formarinalp mit der alten Freiburger Hütte. Der stark bedüngte Boden trägt die typische Lägerflora, wie wir sie — wenn auch ärmer an Arten — von den Viehhütten des Feldbergs kennen: Alpenampfer (*Rumex alpinus*), blauer Eisenhut (*Aconitum napellus*), Brennessel und dergleichen machen sich breit. Die Steilufer des Sees zeigen ganz entgegengesetzte Vegetation: im Osten fast undurchdringliches Latschen- und Erlen-dickicht, durch das der schmale Pfad ins Lechtal nur mühsam offen gehalten werden kann; jenseits grüne Weiden mit Kohlrösln, Enzianen, dem feuerroten Pippau (*Crepis aurea*), dem Alpenragant (*Astragalus alpinus*), Süßklee (*Hedysarum obscurum*) und wieder einigen Feldbergpflanzen wie der weißen Naechdrüse (*Gymnadenia albida*), dem Gold-Fingerkraut (*Potentilla aurea*), der Trollblume (*Trollius europaeus*), der Bartschie (*Bartschia alpina*), dem Bär-läppchen (*Selaginella spinulosa*). Der Kundige wird hier eine Reihe von Raritäten begrüßen können, die Alpen-Wachsblume (*Cerintho alpina*), die Tozzie (*Tozzia alpina*), den Alpen-Wegerich (*Plantago alpina*), das zottige Habichtskraut (*Hieracium villosum*); mehr wird nicht verraten. Diese, zuerst gut belasten Hänge setzen sich gegen die Rote Wand ansteigend fort, werden immer trockener und gehen schließlich in die Geröllfelder der Schwarzen Furka über. Damit wechselt auch das Pflanzenkleid. An Stelle der saftigen Weiden treten trockene und steinige Triften, in deren lockeren Grasteppich besonders der weiße

Alpen-Hahnenfuß (*Ranunculus alpestris*) und das violette Täschelkraut (*Thlaspi rotundifolium*) ein buntes Muster wirken. Von anderen Besonderheiten seien erwähnt: Aurikel und Mählsprimel (*Primula auricula* und *farinosa*), Alpen-Lattich (*Homogyne alpina*), Zwerg-Mannsschild (*Androsace chamaejasme*), Genskreffe (*Hutchinsia alpina*), halbkugelige Kapuzel (*Phyteuma hemisphaericum*), schwarze Schafgarbe (*Achillea atrata*), Zwerg-Berufkraut (*Erigeron uniflorus*), Schnee-Enzian (*Gentiana nivalis*). Wie von Riesenhand ausgestreute Kalkblöcke tragen die rosaroten Kugelpolster des stengellosen Leimkrauts (*Silene acaulis*), und die grüngelben oder rotbraunen Trugdolden des schwarzen Mauerpfeffers (*Sedum atratum*), aus den Spalten sprießen zierliche Farne, der Alpenblasenfarn (*Cystopteris alpina*), der grüne Milzfarn (*Asplenium viride*), der scharfe Schildfarn (*Aspidium lonchitis*). Zwischen den Blöcken siedelten sich der unserm gelben Enzian ähnliche, aber schmutziggelbe PunktENZIAN (*Gentiana punctata*), seltener der kurzblättrige Enzian (*Gentiana brachyphylla*) und das auch auf dem Feldberg vorkommende Zwerg-Ruhrkraut (*Gnaphalium supinum*) an. Sehr häufig sind hier die Bartglockenblume (*Campanula barbata*), der Berg-Hahnenfuß (*Ranunculus montanus*), die Glanz-Scabiose (*Scabiosa lucida*), der rundblättrige Steinbrech (*Saxifraga rotundifolia*), der Zwiebellnötterich (*Polygonum viviparum*), die Alpen-Wucherblume (*Chrysanthemum alpinum*), die Alpen-Kalaminthe (*Calamintha alpina*) und das vom Feldberg bekannte Mutterkraut (*Meum mutellina*).

Nach oben schließen diese Hänge mit einem Kar ab, das in seinen Fels- und Schutthalden und an den Rändern von Schneeflecken wiederum eigenartige Pflanzenbestände beherbergt. Hier wächst die stolze Genswurz (*Aronicum scorpioides*), die häufig die Spuren von Ziegen- oder Genssenfraß aufweist, neben dichten, bis 15 Zentimeter hohen Rasen des bayerischen Enzians (*Gentiana bavarica*), ferner der Zwerg-Schötterich (*Erysimum pumilum*), das reichblättrige und das quirlige Läusekraut (*Pedicularis foliosa* und *verticillata*), der unserm Kastanienbraunen Klee zum Verwechseln ähnliche Lederklee (*Trifolium badium*), das Vogesen- neben dem ähnlichen Sporn-Weilchen (*Viola grandiflora* und *calcarata*), in dunkeln Gesteinsnischen auch das zarte Zwillinge-Weilchen (*Viola biflora*). Hier zeigt sich auch — allerdings selten — der starre Schildfarn (*Aspidium rigidum*). Durch den lockeren Grus kriechen das niedliche Alpen-Leimkraut (*Linaria alpina*) wie der robuste Schild-Ampfer (*Rumex scutatus*) und haben sich verschiedene Steinbrecharten (*Saxifraga varians*, *bryoides*) zu festen Polstern zusammengeschlossen, um sich gegen Wasserverlust zu schützen.

Über die Schwarze Furka führt der Weg zur Roten Wand. Auch diese besitzt natürlich ihre Besonderheiten, von denen ich aber nur die seltenste, die zierliche Mont-Genis-Glockenblume (*Campanula cenisia*), zu Gesicht bekam. Auch die beiden Edelkrauten (*Artemisia mutellina* und *spicata*) sollen dort gefunden sein, während das Edelweiß im Gebiet nicht vorzukommen scheint. Es wurde mir zwar von der Klesenzaalp angegeben; ich fand dort trotz langen Suchens geeignete Standorte in Menge, aber von der Pflanze selbst nichts.



Sommeralpe mit Krömerle, phot. E. Bührig



Steinlewand über dem Gornarinsee, phot. A. Steig

Sommer bei der Freiburger Hütte

Zwischen Formaletsch und Schüz, dessen Gipfelselsen die prachtvolle Berg-Hauswurz in großer Menge schmückt, breitet sich ein Schrattenfeld aus, über das der Pfad zur benachbarten Ravensburger Hütte führt. In den zahllosen Löchern und Spalten hat sich eine mannigfaltige Flora niedergelassen, die manche Eigenart zeigt, aber durch das Verdecken der Spalten auch manch unerwünschten Keimfall veranlaßt.

Wenn ich zum Schlusse den Gesamteindruck, den ich aus meinen Wanderungen und aus Erkundigungen gewann, zusammenfasse, so darf ich feststellen, daß unser Hüttengebiet sich an Mannigfaltigkeit und Artenreichtum wohl sehen lassen kann und insbesondere eine gute Übersicht über die alpine Kalkflora in ihren Hauptvertretern bietet. Ich würde mich freuen, wenn diese ausspruchslosen Zeilen einen oder den anderen naturfreundlichen Hüttenbesucher zu genauerer Umschau unter den dortigen Kindern der Flora veranlassen sollte. Damit möchte ich aber nochmals die Bitte verbinden, auf den Buschen am Alpenstock zu verzichten und auch auf andere in diesem Sinne einzuwirken.

Ein Erlebnis bei der alten Freiburger Hütte

Von Rudolf Buison.

Es war an einem warmen, klaren Abend zu Anfang September des Jahres 1908. Als einsamer Wanderer stieg ich von Dakaas empor zur alten Freiburger Hütte. Im Tale begann es zu dämmern, als die Mostrinalp erreicht war. In purpurnem Abendsonnenglanz grüßte das Schrunser Hochjoch den Bergsteiger, der auf dem Serpentinweg zur Rauhen Staffel emporstrebte. Über den Mulden zu Füßen der Alp erscheint endlich die Rote Wand im bleichen Licht des sinkenden Tages. Schon funkelten die Sterne vom dunkeln Abendhimmel, des letzten Dämmerlichtes Schein lag auf den Gipfeln, als das Rauhe Joch, der Platz der jetzigen Hütte, erstiegen war. Nun die Laterne heraus und auf dem schmalen Steig an der Ostseite des Formarinsees entlang hinüber zur Formarinalp, wo die alte Hütte steht. Kaum noch eine Viertelstunde konnte den Wanderer vom gastlichen Bergheim trennen! „Doch auch hier, wie überhaupt, kommt es anders, als man glaubt“, sagt Wilhelm Busch.

Dort wo das Steiglein aufs Formarinjoch ausmündet, liegen große Kalkblöcke zerstreut auf den Weiden herum. Im unsicheren Schein der Kerzenlaterne waren die verblaßten roten Wegzeichen schwer zu erkennen und — auf einmal waren sie weg und trotz allen Suchens und Umherirrens zwischen den geisterhaften Wächtern des Joches nicht mehr zu finden! Was tun? Weit konnte die Hütte ja nicht sein. Darum ließ ich meine Stimme kräftig erschallen, vielleicht hörte sie der treue Christian. Doch umsonst!

Langsam stieg ich nun etwas empor, in der stillen Hoffnung, irgendwo noch einen Lichtschimmer von der Hütte zu entdecken. Aus der Tiefe funkelte der Widerschein der Sterne im stillen Spiegel des Formarinsees. Inzwischen war es 9 Uhr geworden, und Müdigkeit überkam mich. Unter einem der zahlreichen Latschenbüsche des Hanges fand sich eine ebene Stelle, die sich zum „Bivakplatz“ zu eignen schien. Ich packte den Rucksack aus, der als Hülle für die Füße dienen mußte, wickelte mich in den Lodenmantel ein und lauschte noch lange in die stille, wunderfame Bergeinsamkeit hinaus. Nur hie und da hörte man den Anschlag einer Glocke von den in der Nähe lagernden Röhren.

Schon grüßte aus Osten helle Dämmerung, als mich ein kühler Morgenwind erweckte. Da, was sehe ich drüben am Hang gegen das Lechtal zu? Eine Fahnenstange mit einem rotweißen Wimpel, kaum 300 Meter von meinem Lagerplatz entfernt. Dort mußte die Hütte sein! Jetzt war mir's klar: Statt am Formarinjoch gerade aus zu gehen, war ich links ab von der Hütte an der Seehalde entlang gegen die „Bänke“ angestiegen.

Schnell packte ich meine Sachen ein und wanderte der Fahnenstange zu. Dort lag in der Tat die Hütte im Morgenscheine. Nach Durchwaten des tiefen Morastes der Formarinalp betrat ich die Schwelle des gasflichen Obdachs. Christian empfing mich mit heller Freude ob des frühen Besuches und war nicht wenig erstaunt, als er mein Erlebnis hörte. Noch selten hat das in der „Küchenecke“ des Wirtschaftsraumes trefflich zubereitete Frühstück so gut geschmeckt wie an diesem Morgen! Dann ging's aufs Matrasenlager zu mehrstündigem Schlaf.

Das herrliche Spätsommerwetter lockte nun zur Tat! Am nächsten Morgen stieg ich in aller Frühe mit einem schwäbischen Kollegen, der von Dalaas eingetroffen war, am gestrigen „Bivakplatz“ vorbei zur Schwarzen Furka. Auf breitem Band querten wir hinein in die Südwand unseres Hüttenberges, stiegen in lustiger Kletterei durchs „Kamin“, durch steile Rinne, über brüchige Wandstufen und Grasbänder zum Gipfel der Roten Wand empor.

Dort lagen wir in warmem Sonnenschein eine Stunde in seliger Gipfeleruh...

Benefiziat Josef von Schmuck

Von * * *

Wer kennt ihn nicht, den alten Schmuck! Seinen Dalaasern, dem ganzen Klostertal ist er ein Helfer in allen Nöten des Lebens. Den Freiburger Sektionsmitgliedern aber ist er ein lieber, lieber Freund. Wenn ein Brief von ihm kommt, dann ist es, als ströme zu uns ein Schlag warmen Herzblutes über. An allem nimmt er Anteil. Alles was uns bewegt, bewegt auch ihn. Ein

köstlicher Humor ist sein eigen. Immer hat er einen Scherz. Von der Freiburger Hütte aus schrieb ich ihm Grüße und vermeldete meinen Besuch. Als ich an der Rauben Staffel abstieg, übergab mir ein alter Jäger einen Brief vom Herrn Benefiziaten:

„Danke für Ihre lieben, freundlichen Grüße aus dem mir unvergeßlichen Hüttengebiet. Mit Wehmut denke ich oft hinauf. Wenn's der alte Schmuck erlebt, daß jedes Dorf einen Flieger hat, dann wäre noch Hoffnung, obwohl er sonst nicht zum Fliegen Lust hat. Also, hoffe ich auf ein Wiedersehen im Tale! Hoffentlich kommen Sie auch herunter bis zu mir.“

Sonst ist der Alte, Gott lob, gesund und frisch. Ich freue mich sehr auf ein frohes Wiedersehen, wo ich noch engere Freundschaft zu schließen hoffe.

Es grüßt mit herzlichem Berg Heil Ihr alter Schmuck.“

Dann saßen wir Freiburger unten in der „Post“ mit ihm zusammen bei einem Glas roter „Medizin“. Manches heitere Episödden gab er zum besten:

„Im Jahre 1894 war der Plan zum Hüttenbau reif. Man wählte zuerst eine Alphütte in der Formarinalpe und reformierte selbe zum geplanten Zweck. Am 6. August stieg ich mit dem unvergeßlichen Universitätsprofessor Dr. Neumann hinauf zur Formarinalp, wohin man eine Unmenge Kisten und Gegenstände zur Einrichtung geliefert hatte. Professor Neumann griff rasch an mit aufzupacken und trug selbst ein Stück nach dem andern in die Hütte. Der magere Professor in Hemdärmeln entdeckte unter anderem — zwei Nachttöpfe, und er trug sie lachend und freudestrahlend in die Hütte. Ich rief laut: Tableau! Ein Universitätsprofessor aus Freiburg mit zwei Nachttöpfen. Das hätte eine hübsche Ansichtskarte gegeben.“

„Am 16. August 1894 fand die Einweihung der Hütte statt unter großem Zulauf aus Freiburg, Vorarlberg, besonders dem Kloster- und Walsertal. Bei der Feier konzertierte auch die Bludenzener Musik, und nach dem Weiheakt spielte sie schneidige Walzer. Die Herren aus Freiburg und andere Gäste tanzten mit Kloster- und Walsertalerinnen lustig, vergaßen aber im Festjubiläum, daß ein Almboden kein Parkett ist und trugen so frische alpine Andenken am Abend nach Hause.“

„Am 3. August 1912 fand endlich die Einweihung der wunderschönen neuen Freiburger Hütte statt, dort oben am Rauben Joch. Um 6.30 Uhr früh wanderte ich mit meinem Freund, Minister von Marschall, bergan, und am halben Weg, bei der Quelle, rasteten wir und leerten eine Flasche Tiroler Wein. Auf einmal erschien mit Freiburger Herren Professor Neumann und rief mir zu: Ach, lieber

Freund, trink doch keinen Wein, du wirst nur noch mehr ermüdet. Da antwortete ich: Ja, dann komme ich nicht zur Hütte hinauf, und dann wird sie nicht eingeweiht. Professor Neumann meinte jetzt: Höre, ich will dir eine kleine Predigt halten. Ich fiel ihm ins Wort: Wir kennen uns schon seit dem Jahre 1894, sind gute Freunde, und ich schätze dich hoch, aber den Atem zur Predigt behalte dir. Professor Neumann erhob die Hand und rief mit Pathos: Unverbesserlich! Und ich: Profit, lieber, magerer Freund! Neumann marschierte weiter, und Schmuck folgte wohlgestärkt und weihte dann um 11 Uhr die Hütte ein. — Nachmittags 2.30 Uhr beim Abschied von der Hütte standen mir die Tränen in den Augen. Man fragte mich, was die Ursache sei, und ich sagte: Ich weiß, ich komme nie mehr da herauf!“

Leider war es wahr geworden. Als die Sektion ihren im Weltkrieg gefallenen Mitgliedern eine Gedenktafel weihte, da hätten wir gar zu gerne unseren lieben, alten Schmuck oben gehabt. Es ging nicht mehr. Mit schwerem Herzen schrieb er einen Brief und schickte ihn hinauf zu unserer Feier:

„Zu meinem größten Bedauern und über ärztlichen Rat kann ich's nicht wagen, selbst hinaufzukommen. Ich Alter muß diesmal ein schweres Opfer bringen, daß ich nicht auch zur schönen Feier erscheinen kann. Ich war bei der Eröffnung und Einweihung der alten Hütte im Formarin im Jahre 1894 und habe 1912 die neue Hütte eingeweiht. Es war an diesem Tage schon ein Dmen, daß mir nach der Feier beim Abschied von den lieben Freiburgern die Tränen in die Augen traten beim Bewußtsein, daß ich wahrscheinlich nicht mehr da hinauf komme. Und jetzt, als Ehrenmitglied der Sektion, muß ich halt verzichten. Im Geiste bin ich bei euch droben. Im Geiste gedenke ich auch der armen gefallenen Kriegsoffer, eurer Väter, eurer Satten, Söhne und Brüder, die für das deutsche Vaterland ihr Leben geopfert, die — als Märtyrer der Pflicht — dort oben auf das Wiedersehen mit euch warten. Auch andere teure Freunde sind während dieser 33 Jahre heimgegangen, die damals gegenwärtig waren. Auch diesen wollen wir zurufen: Lebt wohl, auf Wiedersehen!

Allen lieben Mitgliedern der Sektion Freiburg sowie allen anderen erschienenen Gästen ruft ein kräftiges Berg Heil der alte Schmuck im Tale drunten.“

Im Tale drunten. Aber wir, die das Morgenrot noch in den Höhen schauen dürfen, wir grüßen dich und steigen nach froher Bergfahrt hinab zu dir und drücken in alter Verehrung deine treue Hand. Berg Heil, Hochwürden!

Winter bei der Freiburger Hütte



„Burgen an der Grenze“, phot. A. Schaudig



Hoggelskopf mit Freiburger Hütte, phot. A. Fleig

Eine Sommernacht am Roggelstopf

Von Albert Fleig.

In der Gluthitze des Juli 1927 machten wir einige Touren im Hüttengebiet. Wir waren zu drei. Unserem gelehrten, bescheidenen Gast gaben wir zum Schluß über die Grenzen unseres Arbeitsgebietes das Geleit. Nach einem kühlenden Bad im Spullersee trennten wir uns. Diesen führte der Pfad zur Bahn. Wir selbst kehrten durchs Lechtal zur Hütte zurück. Wie bisher, äußerte auch jetzt wieder mein Begleiter den Wunsch einer Roggelstopfbesteigung. Die trozige Gestalt dieses Gipfels hatte ihn gebannt. Der letzte Tag des Hüttenaufenthaltes war gekommen und mit ihm wieder die Liebe meines Freundes zum Roggler. So verabredeten wir für den Nachmittag die ersehnte Besteigung. Der Weg zum Gipfel war mir bekannt. Gute Gänger benötigen für den gewöhnlichen Hin- und Rückweg etwa viereinhalb Stunden.

Zitternd lag die Landschaft in der Sonnenhitze. Tiefblau spiegelte der Himmel im glänzenden Auge des Formarinsees. Die Rote Wand leuchtete ihr tiefstes Rot, ihre grellsten Farben. Die Stille der unendlichen Ruhe ringsum belebte harmonisch das Pfeifen der munteren Murmeltiere, die Glocken der weidenden Herden.

Frohgemut und leichten Gepäcks strebten wir dem Ziel entgegen. Würzig dufteten die Latschenfelder, in den Büschen der Alpenrosen glühten die letzten Blüten ihr flammendes Rot. Enziane aller Arten, Eisenhut und andere Florakinder erfreuten das Auge. Allmählich erreichten wir Geröllbalden. Doch sie erwiesen sich als ungeeignet für die „Haselschuhe“ meines Begleiters, dessen Fortkommen dadurch unliebsam verzögert wurde. Und als wir schon wieder auf dem Rückweg sein sollten, da konnten wir erst die Felsen des Berges angehen. Mein im Klettern noch ungeübter Freund mußte sich etwas Ruhe gönnen, bevor ihn die Gipfelsehnsucht weitertrieb. Unterdessen aber stieg ich allein weiter. Auf dem Gipfel angelangt, glänzten schon in der Tiefe die Lichter von Bludenz. Wieder absteigend, begegnete mir auf halbem Wege mein Begleiter. Um ihn bangend, und als sich der Dämmerung Schatten immer tiefer senkten, da mußte ich ihm, kurz vor seiner Sehnsucht Ziel, ein Halt gebieten. Endlich waren wir den Felsen entronnen. Schon umflatterten uns die dunklen Flügel einer milden Sommernacht. In violetten Tinten ragten die Zacken der Berge in der Runde. Vom zarten Rosa bis zum Schwefelgelb tönnten sich die Farben am Firmament. Über uns Einsamen strahlte ein unendliches Sternenmeer, in dem sich des Mondes Sichel wiegte. So suchten wir, ostwärts kehrend, den Rückweg. Solange wir noch die Blendfarbe des Gesteins unter uns hatten, war der Pfad mit Mühe noch erkenntlich. Doch als wir Latschen und Weidfeld betraten, da ließ auch der kümmerliche Schein der kleinen Laterne die Markierung nicht mehr finden. Blitze eines fernen Gewitters zeichneten unsere Richtung. Gegenüber zackten die Umrisse des

nahen Arlberggebietes. Jenseits leuchteten in der Ferne für Augenblicke im fahlen Lichte die weißen Häupter der Östaler. Langsam, schrittweise, tasteten wir uns vorwärts. Endlich war ein Licht sichtbar. Es war die Hütte, die greifbar nahe schien. Doch der Pfad war nicht besser sichtbar und die Entfernung täuschte. Schründe mußten vorsichtig umgangen werden, Gestrüpp stellte sich entgegen, und dennoch ging es vorwärts.

Plötzlich wurden menschliche Stimmen hörbar. Die Hüttengäste waren in Sorge geraten. Wir waren ja seit Stunden überfällig. Doch siehe, eine Laterne, von Rufen begleitet, bewegte sich uns entgegen. Bald hatten wir uns gefunden. Trügerisch aber war die Hoffnung, in Kürze die Hütte betreten zu können. Auch der Alpler, der uns entgegengekommen, fand trotz Laterne und Ortskunde nicht den Weg. Er führte uns über Geröll, durch Latschen und Gestrüpp tief hinab, bis endlich ein guter Weg erreicht war. Dann ging's wieder aufwärts. Erst nach Mitternacht durften wir die gastliche Hütte wieder betreten. Die besorgten Gäste konnten zur Ruhe gehen und mein Begleiter sich wieder erholen.

Drei Menschen aber saßen zu dieser Stunde zufrieden beisammen. Der Hirte, weil ein gutes Trinkgeld nebst Essen und einem Spezial seine Hilfeleistung lohnte. Die andern aber, weil sie ein tiefes Erleben zu den schönen, alpinen Erinnerungen früherer Tage legen konnten.

Mit der Frage: Wo ist der Hüttenwart? hat ein Kunstmaler die Begebenheit dieser Nacht in einem reizenden Bilde späteren Besuchern überliefert. Allen Beteiligten aber, jedem seinem Empfinden entsprechend, wird diese Sommernacht in lebhafter Erinnerung bleiben.

Erinnerungen um einen Freund

Von Hermann Wihlein.

Selten mehr vermögen wir Menschen im späteren Leben nochmals so tief zu empfinden, wie einst als Kinder. Nur das Kind ist von jener zeitlosen Unbefangtheit den Dingen gegenüber, die aufschließt, wo wir längst die Schlüssel verloren haben.

Und darum ist uns jenes Reich der Kindheit bis ins Alter hinein so seltsam nah und auch wieder so fern. Oft ist es nur der Duft einer Blume, das Rauschen eines Baches, das uns so wild ergreift, Symbole aus der Kinderzeit, deren Deutung uns nimmer gelingen will, weil wir sie mit unserem unseligen Verstand angehen, mit jenem unheiligen Fragen, das uns die Zivilisation aufzwang.

Und doch, mir ist, es gibt einen Ort, wo die Wirklichkeit wieder zu uns findet, wo die Masken und Binden von uns fallen und wir wieder zu Kindern werden. Sind euch nicht auch die Berge in eure Träume verwoben, die euch das Kinder-

land durchlichten? Schreitet ihr nicht auch in jenen Stunden, wo euch Flügel wachsen, von Erdschwere befreit über die lichtüberflossenen Grate? Werden euch nicht dann eure Träume zur Wirklichkeit, wenn ihr himmelhoch über Tälern hängt und alles Bangen und Grauen euch flieht? Was ist in jenem Reich noch Traum, was Wirklichkeit, wo ihr wirkliche Schöpfer seid, unter deren Willen sich die Wände neigen und die Grate euch zusliegen.

Ähnliche Wege mögen meine Gedanken gegangen sein, als ich an einem späten Herbsttag zum Rauhen Joch emporstieg. Vielleicht daß der wilde Kogelkopf, der schon seine dunklen Schatten tief ins Tal warf, es mir antat, vielleicht daß die Rote Wand mit all ihren tausend Fäden der Erinnerung schon unsichtbar über das Rauhe Joch herübergriff, vielleicht auch daß es jenes seltsame Strahlen der sich neigenden Sonne über dem Grate war, das mir plötzlich das Bild auf der Gedenkplatte oben bei der Hütte schuf... Seltsames Spiel des Schicksals... Ich trete aufs Joch hinaus; da sind sie ja wieder, alle die lieben Bilder und Gestalten froher Tage, da die trauliche Hütte, dort der dunkle See, die gewaltige Südwand mit dem leuchtenden Grate.

Ich liege auf den Matten hoch über dem See und schaue hinein in die jähe Südwand. Wieder steigt er auf, jener Tag voll der Glut des Frühsummers, voll des betäubenden Dufts der Blumen, der gelben Aurikel und des blutroten Alpenseidelbast, voll des Leuchtens des blauen Enzians und der roten Primel. Wieder sprang er uns entgegen, unser froher Jauchzer aus der Südwand, und zwang uns empor, hinauf auf das breite Band, das die Wand durchschneidet. Alles wieder wie einst, unauslöschbare Wirklichkeit, der schwüle Pfingsttag, die rauschenden Schmelzwasser, die die Rinne herabstürzen und auf den glattgeschliffenen Felsen des Einstiegs zerspritzen. Du aber gibst nicht nach, bis wir die Stelle bezwungen haben, und uns, naß wie die Mäuse, oben auf schmalem Stand das Wasser aus Haaren und Kleidern schütteln. Wir steigen die brüchigen Schrofen empor, ich zeige dir die Stelle, wo vor Jahren ein Block die Rinne heruntergefegt kam, gerade, als ich in ihr anstieg. Noch immer steht mein Herz einen Schlag still, wenn ich ihn auf mich zukommen sehe, und doch übermütig klingt unser Lachen, als ich dir zeigte, wie ich damals aus der Rinne herausflog, und mich irgendwo in der Seitenwand festkrallte. Die Erinnerung springt hinüber zu einem ähnlichen Erlebnis, wo einst unter dem Letzten unserer Partie ein Riesenblock sich neigte und aus der Wand stürzte; wie haben wir doch damals gelacht, als er im letzten Augenblick sich nochmals in der Luft zu besinnen schien und dann unten zu Staub zerschellte. Noch heute muß ich lachen, so ganz aus tiefster Seele, und weiß doch nicht, warum... Und dann steigen wir behutsam durch die steilen Nasen empor, sitzen irgendwo auf den Grasbändern unter der Gipfelwand und schauen hinaus in die blauen Fernen. Wir scherzen und lachen, und doch ein seltsam ernster Unterton ist in deiner Stimme, als du sagst: Ich werde es ihnen sagen: Hier muß die Gedenktafel angebracht werden. Wir waren damals dabei, einen Platz für die Gedenktafel für die Gefallenen zu

suchen.) Es gibt doch wahrhaftig keinen schöneren Ort zum Gedenken, als hier oben die Südwand, hier sind die Menschen aufgeschlossen, und frohe Gedanken strahlen hinaus und hinüber. Und wie ich dich wieder so sprechen höre, da fühle ich, mit einem Male, daß du selbst schon drin stehst im Lande des ewigen Geheimnisses; und doch seltsam, ich empfinde darüber keinen Schmerz, der Gedanke an eine Trennung ist im Reich der Erinnerung unbekannt. Siehst du, wie die dunkeln Nebel aus der Wand herauswachsen. Ein Frösteln springt über uns dahin, es gilt, schnell, daß wir über dem Grat drüben sind, bis das Wetter kommt. Wir tauchen in die große Schlucht hinein, die die Schlußwand durchreißt, und steigen nach links hinüber in die schiefrigen Bänder unter dem Gipfel. Weißt du noch, wie wir dort die ersten Berganemonen fanden und jubelnd begrüßten. Und dann der Gipfel! Das Wetter zögerte, und wir saßen und konnten uns nicht trennen, bis der erste Donner grollte. Und wie wir dann den Westgrat hinabsprangen, dort, wo wir Jahre vorher bei jener ersten Winterbesteigung uns Schritt für Schritt mit dem Pickel emporkämpfen mußten. Oh, jener Wintertag, wie nahe steht er noch meiner Seele! Die Gestalten verschwimmen mir im düstern Lichte jenes grauen Tags. Was war das ein furchtbarer Kampf hinüber zum Gättele, jeder Schritt schwerste Eisarbeit; und dann jener unheimliche Lawinenkessel, mit welchem Bangen haben wir ihn durchschritten, das Auge oben in den Hängen des Westgrats, wo sich jeden Augenblick der weiße Tod lösen konnte. Wie haben wir aufgeatmet, als wir unter dem Grat standen, und doch wieder gebangt, als wir uns in die vereisten Flanken hinanschohen. Und doch keiner wollte das Wörtlein „Umkehr“ aussprechen, wie besessen blickten wir immer nur hinauf, wo der Grat im Grau der Wolken verschwand. Wie haben wir doch damals so sehnsüchtig uns Flügel gewünscht, als es schon dämmerte, als wir den eisigen Gipfel betraten! Schritt für Schritt haben wir uns dann durch die Nacht gekämpft, fast hätten wir in der Enge ein Freilager beziehen müssen, doch wir gaben nicht nach, bis uns das Licht der von Christian entgegengeschickten Laterne die Richtung zeigte. Oh, wie ist mir das alles wieder lebendig, wie gegenwärtig sind sie wieder, jene Stunden, als ob es in der Erinnerung nur ewige Gegenwart gäbe.

So träumte ich in den kristallklaren Herbsttag hinein. Ist nicht unser ganzes Leben nur ein Traum, alles nur Symbol einer gewaltigen Wirklichkeit, die da irgendwo in uns ganz in tiefster Tiefe liegt?

Nun steht die Sonne wieder drüben, wie einst über dem Roggelskopf, übergießt ihn wieder mit ihrem wundersamen Licht. Jetzt blickt sie wieder auf jenes Band in der Südseite herunter, wo . . .

Doch halt, wir wollen noch einmal jenen Tag in seiner ganzen Schönheit erleben, wir wollen ihn nochmals neu erschaffen, so wie er unter jenem Himmelszelt voll unsagbarer Bläue einst zur Wirklichkeit ward.

Wir schreiten zusammen hinüber zur Heubergalp durch die fast undurchdringlichen Latschenfelder, durch verschwiegene Mulden, noch voll des Winter-

schnees, über sonnübergossene Lichtungen voll sprossenden Grüns und Blumen-dufts. Hörst du ihn wieder rufen, den Schalksnarr, den Kuckuck, bald aus den Gründen der Mostriualp drunten, bald wieder ganz nah. Nie wieder habe ich so mit jeder Faser meines Körpers den Frühling erlebt. Betäubender Duft voll seltsamer Süße lag in der Luft, die Schmelzwasser sickerten und rauschten, Hummeln schwankten von Blume zu Blume, und über allem lag eine Luft bald wie ein kühler Trank, den man immerdar schlürfen müsse, bald wie ein lindes Kosen um die Stirne, das einem wunschlose Erfüllung gab.

Ich sehe uns wieder voll satter Zufriedenheit zu den Wänden hinaufstarren, die irgendwo die blaue Wölbung über uns schnitten, und fühle wieder, wie um uns alles versank. Sind's Stunden, sind's Tage, die wir so liegen? Dein Ruf weckt mich zur Wirklichkeit. Ich sehe dich hinaufdeuten zu jenem Grat, der von der Heubergalp gegen den Berg hinzieht, und wieder fühle ich in mir das leise Werden von Wunsch und Tat. Wir steigen empor durch grasige Bänder, wie Schatten gleitet die Müdigkeit von uns, nur flüchtig noch achten wir der dichten Büscheln von blauem Enzian und gelben Aurikeln an den Felsköpfen. Nun schreiten wir über den stumpfen Grat, schon stehen wir am jähen Aufschwung, dem Schlüssel der Ersteigung. Wir treten hinaus auf die Kante, da fällt der Blick so unbarmherzig hinunter auf die Matten, wo wir noch vor kurzem lagen. Ich weiß, du hättest ihn angepackt, wenn ich nicht gezögert hätte. Aber vielleicht daß noch ein Nest der Traumgestalten in meinen Adern schwang, die vorhin unten Wirklichkeit, den Blick mich nicht ertragen ließen. Nur wenig weiter links durchreißt ein Kamin die Wand, nach unten stürzt er in die wilde Schlucht, die schon den Gipfel des Berges benagt. Wir steigen hinüber und in den schwarzen Schlund hinein. Frost schüttelt mich, während du dem schmalen Stückchen Himmel oben zustrebst. Draußen durch den schmalen Schlitze sehe ich flimmernde Luft, weiße Grate und drunten, abgrundtief, den Bahnhof von Dalaas. Jubelnde Rufe von oben, der Weg ist frei. Das breite Grasband führt nach links, wird schmal und brüchig und lockt uns hinüber auf die Südseite, wo das Auge wie ein Falke die Tiefen des Klostertals durchmisst.

Wir liegen auf dem schmalen Grasband, den Rücken an den harten Fels des letzten Aufschwungs gelehnt. Die Zeit steht still. Ein Stückchen Ewigkeit schimmert herein, wie blauer Himmel durch jagende Wolken. Ahnend wird uns bewußt, daß dort zu Stille wird, was unser Leben hier oft so ganz erfüllt. Unser Schauen wird zu stillem Ergreifen. Was ist uns noch Berg, was Tal, was Duft und Sonne, wo wir das alles in uns sind. So haben wir vielleicht einmal als Kind geschaut, als alles noch unverschlossen vor uns lag, bis einst ein Tag uns von dort verstieß.

In dieser Stunde erfuhren wir, was uns die Berge sind, und ich sehe dich wortlos die Gipfelsfelsen angreifen, so wie man aus dem Feiertag zu schwerer Pflicht zurückkehrt. Siehst du ihn wieder, den Schatten der Mittagswolken.

wie er langsam über die Lande schreitet, spürst du wieder das Frösteln, das uns zum Abschied trieb? Wohlan, es muß sein, denn alles Leben ist Tat und Rast, Anstieg und Abstieg. Auch das Kinderland muß verlassen werden, damit wir es einst wieder als Erwachsene betreten können.

Im Formarinsee locken die Wände, seltsames Farbenspiel in den unergründlichen Wassern. Seid auch ihr Symbol der Wirklichkeit, die sich nur dem gibt, der in seine tiefste Tiefe taucht, der Wirklichkeit, die wirkt und prägt und unser Innerstes formt?

Wieder steige ich hinab ins Tal, tauche ein in die kalten Nebel des Alltags. Aber ein Leuchten ist in mir, Licht von Höhen, das mit seinem Feuer hilft, das Leben zu tragen.

Herbststimmung

Von Albert Fleig.

Es war ein trüber Herbsttag. Gemächlich stieg ich mit Christian bergwärts. Die Natur bereitete sich auf den nahen Winter vor. Nebel legten Feuchtigkeit über uns. Der Laubwald zeigte sich in bunten, zauberhaften Farben. Herbstzeitlosen breiteten über Allmiesen einen zartvioletten Teppich. Nur Bergfinken belebten die Einsamkeit. Schäumende Bergwasser eilten zu Tal.

So kamen wir auf die Hütte. Trauliche, liebe Stätte, über wie viele Gäste, müde vom Wandern oder von der Hast des zermürbenden Alltags, hast du schon dein schirmendes Dach gebreitet! Wenn auch einfach und bescheiden, so hast du dennoch der Mehrzahl glückliche, sorgenlose Stunden zu spenden vermocht.

Wir waren allein in der Hütte. Wie immer, kredenzte mir Christian zum Empfang von seinem selbstgebrannten Uzian. Lange noch saßen wir beisammen — wortkarg — dann gingen wir zur Ruhe.

Unten aber, am stillen See, rauschte das nimmermüde Bächlein sein Abendlied. Durchs Fenster huschte der fahle Schein des Mondes. In majestätischer Ruhe starrte die Rote Wand in jagende Nebelschwaden. In grauen Nebeln lag die Bergwelt, als wir am nächsten Vormittag auf markiertem Pfade wanderten. Dann schritten wir seitwärts durch ein einsames Kar. „Hier sind wir allein, kein Mensch wird uns stören.. Nur in der Einöde, wenn kein Fremder um uns ist, da kann ich reden, wie ich empfinde“, sprach Christian. Rastend, erzählte er dann von seinen Jugendjahren auf Formarin, von der alten Hütte und von der neuen, zu deren Bau er so manchen Zentner auf dem Rücken zu Berg getragen habe. Mit glühender Liebe sprach er von seiner zweiten Heimat auf Formarin. Jeden Zirbelbaum kannte er, jeden Felsen, jeden Steg, jedes Murmeltier um die Hütte. Alle Blumen nannte er

mit Namen, und dann sagte er plötzlich: „Es fällt schwer, aus dieser Gegend, in der ich fast 25 Sommer gelebt habe, scheiden zu müssen.“ Jetzt war es ausgesprochen, was ihn so schweigsam gemacht, was er lange für sich getragen hatte. Hier hing sein Herz, an der Hütte und den Bergen ringsum. Dennoch drängten ihn die Gedanken um die Zukunft, diesen Ort zu verlassen. So stritten zwei Seelen in seiner Brust und machten den Stillen noch stiller. Da unterbreitete ich Christian einen Vorschlag. Er solle vorläufig bleiben und gleichzeitig versuchsweise mit der neuen Stätte sich vertraut machen. Er war einverstanden und erlöst von dem Druck, der seit Wochen auf ihm lastete. Innerlich befreit, waren wir kurz vor dem Gipfel der Saladina angelangt. Plötzlich zeigte Christian schweigend in die Tiefe. Auf einem Vorsprung lagerte ein Rudel Gamsen von etwa 30 Stück. In Ruhe betrachteten wir die Tiere und freuten uns. Dann stiegen wir am Rande der Saladina aufwärts zum Gipfel. Eine gewaltige Nebelwand stand vor uns. Sie versagte den Blick in die Ferne und zu dem gewaltigen Absturz in die Tiefe, bedeckte aber auch die Niederung mit ihren Daseinsnöten. Silhouettenhaft standen zwei Bergfreunde auf dem nebelumbrandeten Gipfel. Wir erzählten von Vergangenheit und Gegenwart, vom Werden und Vergehen. Wir stellten Betrachtungen an über Menschen, die immer wieder sehnsuchtstrunken zu ihren Bergen ziehen. Wir sprachen von den einen, die bescheiden und still ihr Bergglück zu Tale tragen, und von den andern, denen der Alpinismus so oft nur ein Mittel ist, um sich hervorzutun, oder von solchen, denen die Berge nur Unruhe stiften, weil sie ängstlich darüber wachen, daß ihren alpinen Leistungen genügend Ehre erwiesen werde.

Und plötzlich brach die Sonne sich Bahn. Lichtbündel bestrahlten die vor uns stehende Nebelwand. Staunend erblickten wir auf dieser unsere eigenen Schatten, jeder von einem Kreis umgeben. Zum letzten Male stand ich mit meinem Begleiter, als dem Hüter unserer Hütte, auf der Saladina. Noch einmal erklärte zum Abschied die Sonne das Hüttengebiet. Dann fielen wieder dicke Nebel ein, die uns nur mit Mühe den Heimweg finden ließen.

Winterfahrten

Von Carl Schilling.

Lachende Morgensonne liegt auf den Gipfeln, die den Kleinen, schlichten Ort Lech umsäumen, als wir gemächlich die Langriemen fester ziehen. Hoheitsvoll grüßt zum Abschied das weißschimmernde Dmeshorn, und in silbernem Lichte tauchen beim Aufstieg die braunweißen Klippen der Karspitze unter. Alles sieht froh und heiter drein, und wie konnte es denn nach frohverlebten Tagen in Lech anders sein.

Wir überschreiten den Lech, sind bald am Waldrand und finden hier Ausläufer der ersten Lawinen. Nach Überquerung einer tiefen Schlucht passieren wir den kleinen, romantisch gelegenen Weiler Zug, werfen einen Blick in das alte Kirchlein, und weiter geht's, zu den herrlichen Böden der Tannleger Alm. Links ragen die schimmernden Schneeflächen im Gebiete der Ravensburger Hütte, rechts öffnet sich ein Seitental, durch das der Weg zur Göppinger Hütte hinaufzieht. Vor uns die Berge, die wir in den nächsten Tagen bemeistern wollen; sie alle überragend der imposante Gipfel der Roten Wand. Wir bretteln weiter durch das im Winter selten begangene, für den Hochtouristen aber so viel Naturschönes und Interessantes bietende Tal, vorbei an der Formarinalm, der früher bescheidenen Freiburger Hütte, und schon winkt uns, auf kühnem Grat gelegen, das heutige Ziel.

„Eli Heil!“ ruft uns eine kleine begeisterte Schar entgegen, nachdem wir nach mühevolem Hinaufbalancieren den steilen Hang über dem Formarinsee „erklettert“ haben. Eine zweite Abteilung von uns wählte nämlich die sonst übliche, bequemere Anstiegsroute von Dalaas. Der auch im Winter abwechslungsreiche Weg führt erst durch eine Schlucht zu den Häusern des Weilers Santegg, dann durch den sogenannten Schmiedtobel, zwischen Roggelskopf und Caladinaspize zum Rauhen Joch. Er ist vollkommen geschützt, nur unterhalb der steil abfallenden Felsabhängen der Caladinaspize überquert man ein größeres Lawinenfeld, das sich aber leicht umgehen läßt, und so der Aufstieg als gefahrlos bezeichnet werden kann.

Es ist früher Nachmittag, als wir die Hütte betreten, der Mehrzahl der Teilnehmer ist sie ein Novum. Wer auf früheren Bergfahrten eine Reihe von Tagen auf überfüllten Hütten zugebracht, und manchmal auf „sauberen Matratzen“ gebettet war, der sollte erstaunt und belehrt hier in ein neues Reich eingeführt werden. Freundliche Zimmer mit blendend weißer Wäsche sorgen für erquickende Nachtruhe; Gediegenheit und Sauberkeit verraten in der gemütlichen Stube, der Küche und den anderen Räumen den hier sorgenden Vater und Hüttenwart! Ein Bergsteiger und Führer vom alten Schlag und alter Treue, dem wir seine Liebe und Sorgfalt um uns nie vergessen. So laßt uns noch kurze Zeit in der Hütte verweilen und erzählen. Wir musterten bei der Ankunft alles durch, neugierig, vom Speicher bis zum Keller. Unter einer Kartoffelkiste — ich verrate zwar Geheimnisse — finden wir ein köstliches Naß, und mit dem lustigen Skivers: „Wir sind vom ersten bayerischen Schneeschuhbataillon“, weihen wir zum Gruß die Hütte ein. Unsere mitgeführten Neulinge überkommt ein Staunen nach dem andern. Tausend vergnügte und frohe Abende haben sie in den Schwarzwaldbergen mitgemacht, aber Alpenhütten und ihr Leben ist Sonderheit, ist Höheres und nur angewiesen auf das Häuflein Getreuer, Erhabener. Im Sturmschritt verfliegen die vergnügten Abendstunden, abwechselnd wandert die Gitarre von Hand zu Hand, und wir wetteifern mit einer noch anwesenden deutschen Jägerpatrouille im Gesang der

Winter bei der Freiburger Hütte



Echafberg, phot. N. Schaudig



Aufstieg zum Echafberg

schönsten und besten Berg- und Skilieder. Keiner gibt sich geschlagen, stets frische Einfälle zeugt die Erinnerung. Nur das zum Schluß gesungene Lied der Laura, „Laura, setz' dich aufs Sofa . . . mit die 99 und die 98 und die 6,5 und die 94 und die 93 und die 92 und die 91, 0,9“ schoß als Schläger den Vogel ab!

Eine Reihe schöner Skifahrten und für Kletterlustige bei günstigen Schneeverhältnissen auch Felswanderungen lassen sich von der Hütte aus ausführen. Orientieren wir uns erst über die Umgebung und steigen in wenigen Minuten zum Rauhen Joch hinauf: Eine umfassende Aussicht! Im Norden erhebt sich als gewaltige Felsmauer die Rote Wand und imponiert — durch Einsattelungen von den ihr an Höhe gleichkommenden Nachbarbergen getrennt — durch ihre Isoliertheit und schroffen Aufbau als mächtiges Massiv. Sie ist im Sommer Ziel der meisten Besucher; im Winter mit Skiern nur bis zur Schwarzen Furka zu begehen, dann gewöhnlich bei den vereisten und über-schneiten Felshängen nur mit Pickel und Seil zu besteigen. Im Osten dehnt sich der lange, breite Rücken des Formaletsch, der sich für bequeme Nachmittags-fahrten und als Übungsberg vortrefflich eignet. Ihm schließt sich südlich an die Fensterlewand und neben ihr erheben sich in kühner Form die steilgeschichteten, wuchtig nach der Höhe ringenden Felsmassen der Saladinaspitze. Und schließlich auf der Westseite der Hütte der überwältigende Blick auf den Roggelskopf, den Schafberg und andere mehr.

Nachdem wir so das umliegende Gelände einer gründlichen Besichtigung unterzogen haben, entschließen wir uns, um den Ansprüchen aller Beteiligten gerecht zu werden, in den uns zur Verfügung stehenden vier Tagen drei größere Touren auszuführen, und zwar Formaletsch, Schafberg und Fensterlewand. Die beiden letzteren, die wohl zu den größten und lohnendsten gehören, sollen eine eingehende Schilderung erfahren.

Die Sonne steht schon ziemlich hoch, als wir am nächsten Morgen zum Abmarsch vor der Hütte antreten. Die Jägerpatrouille ist längst unterwegs, aber dank der guten Führung des . . . sollen wir das geplante Ziel zuerst erreichen. Der Latendrang ist groß, und schneidig werden die ersten Vorhöhen genommen. Teils mit, teils ohne Felle und Felle, beinharte Harschhänge hinuntergeschwungen. Und noch ein Steilhang, an dem wir vorteilhafter die Skier abgesehult, denn er wird rücklings, bauchwärts, Kopf nach unten, kurz in den schwierigsten und merkwürdigsten Stellungen absolviert, schrauben wir uns unter vielen Schweißtropfen durch den schwergewordenen Schnee zu einer kleinen Einsattelung westlich des Schafberggipfels hinauf. Bedächtig stecke ich den Kopf über eine Schneewehe und mustere die weitere Aufstiegs spur, denn der liebe . . . hilft als Schlußmann der Nachgarde. Kurz entschlossen werden die Skier ausgezogen und auf den steil abfallenden und mit tausend Sprüngen gekennzeichneten Schneeflächen per pedes das Höchste gewonnen. Leider müssen wir auf eine längere Gipfelrast verzichten, da wir bei Windstärke 8 nur in kauernder

Stellung uns halten können, und rascher als sonst lassen wir das weite Gebirgs-panorama, das wir am folgenden Tage so herrlich von der Fensterlewand bewundern konnten, an uns vorüberziehen. Bald sind wir wieder bei unseren Brettern, und in saufender Fahrt geht's ins Firn durch dieses herrliche Ski-paradies bis beinahe hinab zum Formarinsee und in kleinem Anstieg zurück zur Hütte. Wieder lag ein schöner Tag hinter uns, und wieder umflog uns an diesem Abend der Zauber seeliger Hüttenstunden.

An den beiden folgenden Tagen streifen wir die Umgebung der Hütte in kleineren Touren ab und genießen so recht das umliegende prächtige Skigelände. Auch führen uns jeden Abend vor Sonnenuntergang die Bretter hinüber gegen die Wände des Roggler, bis das letzte Leuchten des untergehenden Tages verschwunden ist.

Trotzdem sich in der Ferne düstere Wolken am Abendhimmel zeigen, blickt der junge Tag mit kleinen Rosenwolken und klarer, ja nur zu klarer Fernsicht an unser Fenster. Noch einmal soll uns die begehrte Frau Sonne auf unserer letzten Wanderung hinauf zur Fensterlewand begleiten.

Den nördlich abfallenden Hang umgehend, pilgern wir gemächlich breite Mulden hinauf zu einem großen Hochplateau. Vor uns liegt das prächtige Massiv der Saladinaspitze, links die Felsenmauer der Fensterlewand.

Unten an der Westflanke verstauen wir die Schneeschuhe, und nach dreiviertel Stunden flotten Steigens erst über steile Schneehalden, dann über Geröll unter überhängenden Felsen und wiederum auf jäh abfallendem Hang dürfen wir den Gipfel unser nennen.

Sonne und Wärme laden uns auf der Fensterlewand zu einer längeren Gipfelrast ein, auch sehen wir auf den ersten Blick: diese Aussicht will genossen sein. Man ist hier oben von den herrlichsten Felsgebieten und den schönsten Gletschern umgeben. Einer wunderbarer geformt als der andere.

Drüben in weitem Kranz den Horizont säumend, schimmern silbern die Firne und Gletscher der Ötztaler Alpen. Wir erkennen deutlich den Similain, die Gimail- und Falschungspitze, dann die Weißkugel und noch weiter im Hintergrunde die mächtige Ortlergruppe — Ortler, Zebren und Königspitze. Der Bwin zeigt seine Ostwand, und all die Gipfel der Siloretta enthüllen jede Gewandfalte und lassen uns an schöne Pulverschneefahrten denken. Es folgen die Sulzfluh, die Drusenfluh, die Ceesaplana, der edelgeformte Turm der Zimba — Gipfel an Gipfel reiht sich weiter nach Westen an, ein endloses Heer, deren Namen nicht alle zu nennen sind. So genießen wir eine Stunde wonnevoller Gipfelschau. Dann treten wir den Rückweg erst die oberen Rinnen der Felswand entlang herunterrutschend und dann weiter mit den Skiern an. Tränen krollern die Backen herunter, so laufen „die Guten“ in saufender Schußfahrt bis zur Hütten tür.

Wenige Stunden später kommt ein starker Wind auf. Dunkle Wolken breiten sich über das eben noch weit umfassende Landschaftsbild und verhüllen die eben noch von der Sonne überstrahlte Bergwelt. Die ersten Plänkler geistern schon um den nahen Roggler, und bald sind die ganzen Gipfel von einem grauen Wettermantel umschlossen. Noch lange sitzen wir vor der Hütte voll Bewunderung, bis Schnee, Fels, Wolken und Firmament sich in ein gleichmäßiges Dunkel einhüllt. Dann wissen wir, daß unsere Stunde geschlagen hat, und wir rüsten uns zum Abschied.

Wir haben's gesehen, wir haben's empfunden und glücklich genossen! Geh hinauf und schau und empfinde! Hinauf ins Licht, hinauf zu den Bergen, der Freiheit sonnige Weiten.

Alpennacht

Von Hans Franke.

Es war kurz vor dem Kriege, als ich, damals noch Student der Naturwissenschaften, mit einer botanischen Exkursion meines Lehrers Geheimrat Altmanns von Kandersteg aus auf den Gemmipafß stieg. Steil führte der Weg in vielen Kehren aufwärts. Immer tiefer sank hinter uns die gewaltige Wanne des Kandersteger Tales zurück, und immer näher rückten wir den schneebedeckten Felsköpfen, bis uns oben auf der Passhöhe kalter, grauer Nebel einhüllte. Hinter dem kleinen, in Fels und Firn eingebetteten Daubensee riß plötzlich der Nebel und gab den Blick frei: jenseits des steil vor uns in blaue Tiefen abfallenden Rhonetales breitete sich in unbeschreiblicher Pracht die schimmernde Kette der Walliser Alpen. Glanz — Weite — Größe — unendliche Himmelskuppel über unendlicher Erdenpracht! Ein Glücksgefühl sondergleichen schlug wie ein dröhnender Posaunenstoß vor meine Brust und irgendwie zersprangen alle Wände in mir, um mein Innerstes hinausströmen zu lassen in die grenzenlose Freiheit, Klarheit und Herrlichkeit.

Es verging wohl eine gute Weile, bis wir uns aus der Trunkenheit und Entrücktheit dieser Stunde zu uns selber und zu unserem guten „Vater Altmanns“ zurückfanden, um unsere wissenschaftliche Ernte zu sichten. Ein fröhlicher, sangesreicher Abend auf der Terrasse des Passhotels wollte kein Ende finden, bis doch Müdigkeit und Vernunft Feierabend geboten. Als ich oben im kleinen Zimmerchen schlafen gehen wollte, tat ich noch einen Blick zum Fenster hinaus und war halberstarrt vor Kälte, als ich wieder zu mir kam. Unbeschreiblich herrlich war der Tag gewesen, unendlich tiefer, größer war die Nacht. Ausgelöscht waren die leuchtenden, glitzernden Sonnenfarben auf Fels und Schnee, Pflanzen, Wolken, Gletschern, Tälern. Angezündet waren nun die feierlichen Lichter der Ewigkeit über der schlafenden Erde. Ganz, ganz unten in samt dunkler, violetter Tiefe ein kleines, zusammengedrängtes Häuflein gelber Lichtpünktchen, das Tal der Menschen. In der gewaltigen Felswand, die breit und mächtig sich jenseits aus dem Tale hob, noch ein verlorenes, einzelnes Lichtchen, eine Hütte wohl. Dann leuchtete sich nach oben die dunkle, violette Wand in ungewisses Blau und trug auf ihrem Nacken im Sternenlicht ausgebreitet die eisige, perlmutterschimmernde Gipfelfette.

Nie habe ich greifbarer gefühlt, wie nahe die Erde der Ewigkeit war. Die Zacken und Grate tasteten an die gläsern dünne Himmelskuppel, und mit tausendfachem Klingen antwortete der Reigen der Gestirne. Mir schien, als höbe und senke sich in ganz langen, tiefen Atemzügen die dunkle, gefurchtete Erde, uralten Schlafes, uralter Mütterlichkeit voll, und als Klänge darüber durch die sieben Sphären auf- und absteigend die Melodie ohne Anfang und Ende, ungreiflich fern und hoch über allem Menschlichen. Aber diese Melodie der fernem, hohen Sterne schwang durch alle Räume und drang in alle Abgründe, und siehe da, die Lichtpünktchen ganz unten im Menschentale schwankten, lösten sich und schwebten in der blauen Tiefe wie Brüder und Schwestern der Sterne droben, rönend im gleichen Sphärenklange: Gott spielte auf seiner Harfe das Nachtlied von Erde und Ewigkeit — — —.

Auf der Rückfahrt, auf dem Bahnhof von Ulten, wurden Extrablätter verteilt. Die Schüsse von Serajevo knallten, und es wurde merkwürdig still und kahl in uns, und für immer war die sorglose Studentenzeit vorbei. Wie ein Traum tauchte in den Schützengräben und Unterständen Frankreichs wohl die Erinnerung an frohe Bergfahrten auf, und ich weiß noch, wie ich einmal tief im Schlamm der Champagne steckend in eine abendliche Wolkenbank starrte, bis sie mir zur Alpenkette wurde, wie ich sie so oft im Sommer und Winter vom Feldberg aus gesehen hatte. Vier endlose Jahre, in denen man ein ganz anderer Mensch wurde und fast die Wirklichkeit des Vorkriegslebens verlor. Einmal endlich kam ich wieder heim und saß an der Staffelei, wie ich es mein Leben lang ersehnt hatte. Seltsam ratlos, womit ich beginnen sollte. Ich tastete über die vier Jahre zurück in die Erinnerung und suchte nach dem Schönsten, was ich wohl erlebt hätte, und malte die „Alpennacht“.



Alpennacht. Nach einem Gemälde von Hans Frankl, phot. G. Gehl, Freiburg i. Br.

Von Freiburg ins Berner Oberland

Erinnerungen und Betrachtungen

Von Robert Liefmann.

Wenn es vergönnt ist, von unseren südlichen Schwarzwaldhöhen aus den gewaltigen Eindruck eines Blickes auf die lange, weißgezackte Kette der Alpen zu genießen, dem treten die Gipfel des Berner Oberlandes besonders machtvoll in Erscheinung. Nicht nur sind sie umgeben von den größten Schnee- und Gletschermassen, sondern sie ragen auch am höchsten über alle anderen Erhebungen des langen Bergwalles empor. Wenn nicht an besonders klaren Föhntagen ganz fern im Südwesten die Riesenkuppe des Montblanc sichtbar wird — oft unwahrscheinlich hoch über den Dunst der Niederungen sich auf-türmend —, sind die Oberländer Gipfel die einzigen Viertausender, die man von deutschen Landen aus erblicken kann. Über diese stolzen weißen Höhen, die vom südlichen Schwarzwald aus so nahe und heute so schnell zu erreichen sind, nicht eine unwiderstehliche Anziehungskraft aus? Sollte nicht jeder bestrebt sein, diese gewaltigen Gipfel in der Nähe zu schauen und in diese geheimnisvolle Welt von Fels und Firn einzudringen?

Die Antwort lautet auch heute noch: Nein! Gewiß hat sich im letzten Jahrhundert das Verhältnis des Menschen zu den Alpen gewaltig verändert. Jahrhundertlang erschien das Hochgebirge nur als ein Ort der Furcht und des Grauens, und wenn es auch immer vereinzelt gab, die aus Forscherdrang sich in diese Einöden wagten: daß hohe Berge den Menschen etwas bieten, eine Anziehungskraft auf ihn ausüben, ein Gefühl der Sehnsucht erwecken, ist im wesentlichen erst ein Ergebnis des 19. Jahrhunderts. Aber die Zahl derer, denen hohe Berge etwas im Leben bedeuten, ist auch heute nur gering. Gewiß möchte jeder gerne einmal ins Berner Oberland reisen, weil seine Schönheiten berühmt sind, aber die Berge selbst locken und verlocken auch heute nur verhältnismäßig wenige. Von den vielen Tausenden, die die Alpenkette von den Schwarzwaldbergen aus erblicken, löst der Anblick doch nur bei einem recht kleinen Teil den Wunsch aus, in das Innerste dieser starren und anscheinend toten Welt einzudringen. Und diese wenigen sind es, die allein aus innerer Neigung, aus „Berufung“ Alpinisten werden.

Dabei sind der Quellen und Antriebe, die heute zum Alpinismus führen, sehr viele. Seitdem auch das Bergsteigen eine Massenerscheinung, ein sozialer Faktor, „Mode“ geworden ist, kommen viele zum Alpinismus nicht aus innerer Neigung, sondern durch soziale Beziehungen: weil sie von anderen dazu veranlaßt werden, weil sie einer alpinen Vereinigung beigetreten sind, weil die Neugier sie treibt, auch einmal die vermeintlich besondere Schönheit des Hochgebirges oder die angeblich ungeheuern Schwierigkeiten seiner Besteigung kennen-zulernen, weil sie dann in ihrem Kreise mit ihren Erfahrungen, Leistungen und Erlebnissen glänzen wollen usw. Das alles sei hier ohne jeden Tadel einfach registriert.

Aber ich glaube, nicht ganz gering ist unter den Alpinisten auch die Zahl derer, die nur oder überwiegend aus inneren Gründen, aus ihrer Natur heraus, ohne oder fast ohne äußere soziale Einflüsse, ja selbst gegen solche zu Alpinisten werden. Und da ich mich meines alpinen Werdegangs wegen zu diesen rechnen muß, so sei hier darüber geplaudert. Diese sozusagen angeborene „Liebe“ zu den Bergen ist sicherlich eine sehr interessante psychologische Tatsache. Trotz vieler bemerkenswerten Untersuchungen über die psychologischen Grundlagen des Alpinismus ist das Problem: „Aus welchen Gründen wird man Alpinist?“ noch keineswegs erschöpft. Es führt in die Untergründe menschlichen Trieblebens hinein, und ich möchte hier im Anschluß an eine Beschreibung meiner Bergfahrten im Berner Oberland einen kleinen Beitrag dazu geben. Denn das Berner Oberland hat dabei eine gewisse Rolle gespielt.

1887, nachdem wir zwei Jahre vorher von Hamburg nach Freiburg übergesiedelt waren, gingen meine Eltern mit ihren fünf Kindern im Sommer nach Beatenberg. Die Jungfrau von Interlaken bekam ich nicht in vollem Glanze zu sehen. Heute weiß ich, daß dieses Bild mit seinen Linien, Farben und Kontrasten eines der größten Schaustücke der Alpen und sicherlich der ganzen Welt ist. Großen Eindruck machte mir das Stoßhorn mit seiner anscheinend senkrechten Nordwand. Dieser an sich unbedeutende Gipfel ist mir seither immer in der Erinnerung geblieben. Von Bergsteigen war bei uns Kindern des Nordens keine Rede. Meine Eltern waren sehr ängstlich mit uns und unsere Gouvernante erst recht. Aber eines Morgens machte sich die ganze Familie doch in Begleitung eines Führers auf zur Besteigung des Niederhorns, dessen harmloser Gipfel von Beatenberg aus über Wiesen bequem in zwei Stunden zu erreichen ist. Gar zu gern hätte ich dort in das nördlich tief eingeschnittene Jusstal hinabgeschaut. Aber selbst an der Hand des Führers erlaubte mein Vater mir nicht, an den Rand des Abbruchs zu gehen. Das schmerzte mich tief; der Name jenes geheimnisvollen Tales, das da unten liegen mußte, ist mir seitdem nicht aus dem Gedächtnis verschwunden und bedeutete lange Zeit für mich einen Inbegriff des Unzugänglichen und Gefährlichen.

Nach Freiburg zurückgekehrt, mußte der Obertertianer den üblichen Aufsatz über seine Ferienerlebnisse schreiben, und darin spielte natürlich seine „Hoch-

tour“ die Hauptrolle. Ich habe den Aufsatz noch. Die Namen der meisten Berge, die man vom Niederhorn aus sieht, werden einfach aufgezählt; aber dann heißt es: „Neben der Blümlisalp befindet sich ein Berg, dessen steile Zacken aussehen wie die Zinnen einer Burg. Das ist das Spaltenhorn, einer der interessantesten Berge des Berner Oberlandes.“ Der Lehrer hat dazu, dick unterstrichen, mit roter Tinte an den Rand geschrieben: „Interessant??“ Ich glaube, hier sind wir an einer der Quellen des Alpinismus einerseits, und der Verständnislosigkeit für ihn andererseits. Niemand wird es dem Lehrer verübeln, daß er zu jenem Ausdruck seines Schülers zwei Fragezeichen machte. Für den Nichtalpinisten ist eben ein Berg hoch oder niedrig, steil oder sanft, bewaldet oder kahl usw. Aber interessant? Nein!

Warum aber war dem Dreizehnjährigen gerade das Spaltenhorn interessant? Das habe ich damals schon ganz genau gewußt. Ich erinnere mich noch heute, welches Interesse es bei mir erregte, als beim Aufstieg auf einmal hinter den Vorbergen ein spitzer Zacken auftauchte, allmählich immer größer wurde und andere sich daran angeschlossen. Ich weiß noch heute, mit welcher Spannung ich höher hinaufstrebte, um zu sehen, was sich da drüben entwickeln würde. Ähnliches hat sich seitdem bei mir unzählige Male in den Bergen wiederholt. Bezieht sich auch das Interessante in jenem Aufsatz vor allem auf dieses allmähliche Herausrutschen des Gipfels aus seiner Umgebung beim Höhersteigen, so war es mir doch damals schon klar, daß gerade das Spaltenhorn mich deswegen besonders fesselte, weil es ein besonders „kühner“ Gipfel, besonders steil ist. Und hierin liegt, so sonderbar es klingen mag, der Hauptgrund, der mich zum Alpinisten machte.

Ich glaube, man kann die Menschen in Vertikalmenschen und Horizontalmenschen einteilen, richtiger, es gibt unter ihnen solche, die mehr durch die vertikale, und solche, die mehr durch die horizontale Linie in der Natur beeindruckt werden. Auf manche wirkt sicher das Steile, Aufstrebende viel stärker als das Langgestreckte, Horizontale, bei anderen mag es umgekehrt sein. Leute, bei denen letzteres der Fall ist, werden vielleicht das Meer besonders lieben, aber kaum aus Neigung Alpinisten werden. Dabei hüte ich mich, irgend etwas zu verallgemeinern und namentlich aus der Vorliebe für das eine oder andere einen Schluß auf die Temperamente oder den Charakter zu ziehen, etwa daß die Vertikalmenschen und damit die Alpinisten „Höhenmenschen“, besonders „aufstrebende“ Charaktere sein müßten. Ich betrachte die Vorliebe für die Vertikale als etwas ganz Individuelles, glaube aber, daß in ihr eine der hauptsächlichsten inneren, psychologischen Quellen des Alpinismus liegt.

Daß ich diese besondere Neigung hatte, wird schon aus meiner frühesten Kindheit berichtet. Als zweijähriges Kind soll ich vor einer Kirche, die keinen Kirchturm hatte, ganz außer mir geraten sein und immer wieder gerufen haben: „Kirche ohne Turm!“ Es fehlte mir da offenbar irgend etwas zu meinem Wohlbehagen. Ich erinnere mich selbst noch, daß ich als kleiner Junge die

höchsten Türme der Welt ganz genau mit Höhenangaben aufzuzählen wußte. Die meisten weiß ich heute noch. Und durch fast 50 Jahre ist immer wieder von neuem gewaltig der Eindruck, den der schönste Turm der Welt, der des Freiburger Münsters, auf mich macht. Beim Photographieren, ganz besonders im Gebirge, hatte ich immer eine Vorliebe für das Hochformat und freute mich, wenn ich es anwenden konnte, weil es der Vertikalen entspricht, die das Gebirge auszeichnet.

Das Interesse für das Steile, Vertikale war an sich kein ästhetisches — das kam später auch hinzu —, sondern wohl in den tiefsten Untergründen des Empfindens beruhend. Es hat an sich natürlich noch nichts mit Alpinismus zu tun. Ich hatte von schwierigen Besteigungen keine Ahnung und dachte auch bis zu meinem dreißigsten Lebensjahr nicht an Bergtouren. Denn zunächst waren die dem entgegenstehenden Einflüsse meiner Umwelt viel stärker. Ich war noch oft in den Alpen, aber die Erziehung meiner Eltern bewirkte, daß ich niemals daran dachte, schwierige Hochtouren zu unternehmen. Obwohl ich ein sehr guter Turner und schon als Gymnasiast der beste Schlittschuhläufer in Freiburg war, traute ich mir die körperlichen Fähigkeiten dafür nicht zu. Dabei vollbrachte ich aber unbewußt schon größere touristische Leistungen. Als Student lief ich 1896 morgens von der Furka nach Fiesch, aß dort zu Mittag und bestieg am Nachmittag in noch nicht drei Stunden — Baedeker rechnet 5 bis 5½ — das Eggishorn, 2934 Meter, und war vor Einbruch der Dunkelheit wieder im Tal. Der Nachmittag allein auf diesem Gipfel über dem größten Gletschergelände der Alpen mit dem Blick auf den Märjelsee und auf das königliche Weißhorn steht mir noch immer in unauslöschlicher Erinnerung. Um ja möglichst viel zu sehen, rannte ich noch am Tage meiner Ankunft in Zermatt auf den Gornergrat und wieder zurück. Aber als braver Sohn lehnte ich die Aufforderung eines älteren Herrn, ihn am nächsten Tage auf das Breithorn zu begleiten, ab. Ein solches Wagnis zu unternehmen, wollte ich meiner Mutter nicht antun. Dafür stieg ich zwei Tage später in Chamouix morgens auf die Flégère, nachmittags aber nahm ich für die Überschreitung des Mauvais Pas und des Mer de Glace sogar einen Führer, und diese Ausgabe erschütterte meine schwache Reisekasse so, daß ich noch am selben Abend die Post nach Cluses und die Bahn nach Genf benutzen mußte.

Man sieht, meine Umwelt war für die Entwicklung zum Alpinisten nicht günstig, und auch der Einfluß bergsteigender Freunde oder Verwandter fehlte bei mir vollkommen. In meinen späteren Semestern und nach dem Doktorexamen schlugen mich das Studium und die Wissenschaft in ihren Bann. Zum Alpinisten aber haben mich nur die steilsten Berge gemacht, die Türme der Dolomiten. Als ich 1904, schon als Freiburger Professor, mit meiner Schwester in die Dolomiten reiste, war der Eindruck überwältigend, als bei Franzensfeste über den grünen Vorbergen die kühnen Zacken der Geislerspitzen sichtbar wurden. Als sich mir dann beim Herumstreifen in den Dolomiten die

Vermutung aufdrängte, daß deren Ersteigung für einen guten Turner doch nicht so furchtbar schwierig und gefährlich sein könne, wie ich es mir vorgestellt hatte, beschloß ich, nachdem meine Schwester mich verlassen hatte, mein Leben aufs Spiel zu setzen und mit Führer eine Besteigung der Rosengartenspitze zu wagen. Welche Hemmungen es vorher noch zu überwinden galt, weil ich mir gar nichts zutraute, das zu schildern würde, obwohl es des Humors nicht entbehrt, zu weit führen. Als ich die Besteigung spielend bewältigt hatte, war ich der Alpinistik verfallen. Nachdem ich dann zahlreiche große Touren in den Westalpen ausgeführt hatte, kehrte ich fünf Jahre später in die Dolomiten zurück und machte die schwierigsten Sachen und manche Neutour allein.

Es ist wohl als sicher anzunehmen, daß, wenn ich früher, etwa durch bergsteigende Freunde vermittelt, zur Kenntnis meiner alpinen Leistungsfähigkeit gekommen wäre, ich früher Alpinist geworden wäre. Aber daß ich es geworden bin, das ist ganz ohne solche äußeren Einflüsse allein auf das in mir liegende Interesse an den Bergen, die „Bergliebe“, zurückzuführen, und diese beruht bei mir in ihrem letzten Untergrunde auf ihrer Höhe und Steilheit, kurz auf der Vorliebe für die Vertikale.

Man wird aber weiter fragen: warum übt denn das Steile, Hochaufragende, Vertikale einen solchen Reiz auf manche Menschen aus? Da wirken nach meiner Beobachtung verschiedene Dinge zusammen. Bei mir z. B. sehr stark ästhetische Gründe. Alle Bildwirkung setzt sich aus einer dem Auge wohlgefälligen Kombination horizontaler und vertikaler Linien zusammen. Da aber auf der Erde das Horizontale weit überwiegt, befriedigt das Hervortreten der Vertikalen geradezu ein ästhetisches Bedürfnis. Ein Kirchturm über einem Dorfe, ein einzelstehender Baum in der Ebene geben davon Zeugnis.

Aber es wäre falsch, anzunehmen, daß diese Vorliebe für die Vertikale immer ästhetisch oder auch nur überwiegend ästhetisch sein müsse. Sie liegt, wie gesagt, viel tiefer, bzw. ihre Quellen können sehr verschiedenartig sein. Zum Vergleich möchte ich anführen, welches Interesse viele Leute, namentlich Kinder, dem gewissermaßen Umgekehrten des Hohen und Steilen, dem Tiefen und Dunklen, Stollen, Schächten, Löchern entgegenbringen. Ich erinnere mich, mit welchem brennenden Interesse wir z. B. als Kinder die Steinbruchstollen im Lorettoberg betrachteten und trotz des Verbots durchforschten. Mein Bruder bezeichnete jedes Mausloch im Boden als „Schlangenloch“. Ist es hier das Dunkle, Geheimnisvolle, das die Phantasie anregt, so liegt doch etwas ähnliches auch bei der Bergliebe vor. Hohe, steile Berge sind geheimnisvoll, sie bieten Probleme, auch ohne daß es schon einen speziellen Alpinismus gibt, und daß sie hoch in den Himmel und in die Wolken ragen, gibt auch eine Verknüpfung mit dem anderen, ebenso geheimnisvollen, die Neugier reizenden Element, mit der Luft. Es hat seinen tieferen Grund, wenn viele hervorragende Alpinisten Ballonführer wurden. Doch will ich mich hier mit diesen Bemerkungen begnügen.

Jenes Interesse für die Vertikale und die geheimnisvolle Anziehungskraft hoher Berge führt allein natürlich noch nicht zum Alpinismus. Dazu kommt es aber, wenn das besondere Interesse für die Vertikale zusammentrifft mit den motorischen Trieben des Menschen. Diese motorischen Triebe sind bei den einzelnen Menschen sehr verschieden, aber selbst diejenigen, die sie in hohem Grade haben und daher irgendeinen Sport betreiben, Bewegungsmenschen, werden darum noch nicht aus sich heraus Alpinisten. Wohl aber werden das die, bei denen der Bewegungsdrang mit der Vorliebe für die Vertikale zusammenfällt. Die meisten menschlichen Bewegungen vollziehen sich ja in der Horizontalen. Aber schon beim Kinde finden wir eine Neigung zur Vertikalbewegung. Das Bestreben auf Stühle und dergleichen zu klettern, entspringt nicht nur dem Wunsche, den Erwachsenen an Größe gleichzukommen. Für Jungen gibt es kein größeres Vergnügen, als auf Bäume zu klettern.

Die Vorliebe für die Vertikale kann jemanden ohne jeden äußeren Einfluß zum Bergsteiger machen, wenn sie mit einem motorischen Triebe verbunden ist. Es gibt Menschen, gerade auch unter den geistig Tätigen, denen häufige körperliche Bewegung geradezu Bedürfnis ist. In der Jugend ist das ja eine fast allgemeine Erscheinung, die zur Verbreitung des Sportes wohl am meisten beigetragen hat. Aber es ist sehr häufig und zweifellos auch sehr gesund, wenn sie sich auch im Alter erhält. Dieser Trieb kann sich heute in der verschiedensten Weise ausleben, die Leute aber, bei denen er mit der besonderen Vorliebe für die Vertikale zusammenfällt, sind es, die aus reiner Neigung, aus innerer „Berufung“, ohne jeden äußeren Einfluß Alpinisten werden.

Einen sehr interessanten Beleg dafür bilden die Schriften des Pater Corbinian (Stefan Steinberger), die herausgegeben zu haben ein Verdienst der „Gesellschaft alpiner Bücherfreunde“ ist. Dieser Mann mußte seiner Natur nach Bergsteiger werden. Steinberger lebte nun in den Alpen, und es ist immerhin möglich, daß ihn auch eine gewisse Freude an der Gefahr, die nicht anders befriedigt werden konnte, zu seinen kühnen Fahrten veranlaßt hat. Sie mag wieder dem Bestreben, andere Triebe, etwa sexueller Art, „abzureagieren“, entstammen. Aber Gefahren kann man auch auf sehr vielen anderen Gebieten auffuchen, und ich glaube, daß, selbst wenn dieses Moment zurücktritt, wie es bei mir der Fall war — ich möchte darüber unten noch sprechen —, doch ein innerer Drang ohne, ja selbst gegen äußere Einflüsse zum Alpinismus führen kann. Und dieser scheint mir im tiefsten in der Vorliebe für die Vertikale zu liegen, in der magischen Anziehungskraft, welche das Steile, Aufragende auf manche Menschen ausübt. Es ist der innerste Kern dessen, was man als „Bergliebe“ zu bezeichnen pflegt, die dem Alpinismus zugrunde liegen soll, aber mit körperlicher Betätigung an sich noch nichts zu tun hat. Man hat dieses geistige Element des Alpinismus meist auf die

„Schönheit“ der Berge zurückgeführt, aber das ist nicht richtig, die Quellen liegen tiefer.

Doch möchte ich mich hier nicht zu weit in dieses psychologische Problem vertiefen, über das noch viel zu sagen wäre. In meiner alpinen Ausbildung hat das Berner Oberland keine Rolle gespielt, die habe ich, außer in den Dolomiten, im Wallis und in der Montblancgruppe erhalten. Zwar lockten mich immer wieder die Oberländer Gipfel, wenn ich sie vom Schwarzwald aus erblickte; aber meine Pläne gingen zu hoch. Ich wollte die Oberlanddurchquerung auf Schneeschuhen machen und hoffte, dabei den einen oder anderen zu ersteigen. Ende 1905 zogen Dr. Hoek und ich nach Ersteigung des Titlis und Überschreitung des Jochpasses zur Grimsel hinauf. Aber schon am nächsten Tag kehrten wir, nachdem eine ungeheure Menge Schnee gefallen war, in Begleitung zweier Innsbrucker Alpinisten nach Guttannen zurück und brauchten für die „Abfahrt“ erheblich mehr Zeit als tags zuvor für den Aufstieg. Ich fuhr dann noch über die Große Scheidegg nach Grindelwald und erwischte am 2. Januar 1906 wirklich noch schönes Wetter zu einer Überschreitung des Faulhorns, 2683 Meter, und einiger benachbarter Gipfel, Hochdüffel, Faullegg u. a., mit Schneeschuhen. Hier sah ich nun zum ersten Male die Hochgipfel des Berner Oberlandes auch von Norden aus in größerer Nähe. Aber schon am folgenden Tage saß ich auf der Kleinen Scheidegg in dichtem Schneetreiben und mußte die Besteigung von Lauberhorn und Männlichen aufgeben.

Im Sommer 1906 stieg ich, wieder mit Dr. Hoek, durch das Lauterbrunner Tal, das mir immer als eines der großartigsten Alpentäler erschienen ist, hinauf zur Nuthornhütte, um am nächsten Tag den Petersgrat, etwa 3200 Meter, als Übergang zum Wallis zu überschreiten. Auf dem Tschingelhorn, das wir unterwegs mitzunehmen dachten, gelangte Hoek nur auf einen Vorgipfel, weil wir zu früh in die Felsen eingestiegen waren. Im Abstieg begeisterte mich die kühne Gestalt des Bietschhorns, und ich erschöpfte an ihm meinen ganzen Plattenvorrat. Aber es ist bei dieser stillen Liebe geblieben.

Im Juni 1907 verschaffte mir meine erste Freiballonfahrt, die an die Grenze des Kantons Bern führte, großartige Blicke auf die Berner Alpen. Aber da ich wenige Wochen später eine Studienreise in die Vereinigten Staaten antrat, war dieser Sommer für alpine Betätigung verloren. Zu solcher kam es erst im Frühsommer 1908. Am 27. Juni verließen mein Kamerad Dr. Rudolf Biehler vom UCBF. und ich morgens um 4¹/₂ Uhr Freiburg, trafen um 1 Uhr in Grindelwald ein und erreichten in 4¹/₂ Stunden die Gletscherhütte, 3348 Meter, um am nächsten Tag das Wetterhorn zu überschreiten. In dem großen Couloir hielten wir uns links und wurden von einer anderen Partie überholt, die rechts schneller vorwärts kam. Wir querten dann das Couloir, kehrten aber später auf die linke Seite zurück. Der bei der frühen Jahreszeit noch starke Schneebelag machte die Überwindung der Platten

nicht leicht, so daß wir erst nach sechs Stunden von der Hütte den Wettersattel erreichten, wo uns ein großartiger Anblick des wilden Schreckhornmassivs im Westen, der weiten Gletschergebiete im Osten entschädigte. Und nun erst der Blick vom Wetterhorn selbst, auf dessen Gipfel, 3703 Meter, wir über den noch tief verschneiten Südgrat in einer halben Stunde gelangten. Man steht da gerade auf dem vorgeschobenen Punkte einer Linie, die eine grüne und eine weiße Landschaft scheidet. Nördlich grüne Matten, Wälder, lachende Ortschaften und Seen, südlich eine ungeheure Eis- und Felswüste. Wir machten dann den Abstieg nach der Dossenseite, und nachdem wir uns am Dossenhorn noch verlaufen hatten und oberhalb der Gletscherabbrüche umkehren mußten, erreichten wir nach mehrstündigem, anstrengendem Schneewaten über den Dossenpaß um 5 Uhr die Dossenhütte. Am folgenden Tag hatten wir noch beabsichtigt, dem Wellhorn einen Besuch abzustatten, aber Regen trieb uns zu schleunigem Rückzug auf dem kürzesten Wege nach Freiburg.

Die folgenden Augustwochen sahen mich dann wieder im Montblanc- und Zermatter Gebiet und den dazwischenliegenden Bergen, Grand Combin, Mont Velan, Arolla. Auf dem Rückwege überschritt ich den Gemmipass nach Randersteg und hätte zu gern der Blümlisalp und dem Balnhorn einen Besuch gemacht, aber das schlechte Wetter jenes Sommers machte alle Pläne zunichte.

Im folgenden Winter 1909 hatte ich wiederum in Grindelwald Pech mit dem Wetter, aus der beabsichtigten Durchquerung des Berner Oberlandes wurde nichts. Und um nichts besser ging es Herrn Dr. G. Hasenkamp und mir im März 1910. Nachdem uns im Erggebiet und in der Berninagruppe sehr schöne Touren gelungen waren, machten wir am Gotthard schon in Realp wegen ungünstigen Wetters kehrt und in Grindelwald wurde es auch nicht besser.

Die beiden nächsten Sommer verbrachte ich in den Dolomiten.

Aber im Jahre 1911 kam der entscheidende Anstoß, der dem herrlichen Berner Oberland nun endlich den schon lange zgedachten Besuch zuteil werden ließ. Eine Alleinfahrt im Freiballon vom 8. bis 9. Juni brachte mich ins Berner Oberland. Nachdem ich aus etwa 5000 Meter Höhe seine ganze erhabene Gletscherwelt und außerdem fast die ganze übrige Schweiz zu meinen Füßen gesehen hatte, landete ich oberhalb des Brienzner Sees im hintersten Habkernthal. Ich habe die unvergesslichen Eindrücke jener Fahrt in der „Zeitschrift des D. u. S. A. 1927“ geschildert.

Jetzt gab es kein Zaudern mehr, die Hauptgipfel des Berner Oberlandes mußten an die Reihe kommen. Als Trainingstour machte ich den Höhemweg von der Schynigen Platte östlich, wobei ich die verschiedenen Kletterzacken unterwegs mitnahm, dann aber nicht das langweilige Faulhorn, sondern das höhere Simelihorn, 2752 Meter, überschritt, das einen noch großartigeren Ausblick auf die Gletscher gewährt. Und jetzt endlich, nach 24 Jahren, sollte meine alte Liebe, das „interessante“ Spaltenhorn an die Reihe kommen. Mit dem damaligen Staatsanwalt, jetzt Reichsgerichtsrat, J. B e n d e r hatte

ich verabredet, am 1. August in der Gamchi-Hütte zusammenzutreffen. Von Mürren aus erstieg ich zuerst den S.-Gipfel des Großen Hundshorns, 2805 Meter, in etwa drei Stunden, stieg von da zur Sefinenfurgge ab, 2644 Meter, überschritt sie und gelangte, die Hänge des Büttlassen querend, ohne wesentlichen Höhenverlust zur Hütte, etwa 2400 Meter, die seit vierzehn Tagen in neuer Gestalt eröffnet war und eine sehr gute Unterkunft bot. Am folgenden Morgen gelangten wir zunächst ohne jede Schwierigkeit in einer Stunde und 25 Minuten zur Büttlassenlücke, dann begann die schöne Kletterei über die verschiedenen Gratzacken — der letzte wurde links umgangen — des Spaltenhorn-Nordwestgrats. Durch einen Kamin ging es rechts hinab in die Scharte und über Schutt und etwas Eis zum Seil, das den sog. „Bösen Tritt“ erleichtert. Doch ist die Erstkletterung auch ohne dieses bei günstigen Verhältnissen nicht schwierig. Dann folgen noch drei leichte Stufen und schließlich führt ein steiler Firnhang zum Gipfel, 3492 Meter, den wir in einer Stunde und 40 Minuten von der Lücke erreichten. Zum Abstieg bis zur Hütte brauchten wir $1\frac{3}{4}$ Stunden.

Mächtig imponierten mir die kühnen Nebengipfel des Spaltenhorns, die „Roten Zähne“, die zum wildesten gehören, was man im Berner Oberland sehen kann. Aber ich erkannte auch, daß das Gestein sehr brüchig und die Kletterei sehr unangenehm sein müsse. Die völlige Überschreitung der Roten Zähne ist erst vor einigen Jahren erfolgt und wird wohl wenig Nachfolger finden.

Meine nächste Bergfahrt sollte dem schwierigsten Gipfel des Berner Oberlandes, dem Großen Schreckhorn gelten. Aber meinen bisherigen Begleiter schreckte als Vater einer großen Familie der schreckhafte Name des Berges ab, und so hatte ich die weiteren Touren mit Dr. Biehler verabredet. In Grindelwald erreichte mich jedoch ein Telegramm von ihm, daß ihn die Gamsjagd noch am Aelberg festhalte und er erst in Zermatt zu mir stoßen werde. Ein Ersatzmann war nicht zu finden, dabei war aber in jenem herrlichen Sommer ein Tag schöner als der andere, und so verabredete ich schnell entschlossen mit Fris Steuri, dem bekannten Meisterskiläufer und Führer, den ich schon als Führer Dr. Hasenkamps aus dem Berninagebiet kannte, eine große Tour. Ich wollte den ganzen Schreckhorn- und Lauteraarhornkamm von Norden nach Süden überschreiten.

Die beiden Gipfel waren noch nie zusammen bestiegen worden, sondern nur der Nordgrat des Lauteraarhorns vom Schreckfattel aus je einmal im Aufstieg und im Abstieg begangen. Die Umstände dieser beiden Begehungen sind recht interessant. Am 23. Juli 1903 trafen sich in der Schwarzeggütte zwei damals bekannte Bergsteigerinnen mit ihren Führern, die Deutsche H e l e n e K u n z e aus Sachsen, dann in Genf wohnhaft, mit Peter und Rudolf Berner, und Miß G e t r u d e L o w t h e r B e l l aus London mit Ulrich und Heinrich Führer. Die Deutsche hatte neben anderen hervorragenden Touren schon das

Schreckhorn im Januar 1902 erstiegen. Beide wollten das Lauteraarhorn über den damals noch unbegangenen Nordgrat überschreiten, die Deutsche von Norden nach Süden, die Engländerin in umgekehrter Richtung. Die beiden Rivalinnen trafen bei dem großen Gratturm, P. 4020, zusammen. Die Deutsche, die schon um 11.15 Uhr nachts aufgebrochen war, erreichte den Grat südlich des Schreckfattles erst nach 7 Stunden, um 5.20 Uhr, und brauchte von da 5 Stunden und 5 Minuten bis zum Gipfel des Lauteraarhorns. Den Abstieg zur Schwarzegghütte legte sie in 4 Stunden 20 Minuten zurück. Die Engländerin, die später aufgebrochen war, mußte beim Abstieg bivakieren. Beide hervorragenden Alpinistinnen haben über ihre Bergfahrt berichtet. Beide verschwanden übrigens bald darauf aus der alpinen Literatur. Die Deutsche heiratete einen Führer der Gegenpartei, die Engländerin wandte dem Alpinismus den Rücken und sich dem Orient zu, machte große Reisen in Arabien und Mesopotamien und spielte in Bagdad während und nach dem Kriege auch eine hervorragende politische Rolle. Sie hatte sich ganz in den Orient eingelebt und wollte ihn, trotzdem sie das Klima nicht vertragen konnte, nicht verlassen. Sie starb im Juli 1926 in Bagdad. Ihre Reiseschilderungen und Briefe sollen zu den bemerkenswertesten der englischen Frauenliteratur gehören.

Schreckhorn und Lauteraarhorn waren also noch nie an einem Tage bestiegen worden, und erst recht die viel längere Überschreitung des ersteren von Norden nach Süden nicht damit verbunden. Der Nordgrat des Lauteraarhorns war seither in seiner ganzen Länge nicht wieder begangen. Wir verließen die Schwarzegghütte um 12.45 Uhr. Bald oberhalb der Hütte kommt man an das große Couloir, das den Zugang zum oberen Kastensteinfirn vermittelt, über den man den Nordostgrat des Schreckhorns erreicht. Dieses als sehr steingefährlich bekannte Couloir machte seinem Ruf Ehre. Immer bestrebt, objektiven Gefahren möglichst aus dem Wege zu gehen — ich werde darüber unten noch einiges sagen — schlug ich Steuri vor, die sichereren, aber anscheinend schwierigeren Felsen zur Linken zu benutzen. Da wir unangeseilt gingen, kamen wir dort verhältnismäßig rasch vorwärts. Aber in der sehr dunklen Nacht waren namentlich die oberen Teile, die stark von Wasser überrollen waren, die schwierigste Strecke des Tages. Sind diese Felsen vereist, so wird man eben doch das Couloir benutzen müssen, das wahrscheinlich wesentlich leichter zu begehen ist. Möglich auch, daß noch weiter links die Felsen leichter sind.

Um 5 Uhr standen wir auf dem Felskopf P. 3316 Meter, wo der Firn beginnt. Über uns ragte noch 764 Meter höher der Riesenbau des Schreckhorns drohend in die Lüfte. Der steile Firn ließ sich oberhalb des seine ganze Breite durchziehenden Schrundes gut überqueren. Schwieriger war der Anstieg über vereiste Felsen zu P. 3784 Meter, wo wir den Kamm zwischen Schreckhorn und Nässhorn erreichten. Nun kam der berühmte Nordostgrat des Schreckhorns, der sogenannte *Anderson-Grat*. Trotzdem die unteren Felsen etwas verschneit waren, fand ich ihn in so gutem Zustand, daß wir schon um 7.40 Uhr,



Zinsteraarhorn vom Sinteren Giesherhorn, phot. Dr. R. Tiefmann.

also etwa 2¹/₂ Stunden von P. 3316 Meter, den Gipfel des Großen Schreckhorns erreichten, 4080 Meter. Die Felsen sind außerordentlich günstig geschichtet, so daß man wie auf einer großen, allerdings sehr steilen Treppe in die Höhe steigen kann. Die erste Partie brauchte allein von P. 3784 Meter drei Stunden 10 Minuten bis zum Gipfel. Wie sehr aber die Schwierigkeiten an diesen hohen Gipfeln von den Verhältnissen abhängen, ersieht man daraus, daß zwei der besten Bergsteiger, Dr. Lammer und Lorria, die 1885 die Tour zum ersten Male im Abstieg machten, für diesen Grat allein 9¹/₂ Stunden gebrauchten!

Hohe und schwierige Berge wie das Schreckhorn werden nicht der Aussicht wegen bestiegen, sie sind ja selbst das größte Schaustück der Täler und geringeren Erhebungen, wo sich auch meist viel malerischere Bilder ergeben. Aber dem Alpinisten gewähren die hohen Gipfel mancherlei Einblicke in den Aufbau des Gebirges. Vom Schreckhorn fesselt besonders der Blick auf das gegenüber noch fast 200 Meter höher aufragende Finsteraarhorn und auf den feingeschwungenen Kamm der Fiescherhörner. Vor allem nahm uns natürlich der Überblick auf den langen, vor uns liegenden, viel gezackten Kamm zum Lauteraarhorn in Anspruch.

Da wir noch einen weiten Weg vor uns hatten, verließen wir das Schreckhorn schon um 8 Uhr und gelangten ohne Schwierigkeiten, teils den Fels, teils den Firn benutzend, in 40 Minuten auf den Schreckfattel, 3918 Meter. Auch dieser Südostgrat des Schreckhorns, über den es 1861 zuerst bestiegen wurde, ist bekannt dafür, daß er den Besteigern schon die verschiedenartigsten Schwierigkeiten geboten hat. Etwas oberhalb des Sattels, schon auf dem Lauteraargrat, machten wir eine 1¹/₄stündige, etwas verfrühte Mittagssrast, während der wir uns eine Suppe kochten und zugleich mehrere Schreckhorn-Partien beim Aufstieg beobachteten. Dann begann um 9.55 Uhr die Kletterei. Es waren gleich einige ziemlich schwierige Grattürme zu überwinden, die jeder für sich in Angriff nahm. Dann aber kam — ich weiß nicht, war es der große Gendarm, 3978 Meter, oder ein späterer — eine Art Hangeltraverse über eine steile Platte, die es mir geraten erscheinen ließ, sowohl zur Sicherung des ersten, wie auch für mich, das Seil zu nehmen. Hier und an einer späteren Stelle hatte nur die Energie Fräulein Kunze es vermocht, ihre Führer an der Umkehr zu hindern. Nach langer Kletterei über Platten gelangten wir um 3 Uhr an den großen Gratturm, 4020 Meter, der eigentlich ein selbständiger Gipfel ist und vielleicht Vorderes Lauteraarhorn genannt werden könnte. Wir waren also vom Schreckhornfattel schon fast fünf Stunden ununterbrochen geklettert. Das war nichts weniger als eine Rekordleistung. Fräulein Kunze hatte bis hier nur etwa vier Stunden gebraucht. Es machte sich bei meiner ersten großen Tour dieses Jahres die Höhe von durchschnittlich 4000 Meter bemerkbar. Auf dem Gipfel fanden wir die Karten der beiden Damen und dreier anderer

Partien, die auf dem anscheinend nicht besonders schwierigen Westgrat aus dem Lauteraarfirn direkt hierher aufgestiegen waren. Der Abstieg nach Süden bot keine besonderen Schwierigkeiten, dann aber war ein scharfer Schneegrat mit sehr schlechtem, weichem Schnee zu überschreiten, der große Vorsicht erheischte. Dagegen war der letzte spitze Gratturn, der uns schon vom Schreckhorn aus aufgefallen war, leicht. Noch leichter der letzte Aufstieg auf das Große Lauteraarhorn. Um 4.20 Uhr standen wir auf seinem Gipfel, 4030 Meter.

Kurz vor dessen Erreichung hatte uns leider dichter Nebel eingehüllt, und da auch Steuri vorher noch nie diesen Berg bestiegen hatte, waren wir über den besten Abstieg im Unklaren. Daß auch dieser als leicht geltende Berg unter Umständen große Schwierigkeiten bieten kann, zeigen G. Lammers interessante Schilderungen seiner Erlebnisse als Alleingehrer (Jungborn). Wir verließen den Gipfel um 4.55 Uhr über den Grat nach Südosten. Vor Erreichen des Schneefattels wandten wir uns nach rechts über steiles Geröll und Schnee und konnten später über lange Strecken abfahren. So kamen wir über P. 3454 Meter bis hinunter zu P. 3052 Meter. Hier machten wir um 6.30 Uhr eine viertelstündige Rast und stiegen dann nochmals etwa 50 Meter tiefer auf den Strahleggfirn. Ich vermute, daß wir uns weiter rechts hätten halten können und nicht so tief hätten abzustiegen brauchen. So mußten wir noch einmal mühsam und nach der langen Tour ermüdend 350 Meter wieder hinaufsteigen zum Strahleggpaß, 3351 Meter, den wir um 8 Uhr erreichten. Der ziemlich spaltenreiche Gletscher erforderte im letzten Tageslicht noch große Vorsicht. Ganz links südwestlich haltend, überquerten wir ihn und betraten um 9.15 Uhr die Strahlegghütte, zu der uns ein Träger unser Gepäck hinaufgebracht hatte.

Die geschilderte Tour, unstreitig eine der großartigsten Kammwanderungen der Alpen, ist seitdem meines Wissens nur einmal wiederholt worden von dem bekannten holländischen Alpinisten Versluys und seinen Führern Chr. Kaufmann und Chr. Jossi. Wie er mir mitteilte, war es am 13. August 1919. Seine Zeiten rechtfertigten seinen Beinamen „Fliegender Holländer“, er brauchte von der Schwarzeggihütte und zurück nur 15 Stunden und vom Schreckfattel zum Lauteraarhorn $3\frac{1}{2}$ Stunden.

Am folgenden Morgen kehrten wir nach Grindelwald zurück und gleich am nächsten Tage fuhren wir mit der Jungfrauabahn bis zum Eismeer, der damaligen Endstation, und stiegen in 55 Minuten hinüber zur Berglihütte, 3299 Meter. Man zeigte mir hier die Stelle, wo vor kaum einem Monate, am 8. Juli, einer der größten Unglücksfälle in den Schweizer Alpen sich ereignet hatte, der zwei Touristen, drei Grindelwalder und drei Walliser Führern das Leben kostete, unter ihnen Alexander Burgener und einer seiner Söhne. Sie hatten in einer selbst losgetretenen Lawine ganz nahe der Hütte den Tod gefunden. Mit Alexander Burgener war einer der ausgezeichnetsten Berg-

fürer nach einer fast fünfzigjährigen, an Erfolgen überreichen Tätigkeit den Bergen zum Opfer gefallen. Ich hatte den wackeren Mann mehrfach auf Walliser Gipfeln getroffen und mich öfters auf der bekannten Zermatter Führerbank mit ihm unterhalten. Sein Sohn Heinrich hatte mich einen Sommer lang auf mehreren schwierigen Touren begleitet. Das schreckliche Unglück bildete das Tagesgespräch der auf der Hütte versammelten Parteien. Mir ist es, wie zahlreiche ähnliche Fälle, gerade bei den besten Bergsteigern, so auch neuestens der Tod Victor de Beaublairs, ein besonders deutlicher Beweis dafür, daß die sogenannten objektiven Gefahren doch eine sehr große Rolle beim Bergsport spielen. Wenn manche Vertreter der extremsten Richtung — an erster Stelle ist wohl Guido Lammner zu nennen — den Begriff objektive Gefahren möglichst einschränken, ja ganz beseitigen möchten, so kann ich dem nicht folgen. Daß einige der hervorragendsten Alpinisten aus allen Gefahren — und es gehört zum Wesen dieser extremsten Richtung, daß sie sie suchen! — heil davongekommen sind: wenn ein zweifelhafter Tritt im Firn gehalten hat, ein steiler Schneehang nicht abrutschte, Steinschlag in enger Rinne sie verschonte, so verdanken sie das, unbeschadet aller ungewöhnlichen Leistungsfähigkeit, doch ausschließlich ihrem Glück, das anderen ebenso Leistungsfähigen versagt blieb, sie, wie zahlreiche Fälle zeigen, gerade an verhältnismäßig harmlosen Stellen im Stich ließ, ohne daß man von Fehlern oder Nachlässigkeit sprechen könnte. Die unübertrefflichen Schilderungen Lammers geben dafür selbst viele Beispiele. Richtig ist nur, daß Erfahrung und körperliche Leistungsfähigkeit das Gebiet objektiver Gefahren einengen kann. Aber nur im einzelnen Fall. Noch so eingehende Beobachtung des Abgangs von Lawinen und der Steinschlaggefahr, noch so sorgfältige Untersuchung der Konsistenz des Schnees gibt keinerlei Gewähr, daß diese Gefahren nun wirklich nicht eintreten. Ich kann daher der neuesten Richtung, die gerade wieder solche Lawinenrinnen wie am Ortler, die man vor sechzig Jahren beging, weil sie dem ungeübten Blick als „ideale“ Zugänge erscheinen, oder steingefährliche Wände bevorzugt, nicht beipflichten, wenn sie solche Touren als einen neuen Höhepunkt, als eine weitere Steigerung des Alpinismus hinstellt. Alpinisten, die solche objektiv gefährlichen Touren glücklich überstehen, brauchen deshalb nicht besser zu sein als andere, die, aus welchen Gründen immer, derartige Routen meiden. —

Es sei hier auf die Frage eingegangen, ob das Aufsuchen von Gefahren zum Wesen des Alpinismus gehört. Es ist das zwar eine oft vertretene Meinung, aber ich muß sie bestreiten. Wohl gehört die Überwindung von Schwierigkeiten dazu, nicht aber das Aufsuchen objektiver Gefahren. Auch zum Begriff des Alpinismus als Sport gehört es meines Erachtens ebenso wenig, wie bei irgend einem anderen Sport. Wenn man das alpine Bergsteigen als Sport bezeichnen will — es geht meiner Meinung nach darüber hinaus — wird man das soziale Moment hereinziehen müssen, die Tätig-

keit nach irgendwelchen, von der Gemeinschaft festgestellten Regeln und Erfahrungen, den Vergleich mit den Leistungen anderer, nicht aber das Gefahrenmoment. Damit ist nicht gesagt, daß nicht die meisten schwierigen Bergtouren mit gewissen objektiven Gefahren verbunden sind, die sich teils aus der Witterung, teils aus den Verhältnissen des Berges ergeben können. Dazu kommen dann noch die subjektiven Gefahren, Indisposition, ungenügende Ausdauer usw., die nun, mit jenen in der mannigfachsten Weise kombiniert, oft über den Ausgang einer Tour entscheiden. Man wird objektive Gefahren nicht immer ganz vermeiden, wenn man ihnen gewachsen zu sein glaubt, z. B. unter Umständen auch bei schlechtem Wetter eine Tour antreten, eine Überschreitung durchführen — das sind ganz individuelle Fragen —, aber das Aufsuchen der Gefahr gehört nicht zum Wesen des Alpinismus.

Allerdings ist zuzugeben, daß sich die einzelnen Menschen dem Gefahrenmoment gegenüber ganz verschieden verhalten. Das braucht nichts mit größerem oder geringerem Mut zu tun zu haben, sondern fließt aus der ganzen Einstellung zum Leben. Derjenige, dem das Leben noch andere Aufgaben stellt, der sich noch andere Ziele setzt als schwierige Berge zu besteigen, wird bei gleicher Leistungsfähigkeit vieles nicht wagen, was ein anderer vielleicht ohne Zaudern unternimmt (ob mit Erfolg, ist dann im wesentlichen Glücksache). Und so finden wir diese „leichtsinrige“ Art des Bergsteigens, das Draufgängertum, das „Spielen mit der Gefahr“, das „den Tod versuchen“ vor allem bei jüngeren Bergsteigern, die sich selbst oder denen das Leben noch keine anderen Ziele gesetzt hat. Die Stimmungen, aus denen heraus solche tollkühnen Bergfahrten gewagt werden, hat wiederum Lammer (Jungborn) ausgezeichnet geschildert. Er spricht da von dem Lebensüberdruß, der ihn in jungen Jahren beseelt habe, daß er „jahrelang gleichsam mit der Pistole in der Rechten dahinlebte“, daß ihm „alles, buchstäblich alles als problematisch, ja sinnlos erschien, was den Menschen als gut und schön und wahr, als lebenswert gilt“. „Das Bergsteigen, energisches Handeln überwindet die zersetzende Grübele, führt uns zurück aus der öden Wüste des Nihilismus.“ Aber er weiß selbst, „als schaffender Künstler, als glücklicher Entdecker und Forscher, als Organisator hätte ich ebenso heilende Arznei gegen Pessimismus und Allverneinung gefunden“. Man darf aber wohl sagen, nicht nur Ziele, sondern auch Pflichten hätten eine solche Arznei abgeben können.

Auch bei D. E. Meyer, der die „alpine Tat“ verherrlicht, liegen Welterschmerz und — wie man heute sagen würde — Minderwertigkeitskomplexe gegen die Anforderungen des Lebens zugrunde, die durch die alpine Tat überwunden werden.

Wie aus solchen Stimmungen heraus ein Nichtachten der Gefahren, ein „Spielen mit dem Tode“, dann aber, beim glücklichen Ausgang, Siegergefühle und neue Lebensbejahung entstehen, das muß man psychologisch erfassen, nicht aber vom Standpunkt einer Allverweltmoral kritisieren wollen. In

der Ablehnung einer solchen Kritik und der damit verbundenen Verständnislosigkeit für seine Beweggründe kann ich Lammer in vielem beipflichten. Die Kritiker haben sich ausschließlich auf einen sozialen Standpunkt gestellt und übersehen, was die alpine Tat jenen Bergsteigern in ihrer besonderen geistigen Verfassung bedeutete. Aber man wird doch die Frage aufwerfen können, ob dem Widerspruch, den Lammer, Meyer und andere noch bis in die neueste Zeit gefunden haben — ich nenne nur A. Steiniger —, unbeschadet dessen, daß man den psychologischen Grundlagen jener Richtung nicht gerecht wurde, nicht ein durchaus richtiges Empfinden zugrunde liegt. Das ist ganz gewiß der Fall, und es klar herauszuarbeiten, scheint mir sowohl zum Verständnis des Alpinismus überhaupt und zur Erklärung jenes Gegensatzes der Meinungen als auch im Interesse der alpinen Weiterentwicklung, die nun einmal in die Breite geht, sehr wichtig.

Der Punkt, in dem die Verfechter der extremen alpinen Tat, des Aufsuchens der Gefahr, die Verherrlicher der gefährlichsten Touren als die Höchstform des Alpinismus angreifbar sind, ist ihre Meinung, daß es sich dabei nur um eine individuelle Angelegenheit handle. Was zum Widerspruch herausfordert, ist, daß sie das Aufsuchen von Gefahren alpinistisch höher bewerten, die glückliche Durchführung auch objektiv gefährlicher Touren für die höchste Aufgabe des Alpinismus halten, weil sie ihnen in ihrer besonderen geistigen Verfassung die höchste Befriedigung gewährte. Angreifbar ist es, wenn sie das Aufsuchen von Gefahren als eine höhere Stufe und als Merkmal des „modernen Alpinismus“ bezeichnen. Ferner ist es ein Irrtum, wenn sie zugleich glauben, daß eine solche Wertung, weil sie ihnen ganz subjektiv erscheint, nicht sozial bedingt und daher sozial bedeutungslos sei; denn das ist keineswegs der Fall, und gegen diesen Irrtum richtet sich unbewußt und daher meist unklar ausgesprochen der Widerspruch. Mögen Lammer und noch viel mehr Pater Corbinian auch anscheinend gar nicht durch soziale Einflüsse bei ihren alpinen Taten bestimmt worden sein — und es gibt, wie ich gezeigt habe, in der Tat rein individuelle Antriebe zum Bergsteigen —, in Wirklichkeit ist das Minderwertigkeitsgefühl den Anforderungen des Lebens gegenüber, das Bedürfnis, es durch Siegergefühle zu verdrängen und so das Selbstgefühl zu steigern, auch sozial beeinflusst, wie auch Lammer wieder deutlich erkennt. Aber — und das erkennt Lammer nicht — seine Wertungen solcher alpinen Taten sind auch durchaus sozialer Art. Wenn er z. B. seine früheren Aufsätze: „Allein auf das Zinalrothorn“, „Führerlose Besteigung des Mönch“, „Erste führerlose Besteigung der Dent Blanche“ überschreibt, so wird schon damit ein Vergleich gezogen mit alpinen Leistungen anderer. Und das ist nicht erst der Fall bei der Abfassung von Aufsätzen darüber, sondern lag schon vor bei der gedanklichen Würdigung der Leistung selbst, ja hat vielleicht schon während der Besteigung bei der Durchführung eine Rolle gespielt.

Bei Pater Corbinian in den Anfängen des Alpinismus ist es noch möglich, daß er noch ganz ohne soziale Antriebe seine gefährlichen Touren antrat, obgleich das Bestreben, darüber zu schreiben, sie zu veröffentlichen, natürlich auch ein soziales Moment ist. Heute aber ist es höchst unwahrscheinlich, daß das Aufsuchen der Gefahr in den Bergen sozial ganz unbeeinflusst erfolgt. Mag es auch bei einigen wenigen nur eine sekundäre Rolle spielen; bei denen aber, die darüber schreiben, ist sie gewiß nicht so sekundär, wie sie glauben. Aber es ist sehr begreiflich, daß unter dem Eindruck freiwillig gesuchter und glücklich überstandener Gefahren, unter der Erhöhung des Selbstgefühls, das ihre Überwindung, mag sie faktisch auch mehr Glückssache sein, mit sich bringt, die sozialen Antriebe, die dabei mitwirkten, im Bewußtsein zurücktreten.

Doch mögen die Leistungen einzelner Bergsteiger bei der Durchführung objektiv gefährlicher Touren und auch beim Rückzug, wie etwa Lammers Rückkehr nach der noch glimpflich verlaufenen Katastrophe am Matterhorn, auch besonders groß sein, andere Berggänger sind bei ähnlichen, ja viel leichteren Touren umgekommen, ohne daß man ihnen deswegen geringere bergsteigerische Qualitäten zugestehen dürfte, und ebensowenig gilt das für diejenigen, die, weil sie nicht so vom alpinen Dämon erfaßt sind, weil ihnen der Sieg über einen Berg nicht soviel bedeutet, weil sie sich selbst außerhalb des Bergsteigens noch andere Zwecke gesetzt haben, gewisse Touren, als mit objektiven Gefahren verbunden, überhaupt vermeiden, die umkehren wollen, wenn ein tatenlustigerer Gefahrte vielleicht zur Fortsetzung der Tour drängt.

Das Aufsuchen objektiver Gefahren gehört weder zum Wesen des Alpinismus, noch bedeutet es den Höhepunkt des Alpinismus, sondern ist eine individuelle Angelegenheit. Bei ihrer glücklichen Überwindung sind persönliche Leistungen und Schicksal so unlöslich verkettet, daß es möglich und tatsächlich vorgekommen ist, daß der bessere Mann dabei zugrunde ging, während der weniger leistungsfähige sie überstanden hat. Doch muß ich hier auf weitere Auseinandersetzungen mit G. Lamm über den „modernen Alpinismus“ verzichten. Kehren wir zur Stätte jenes Unglückes, zur Berglöhütte zurück.

Die Berglöhütte war, wie immer, überfüllt, und nach schlecht oder kaum verbrachter Nacht verließen wir sie schon um 12.50 Uhr. Denn wir wollten Jungfrau und Mönch an einem Tage besteigen. Wir überschritten das Obere und Untere Mönchsjoche und machten auf dem Gletscher mit Absicht einen weiten Bogen bis nahe ans Jungfraujoche. Am Fuße des großen Schrunnes unter dem Rottallsattel rasteten wir eine halbe Stunde. Dann erforderte die Überwindung des Abbruchs einige Eisarbeit, da wir die erste Partie des Tages waren. Immerhin erreichten wir schon um 5.20 Uhr, also in vier Stunden reiner Gehzeit den Gipfel der Jungfrau, 4163 Meter. Fünf Minuten später ging strahlend im Osten die Sonne auf, und wir beobachteten das Schauspiel, wie nacheinander die höchsten Gipfel von ihr bestrahlt wurden.

Um 5.50 Uhr, als die ersten Partien am Rottallsattel erschienen, traten wir den Rückweg an. Wir folgten unserer Spur bis unter das Jungfraujoche, wo wir um 7.40 Uhr ankamen. Ohne Aufenthalt stiegen wir zu P. 3550 Meter hinauf und nahmen den Südwestgrat des Mönchs in Angriff, der damals meines Wissens erst wenige Male begangen war, während er jetzt, seitdem die Station Jungfraujoche eröffnet ist, wahrscheinlich häufiger benutzt wird. Andreas Fischer, Hochgebirgsfahrer, schildert die Besteigung als sehr schwierig. Er und sein Führer Kaufmann brauchten vom Jungfraujoche aus 7 1/2 Stunden, nachdem sie allerdings schon dessen schwierige Ersteigung von der Guggihütte aus hinter sich hatten. Immerhin hatten wir mit demselben Feinde wie sie, dem Nebel zu kämpfen; auch Steuri hatte den Aufstieg noch nie gemacht. Eine recht schwierige Plattenstelle ist mir in Erinnerung, im übrigen waren die Schwierigkeiten nicht allzu groß. Früher als ich erwartet hatte stießen wir auf einmal auf Spuren und hatten damit am Ende der Felsen die Stelle erreicht, wo der Aufstieg von der Guggihütte unseren Grat trifft. Um 10.30 Uhr standen wir auf dem Gipfel des Mönch, 4105 Meter.

Es war eine Bewegung in das Wolkenmeer gekommen und wir konnten hoffen, nach einiger Zeit doch noch einen Ausblick zu erhalten. Und richtig, auf einmal zerriß der Wolkenflecker und gewährte einen Durchblick auf den Gipfel der Jungfrau, die sich mit ihrem Nordgrat besonders prächtig von hier aufbaut. Jungfraujoche und Jungfraufirn blieben unter der Nebeldecke, die auch bald uns wieder einhüllte. Um 11.05 Uhr begannen wir den Abstieg auf dem gewöhnlichen Wege über den Ostgrat.

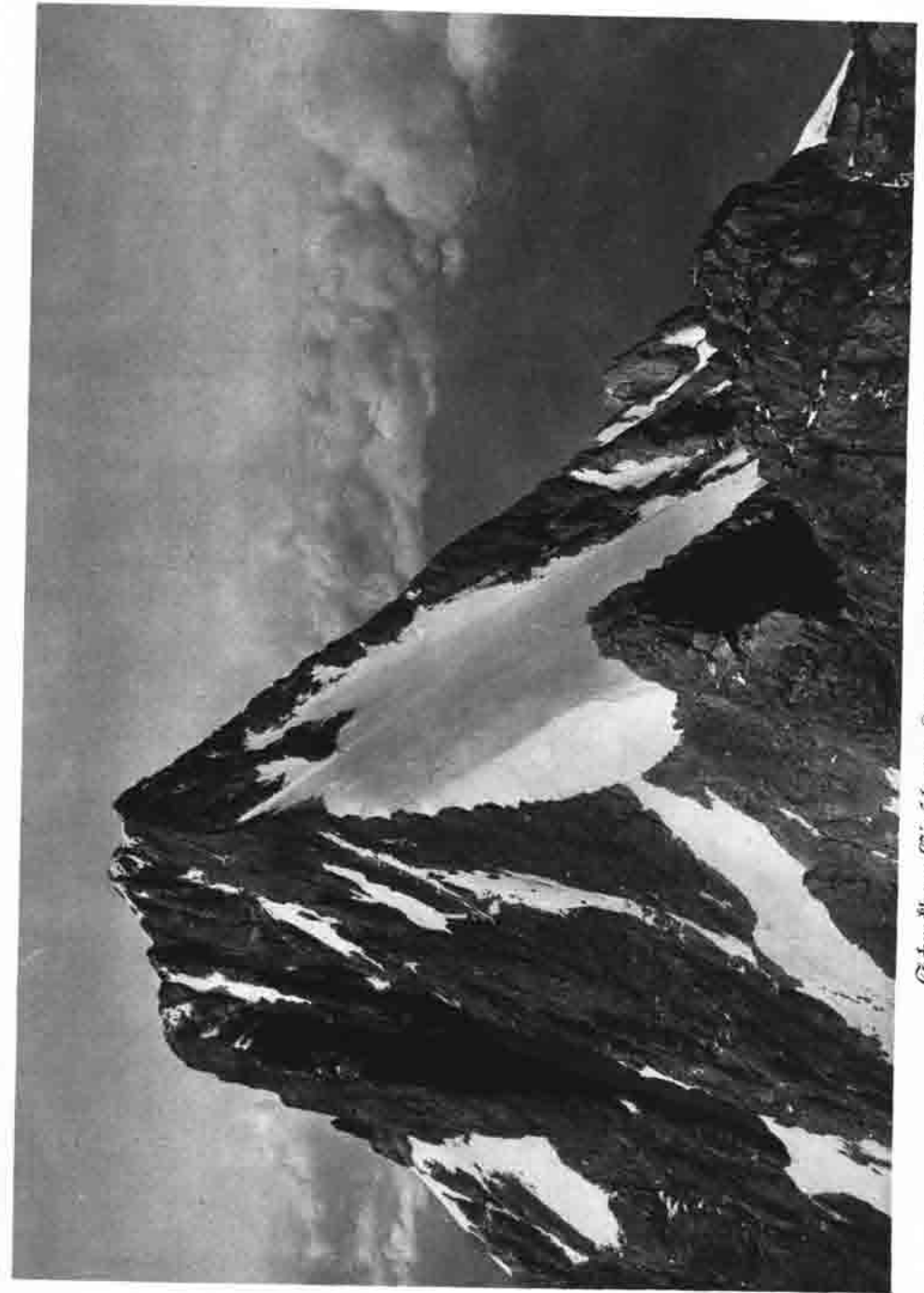
Als wir aber bald aus dem Nebel herauskamen, schlug ich Steuri vor, einen Abstieg direkt zum Unteren Mönchsjoche zu versuchen. Wir verließen den Ostgrat an der Stelle, wo er nach Südosten umbiegt, und wandten uns hier nach Norden, später nach Nordosten, wo eine Felsrippe heraufkommt, die wir zum Abstieg benutzten. Eine recht schwierige, aber doch gut kletterbare Plattenstelle war zu überwinden. Dann kam der ziemlich zerschrundete Gletscher, auf dem es uns zustatten kam, daß sich inzwischen der Nebel gelichtet hatte. Links um P. 3687 Meter (Kleiner Mönch) herum erreichten wir das Untere Mönchsjoche, und um 2 Uhr, 2 Stunden und 55 Minuten vom Gipfel des Mönchs, die Berglöhütte.

Wir verließen sie am nächsten Morgen um 2.40 Uhr, um die beiden Fiescherhörner nach der Concordiahütte zu überschreiten. Der Aufstieg über die Nordwestwand erforderte ziemlich viele Stufen. Eine unangenehme Stelle an der ziemlich steilen Wand ist mir in Erinnerung, wie ich sie ähnlich nur einmal, beim Südabstieg vom Alphubel, getroffen habe. Mitten in dem sonst harten Firn war eine völlig durchweichte, nasse Stelle, auf der, so tief man auch Stufen schlug, kein sicherer Halt zu gewinnen war. Ich vermute, daß hier Quellen zutage getreten waren, die sonst einen unterirdischen Abfluß

hatten. Glücklicherweise konnten wir diese Stelle, die sich schon durch dunklere Färbung des Schnees auszeichnete, bald vermeiden, und um 7 Uhr standen wir auf dem Großen oder Vorderen Fiescherhorn, 4049 Meter, wo wir eine halbe Stunde Rast machten. Die beiden Fiescherhörner sind sehr lohnende Aussichtspunkte. Der Tiefblick zum Grindelwaldgletscher hinab ist ebenso eindrucksvoll wie das riesige Firnbecken im Westen, aus dem Jungfrau, Mönch und das Große Mletschhorn aufragen. Uns fesselte natürlich besonders der Blick auf den sich gegenüber hinziehenden Schreckhorn-Lauteraarhorngrat, an den sich das stolze Finsteraarhorn anschließt. In etwas mehr als einer Stunde gingen wir über Firn und Fels hinüber zum Hinteren Fiescherhorn, 4020 Meter. Bei meiner Vorliebe für Gratwanderungen hätte ich gern den Kamm weiter zum Großen Grünhorn verfolgt. Aber für den nächsten Tag — und das war der letzte, den ich im Berner Oberland verbringen konnte — stand noch ein höheres Ziel, das Mletschhorn, auf dem Programm. So verließen wir das Hintere Fiescherhorn um 9.10 Uhr, zuerst noch über den Südgrat; aber vor Erreichung des tiefsten Punktes wandten wir uns südwestlich und gelangten mit ziemlich viel Stufenarbeit auf den Gletscher. Dieser war voll heimtückisch verdeckter Spalten, einmal brach Steuri bis zu den Schultern an einer Stelle ein, die ich eben anstandslos überschritten hatte. Endlich um 12.30 Uhr hatten wir das Spaltengewirr überwunden, und eine halbe Stunde später waren wir in der Concordiahütte.

Der nächste Tag bescherte uns zum Glück wieder das glanzvolle Wetter, das den Sommer 1911 auszeichnete. Wir verließen die Hütte um 1.50 Uhr und wanderten anderthalb Stunden lang bis etwa halbwegs der Lötchenlücke. Dann wandten wir uns links der steilen Wand zu, an deren Fuß wir nach zehn Minuten gelangten. Um 3.30 Uhr begannen wir den Aufstieg. Unangeseilt, jeder sich den besten Weg suchend, kamen wir, bald auf Fels, bald auf Firn, rasch in die Höhe und erreichten nach drei Stunden den vom Dreieckshorn zum Mletschhorn hinziehenden Grat, westlich des Mletschsattels. Bis 6.50 Uhr rasteten wir hier, nahmen dann den Nordgrat des Mletschhorns in Angriff und erreichten den Gipfel, 4182 Meter, in einer Stunde zehn Minuten um 8 Uhr.

Eine halbe Stunde widmeten wir der wirklich großartigen Aussicht, bei der man streiten kann, ob der Tiefblick auf die umgebenden größten Gletschermassen der Alpen, insbesondere auf den langgestreckten Mletschgletscher, eindrucksvoller ist, oder der Anblick der Walliser Alpen, deren Glanzpunkt natürlich das nahe Weißhorn ist, vor dessen symmetrischer Pyramide selbst das stolze Matterhorn zurücksteht. Wir stiegen über den Südwestgrat ab, gerieten jedoch bald in Nebel mit leichtem Schneefall und fanden so wohl nicht den richtigen Abstieg. Steuri hatte diese Tour noch nicht gemacht. Über Schnee und steile Felsen stiegen wir 55 Minuten bis zu einem Sattel, und nach kurzer Rast uns links haltend eine



Schreckhorn-Gipfel vom Lauteraargrat, phot. Dr. R. Tiefmann.

lange Schneewand hinab, an deren Ende wir nach einer Stunde wieder auf Felsen trafen. Durch den sehr zerschrundeten Gletscher gelangten wir nach einer weiteren Stunde um 11.30 Uhr auf den ebeneren Teil des Ober-Mletsch-gletschers, auf dem wir nach weiteren 30 Minuten um 12 Uhr, schon unterhalb der Klubhütte, eine längere Rast machten.

Ich fand den Abstieg im ganzen leicht, und es scheint, daß sehr viele verschiedene Routen möglich sind. So ist es schwer verständlich, daß ein Jahr später der ausgezeichnete Alpinist Dr. Andreas Fischer, selbst Sohn eines berühmten Grindelwalder Bergführers und in Begleitung eines solchen (Ulmer), im Schneesturm den Abstieg zum Ober-Mletschgletscher nicht wagte, daß die Partie zum Gipfel zurückkehrte, in der Nacht bivaktierte und daß Dr. Fischer dann am folgenden Tage beim Abstieg zum Mittel-Mletschgletscher tödlich verunglückte. Dieses Beispiel zeigt aber, wie sehr bei hohen Bergen selbst im Sommer auch Witterungseinflüsse eine Rolle spielen, so daß unter Umständen selbst die besten und ausdauerndsten Bergsteiger diesen objektiven Gefahren nicht mehr gewachsen sind. Auch der beste Alpinist, der derartige Gefahren öfters bestanden hat, kann nicht behaupten, daß er das nur seiner besonderen Leistungsfähigkeit verdanke, sondern er wird immer zugeben müssen, daß auch das Glück ihm zur Seite gestanden hat. Mit anderen Worten: der Begriff objektive Gefahren behält seine Bedeutung, und ernste Alpinisten werden sich dessen immer bewußt bleiben müssen.

Um 2.30 Uhr waren wir in Belalp, von wo Steuri, der mir während einer Woche auf sieben Viertausender (mit dem Vorderen Lauteraarhorn acht) der angenehmste Begleiter gewesen war, noch am Nachmittag zu Tal stieg, während ich in einen herrlichen, warmen Sommerabend bei einem guten Glase Wein an diesem berühmten Fleckchen Erde verbrachte. Dann lockten die beiden oben erwähnten Walliser Riesen.

Ich habe keinen Sommer mehr den wunderschönen Berner Alpen gewidmet. Aber im Winter 1912/13 war es mir vergönnt, einen neuen Teil des Berner Oberlandes näher kennenzulernen. Mit meiner erprobten Tourengefährtin Helene Eichler führte ich, außer mehreren kleineren Skifahrten, die Erstbesteigung des Wildhornes, 3264 Meter, und die Überschreitung des Wildstrubelmassivs, 3251 Meter, aus. Sie hat in der Ski-Chronik 1913 darüber berichtet.

Noch einmal, im März 1914, hoffte ich, die Durchquerung des Berner Oberlandes mit Schneeschuhen anzuführen. Mit Fräulein Eichler saß ich zehn Tage lang in Grindelwald ohne Aussicht auf beständiges Wetter. Endlich am 30. März schien es aufzuklären. Wir stiegen zur Station der im Bau begriffenen Jungfraubahn hinauf, wo man uns Quartier bot. Aber erst am nächsten Nachmittag konnten wir mit einem Materialzug bis eine halbe Stunde unterhalb der noch im Ausbau befindlichen Station Jungfrauoch fah-

ren. Wir trugen unser Gepäck hinauf und stiegen aus dem Dach der Station noch auf das Jungfraujoch, wo uns aber bald Nebel umbrandeten. Am nächsten Morgen war es zwar klar, als wir um 6.40 Uhr die Station verließen, um nach steilem Abstieg die schöne Abfahrt zum Concordiaplatz anzutreten. Dort angekommen, schwankten wir längere Zeit, ob wir uns links der Grünhornlücke und der Finsteraarhornhütte, oder rechts der Löttschenlücke und der Egon-von-Steiger-Hütte zuwenden sollten. Schließlich entschlossen wir uns angesichts des unsicheren Wetters für das letztere, wo uns noch heute ein schöner Gipfel und eine herrliche Abfahrt in sicherer Aussicht stand. Wir erreichten die Hütte um 10 Uhr und begannen um 12.30 Uhr den Aufstieg auf die Ebene-fluh, 3932 Meter. Bis zum Westgipfel, den wir in 4 1/2 Stunden erstiegen, benutzten wir die Skier. Großartig ist der Blick auf das Mutschhorn, die Walliser Alpen und besonders auch auf die Abstürze des Gletscherhorns und die Jungfrau. Sieben Minuten Abfahrt brachten uns wieder auf den ebenen Gletscher und eine weitere Viertelstunde zur Hütte, die wir für uns allein hatten. Leider war der undicht gewordene Kamin nicht zu reparieren, so daß die Erwärmung und Ernährung mangelhaft war. Doch konnten wir am nächsten Tage bei schönem Wetter die Abfahrt durchs Löttschental nach Kippel antreten, von wo wir über und unter gewaltigen Lawinen hindurch nach Goppenstein gelangten, wo die Löttschbergbahn uns aufnahm.

Nach vierzehnjähriger Pause und mehrjähriger schwerer Krankheit war ich im Sommer 1928 zum ersten Male wieder im Berner Oberland und schaute von Beatenberg, wie vor 41 Jahren, hinüber zum Gspaltenhorn und zur Blümlisalp. So sehr es mich auch gelockt hätte, nach 41 Jahren wieder das Niederhorn zu besteigen, es kam für mich nicht mehr in Frage. Den ersehnten Einblick ins Jostital hatte ich übrigens seinerzeit vom Ballon aus gehabt. Doch fuhr ich wenige Tage später mit der Drahtseilbahn auf den Niesen, wie ich überhaupt jetzt — tempora mutantur — die Bergbahnen zu schätzen weiß. Da hatte ich es mir nun gerade gegenüber, das „interessante“ Gspaltenhorn! Zwar war der Schleier des Geheimnisvollen von ihm genommen, der es umgab, als ich es damals beim Aufstieg zum Niederhorn langsam hinter den Vorbergen sich herausheben sah. Aber mit nicht geringerem Interesse verfolgte ich hier und an vielen Bergen die Möglichkeiten des Aufstiegs, verfolgte ich auch am daneben aufragenden Büttlassen die Linie eines Aufstiegs direkt von der Hütte durch die Bänder und Stufen der Westwand, die ich seinerzeit ausgekundschafter hatte. Kurzum, noch immer empfand ich nicht nur die Schönheit und Erhabenheit der Berge, sondern noch immer waren sie mir auch *interessant*: obwohl ihre Besteigung für mich nicht mehr in Betracht kam, war die geheimnisvolle Anziehungskraft hoher und steiler Berge für mich nicht erloschen. Noch immer sehe ich sie als Alpinist und mit den Augen des Alpinisten, von einem Gesichtspunkt aus, den nur der Alpinist versteht. Aber dazu kam noch ein

anderes: Als ich einige Tage später zur Kleinen Scheidegg hinauffuhr und wenige Minuten oberhalb des Bewühls der Station an den Hängen des Lauberhorns mich in völliger Einsamkeit gegenüber dem schönsten Berge des Berner Oberlandes befand — auf dem Jungfraujoch hätte ich dem Menschengewimmel nicht entfliehen können —, da wurde der gewaltige Anblick gewissermaßen umrahmt durch die Bilder der Erinnerung, die mich mit diesen Bergen verknüpften, und ich empfand die Wahrheit des Wortes, daß die Erinnerung das einzige Paradies ist, aus dem wir nicht vertrieben werden können. Und damit muß sich das Alter zufrieden geben.

Die Entwicklung des Skilaufs im Hochgebirge

Von Otto Koeniger.

„Alte Wunder wieder scheinen
im Erinnerungsglanz herein!“

Unsere Zeit, die nur noch vom hastenden Tempo beherrscht wird, erlaubt kaum mehr ein Rückschauen, ein Versenken in Erinnerung. Und doch wäre es manchmal gut, würde man eingedenk sein, daß die heutigen Begriffe des Alpinismus durch den Ski erst in verhältnismäßig kurz zurückliegender Zeit eine große Veränderung erfahren haben, die wir heute als Selbstverständlichkeit schon ansehen. Es ist wohl kaum vier Jahrzehnte her, daß der Hochgebirgsskilaufer aufkam, und das erste Jahrzehnt schwer zu ringen hatte, sich durchzusetzen. Wenn wir heute vor einer so gewaltigen Bewegung stehen, wie sie der alpine Skilaufer als wundervollstes Heilmittel gegen Zeitkrankheiten unserem deutschen Volke für Körper und Geist geboten hat, dürfte es angebracht sein, sich ein wenig zu vergegenwärtigen, wie eigentlich diese Entwicklung vor sich gegangen ist, die heute so ungeheure Ausmaße erreicht hat, daß sie selbst in den Begriff der Volkswirtschaft eingreift und damit überaus befruchtend für die Allgemeinheit wird.

Für unsere Jüngeren, die keine Zeit zum Nachlesen all der zahlreichen Zeugnisse hierüber finden, die es auch zu langweilig erachten, solchen doch nichts einbringenden ideellen Werten nachzugehen, wird der gedrängte Bericht trotzdem manchen Ansporn zu eigenem Tun geben können. Den Älteren in unseren Kreisen werden aber die folgenden Absätze manche wertvolle Erinnerung an weit zurückliegende Zeiten heraufbeschwören, die als Übergangsperiode aus dem goldenen Zeitalter der Erstlingsfahrten im Alpenreich noch ein wenig verklärt wird von jenem unfaßbaren und doch so überaus befruchtend wirkenden Schimmer der Romantik, etwas getan oder erzielt zu haben, was zuvor noch keinem anderen geglückt war. Erst unter solcher Einstellung kann man so richtig verstehen, welcher Mut, welche Energie und vielfache Opfer dazu gehörten, eine bisher unbekannte, als unzugänglich angesehene Gebirgswelt aufzuschließen zu helfen unter den erschwertesten Bedingungen, wie sie die ureinfachen, oft ganz unzulänglichen Hilfsmittel seiner Zeit erlaubten.

Wir modernen Sportmenschen sind ja durch die hochgezüchtete Technik des Skilaufs, durch die heute uns zu Gebote stehenden, oft raffiniert ausgeklügelten Hilfsmittel derart verwöhnt, daß wir nur noch mit Mühe uns erinnern können, daß es früher überhaupt einmal anders gewesen sei. Vielleicht erreichen wir durch die folgenden Hinweise, daß unsere modernen, vielfach so selbstbewußten und vom Wert ihrer Leistungen überzeugten Anhänger dann nicht mehr so wegwerfend über die Taten ihrer Vorgänger urteilen, und vor allem die überall früher zum Ausdruck kommende Freudigkeit im Ertragen von Strapazen und Entbehrungen anerkennen, über die man heute als längst überholte Empfindungen nachsichtig zu lächeln pflegt, ohne sich zu erinnern, daß die derzeitigen Voraussetzungen ganz andere geworden sind, daß man heute solchen Dingen lieber aus dem Wege geht, die Bequemlichkeit, den modernen Komfort — oft unter Hinweis auf zügemäße Hygiene nur verschleiert — mehr schätzt.

Es ist auch noch ein anderes Moment dabei zu beachten. Der Zeitgeist hat auch uns Deutsche allenthalben in den Amerikanismus hineingezwängt. Wir leben vielfach nur noch der Außerlichkeit halber, schauen darauf, was der andere tut, wie er sich gebärdet, um es zumindest ihm darin gleichzutun, wenn nicht zu überholen. Die große Gefahr, daß gerade hiermit eine gewisse Leere im geistigen Empfinden, im Innenleben des Bruder-Menschen sich ergeben muß, wird viel zu wenig beachtet, und deshalb möchten wir mit besonderem Ernst gerade auf jene Zeit der ersten Entwicklungsperiode im Skilauf hinweisen, die durch ihre großen Anforderungen an den Einzelmensch dem Geiste derselben mächtige, urgesunde Anregungen gab, welche die Pioniere des Alpenskilaufs zwang, sich als Kamerad, als Bruder zu bekennen in jeder Not und Gefahr, nicht nur das Schöne teilend, sondern auch am bitteren Ende teilnehmend. Kurz, sie schufen Begriffe, denen viele von uns moderner Durchgeistigten fremd, fast hilflos gegenüberstehen, die vielfach mit einem Achselzucken, einem spöttischen Lächeln abgetan werden, als ob es wertlos sei, sich damit zu beschäftigen, denn unsere materielle Zeit fragt ja nur noch danach, was solche Bemühungen einbringen oder wie weit das in ersichtlicher Weise ausgewertet werden kann. Diese auch im Alpinismus erkennbar werdende bedrohliche Verflachung des geistigen Miterlebens bei unserem freiwilligen Handeln in Natur und Bergwelt sollte mehr als bisher beachtet, ihr sollte vorgebeugt werden. Auch hier gilt wieder für alle jener stammende Aufruf, den Rousseau vor mehr als hundert Jahren in die Welt hinausgeschleuderte, in dem er „Rückkehr zur Natur“ predigte und damit die übersättigte Menschheit aufhorchen und nachdenken ließ. Ein klein wenig können wir alle hierzu beitragen, wenn wir uns erinnern, wie unsere Vordere gelebt und empfunden haben und wenn wir das darin erkannte Gesunde mit den Erfordernissen der Jetztzeit, wie sie die vorwärtsdrängende Entwicklung nun einmal gebietet, zu vereinigen wissen. Damit helfen wir dem ganzen Begriff die Vorwärtsentwicklung zu gewährleisten, wie sie wohl allen, die es ernst mit unserer Sache meinen, als erstrebenswertes Ziel vorschwebt.

Wer über den Skilauf im Hochgebirge berichten will, muß notwendigerweise über die Entwicklung des Skilaufs selbst sich mit verbreiten, denn beide Dinge decken sich nun einmal, man möchte sogar sagen, daß eigentlich erst durch die ungeheuren, ins Auge springenden Vorteile, die der Ski zur Besiegung der winterlichen Hochgebirgswelt geboten hat, jene starke Durchschlagskraft und Wirkung bei der großen Masse erreicht wurde, die eben nur durch solche imponierenden Dinge zu überzeugen oder aufzurütteln sind. Den Skilauf selbst als Zeugen für die Geburt und das flotte Aufwachsen seines noch jüngeren alpinen Bruders anzuführen, ist natürlich nur im Rahmen dieser kurzen Betrachtung gedacht. Wenn wir uns daher auf das äußerste in solchen Angaben beschränken, bedarf es doch grundlegender Ausführungen, ohne die nun einmal das Verständnis für das dann unerwartet rasch, fast schlagartig erfolgte Auftreten des Alpenskilaufs nicht möglich wäre. In Mitteleuropa ist jedenfalls an verschiedenen einzelnen Stellen fast um die gleiche Zeit, jedoch völlig unabhängig voneinander, das Auftreten von Schneeschuhläufern in Gebirgsgegenden nachzuweisen, wenn diese Einzelercheinungen auch bald darauf wieder verschwanden oder unbeachtet blieben. Daß sie keine Schule machten, lag an mangelnder Aufklärung für den Gebrauch der Gleithölzer, von denen man damals nur erfuhr, daß sie in nordischen Ländern ein treffliches Hilfsmittel zur Überwindung schneeiger Einöden seien. Solche Tatsachen sind gleichmäßig vom Harz, vom Riesengebirge, aus der Steiermark, selbst von der Schweiz gemeldet. Alle diese Einzelercheinungen tauchten im Meer der Vergessenheit unter, die Ergebnisse waren zu wenig ermunternd; kurz, man hatte damals andere Sorgen um das leibliche Wohl.

Da ging mit einem Schlag ein Aufhorchen durch die Sportwelt, 1889 hatte Nansen das unbetretene Inlandeis Grönlands in Wochen bitterster Not, schwerster Anstrengungen durchquert. Nur der praktischen Auswertung seiner Schneeschuhausrüstung hatte er das fast als Wunder angesehene Ergebnis seiner mannhaften Tat zu verdanken. Und doch brauchte es noch fast zwei Jahre, bis man allgemein hierüber orientiert wurde, denn erst 1891 kam jenes Nansensche Buch über seine Grönlandsquerung auf Skiern heraus. Diese Zeit müssen wir unbedingt als Geburtsdatum des kontinentalen Schneeschuhlaufs und damit gleichzeitig des Skilaufs im Hochgebirge bezeichnen. Jetzt endlich hatte man, zuvor nur auf vage Angaben angewiesen, greifbare Unterlagen, um welche bedeutende Sache es sich bei Einführung dieses unscheinbaren Scheiters handelte. Man erfuhr endlich, wie diese Dinge anzupacken und durchzuführen seien, man sah mit Bewunderung, was alles, wenn mit Energie gepaart, auf diese Weise zu erzielen sein würde, und begann jetzt allgemein zu überlegen, ob dies nicht auch für unsere Verhältnisse gelten könne.

Den wenigen, ihrer Sache trotz der allgemeinen Nichtbeachtung treugebliebenen Pionieren, wie Vorwerg im Riesengebirge, den Harzer Förstern, den schon in der Schweiz sich bemühenden Paulcke, Stäubli, Egger usw., dem

unentwegt hierfür schaffenden Grazer Kleinoschegg, den Schwarzwäldern, die an Hornisgrinde, wie bei Schonach oder im Feldberggebiet sich mühten, für den Skilauf zu werben, wurden nun bald weitere Anhänger. Zusehends vergrößerte sich der Kreis derer, die, von den begeisterten Berichten über die droben geschaute Winterpracht aufgerüttelt, es ihnen nachahmten, um rasch ebenso überzeugt ihrerseits weiter zu werben. Wenn dieser Bericht auch aus einem als Pflanz- und Pflegestätte des Skilaufs auf dem Kontinent überall anerkannten Orte herausgeht, und damit eine besondere Hervorhebung der lokalen Verhältnisse bzw. der Entwicklung derselben im Rahmen dieser Betrachtung verständlich wäre, ist es doch unsere Pflicht, der Wahrheit entsprechend zu betonen, daß nicht nur vom Südschwarzwald aus, sondern, und zwar gleichzeitig von verschiedenen anderen deutschen und benachbarten Gebirgstetten aus versucht wurde, diese Bewegung zu fördern. Allerdings sind die anderwärtigen Bemühungen hierum nicht so erfolgreich gewesen, wie die von Todtnau und Freiburg, von Straßburg oder Karlsruhe; besonders von den ersten beiden Plätzen aus wurde mit einer nicht hoch genug anzuerkennenden Zähigkeit und Überzeugtheit für den Skilauf geworben, daß wir nur mit hoher Achtung von dem doch immer recht kleinen Kreise beherzter Männer sprechen müssen, deren unbengsamer Energie wir eigentlich dieses Geschenk an die Völker Mitteleuropas zu verdanken haben.

Bekannt ist ja zur Genüge, daß zur gleichen Zeit 1891 mit den aufmerksam gewordenen Todtnauern ein wackerer Franzose, Dr. Pilet, im Feldberggebiet das beste Beispiel gab, der vor allem seine eigenen Erfahrungen auf dem Schneeschuh aus den nordischen Ländern hier den Lernbegierigen zu vermitteln vermochte und damit wesentlich zur raschen Verbreitung des Skilaufs in Süddeutschland beitrug. Zur gleichen Zeit hatte ja bereits Paulcke im Nordschwarzwald ebenso erfolgreich durch Wort und Beispiel geworben. Diese Tatsachen zu erwähnen, ist höchst wertvoll, denn erst jetzt lernte man ja die Lücken des Geländes, der Witterung zu besiegen, die Unvollkommenheiten der Ausrüstung zu vervollkommen. Mit den Erfolgen wuchs auch der Mut, die Sehnsucht nach höheren Zielen wurde lebendig. Und da war es kein Wunder, daß nach Durchstreifen der heimatlichen Mittelgebirgswelt zur Winterszeit auch der Wunsch rege wurde, mit den Schneeschuhen einen Versuch ins Hochgebirge zu unternehmen. Die als unbegehbare, mit allen Schrecken des Winters verbarrikadierte Hochgebirgswelt schaute ja an Wintertagen so oft in fast überirdischer Klarheit verlockend in all jene Aussichten herein, die dem Schwarzwaldwanderer bei seinen einsamen Fahrten im Feldberg- und Hornisgrindegebiet als wundervollste Entlohnung für die aufgewendeten, damals noch reichlich großen Mühen wurden.

Und hier ist nun eine besonders kühne Tat zu vermelden, die fast allenthalben zu wenig unterstrichen wird, trotzdem doch gerade sie eigentlich den Auftakt zur Bewegung für den Alpenkilauf gegeben hat. Wenn man sich überlegt, daß seit



Zinnsraarhorn vom Studerfurn gesehen, phot. D. Koegner.

Jahrzehnten das „Noli me tangere“ der in Eis und Schnee gepanzerten Hochgebirgswelt in die Begriffswelt nicht nur der Gebirgsbevölkerung, sondern unser aller übergegangen war, so muß man zugeben, daß es mehr als gewagt von jenen beherzten Männern aus Todtnau und Straßburg war, die bereits im Frühjahr 1893 trotz der höchst unvollkommenen Hilfsmittel sich in jene Abgeschlossenheit wagten. Es galt da ein völlig neues Land zu betreten. Wenn auch Bergsteiger im Sommer während günstiger Zeit jene Gebiete durchstreift hatten, waren die dort im Winter vorherrschenden Verhältnisse absolut unbekannt. Die gleichmäßige Schnee- und Eisverkleidung des Geländes, das jetzt ganz andere Bilder bot, türmte dort, wo man im Sommer leicht passierte, unerwartete Schwierigkeiten auf. Naturerscheinungen, wie die Lawinen, deren Bedingungen und Auswirkungen man kaum kannte und über welche die phantastischsten Gerüchte im Umlauf waren, mußten studiert und überwunden werden. Kurz, es stak in jedem der fünf Männer, die damals die erste größere Hochlandsfahrt auf Schneeschuhen durchführten, ein wenig vom Entdecker, wie sie in völlig unbekannte Länder mutig gezogen sind. Die Todtnauer E. und D. Fallner und R. Thoma, der Straßburger Regierungsrat Dffermann und Dr. Mönichs haben jedenfalls mit der Durchquerung einer zentralen Alpengruppe ersichtlich den Bann gebrochen, der bisher über den verschneiten Hochgebirgen gelegen hat.

Wohl sind teils kurz zuvor, teils zur gleichen Zeit auch in anderen alpinen Orten und Höhen ähnliche Bemühungen zu verzeichnen, sie blieben aber auf engeren Raum beschränkt und konnten damit auch nicht die Durchschlagskraft haben, wie sie überzeugend der Erfolg dieser ersten durchgehenden Querung mehrerer Hochlandstäler und Kämme in zusammenhängender Form haben mußte. Von Airolo an der Gotthardbahn ging's über den Gotthardpaß ins Urserental, von hier wieder hinauf zur lawinendrohenden Furka, dann in die eisige Wunderwelt des Rhône- und Gletschers, von dem über das Nägeligrätli der Grimselpaß erreicht wurde. Trotz der lawinenschwangeren Zeit ging's nach manchen Fährnissen nach Meiringen im Haslital und über den ins heimischere Mittelgebirge wieder überleitenden Brünig, wo besiedeltes Vorland wieder erreicht war. Wer heute den Weg jener Forscher (so dürfen wir sie hier ruhig nennen) geht, kann sich keine rechte Vorstellung von den Schwierigkeiten und Gefahren machen, die dem wagemutigen Quintett aller Orten drohten, das nur auf die eigenen Kräfte und Energien angewiesen war, das mit den unvollkommensten Hilfsmitteln sich abfinden mußte und trotzdem doch das gesteckte Ziel erreichte. Hier ist vor allem der Bekennermut hervorzuheben, der alles dies überwinden ließ, jene Freudigkeit, etwas Neues, noch nie Dagewesenes durchzuführen zu können, die uns heute, wo uns jeder Zugang denkbar bequem gemacht wird und bei denen die modernsten, auf Tausenden von Erfahrungen ruhenden Hilfsmittel uns verfügbar werden, gar nicht mehr recht zum Bewußtsein kommen.

Wenn auch die Tatsache dieser ersten, wirklich größeren erfolgreich durchgeführten Alpenkifahrt verhältnismäßig rasch wieder in Vergessenheit geriet, so ist es wohl nur darauf zurückzuführen, daß bald darauf weitere solcher kühnen Taten durchgeführt wurden, die in immer größerem Ausmaße, aber doch eben auf den Erfahrungen ihrer mutigen Vorgänger aufbauend, weitere Gebirgsgruppen erschließen, aus ihrer winterlichen Unerührtheit wecken halfen und damit dem Skilauf im Hochgebirge jenen mächtigen Impuls verschafften, der rasch weitere Kreise warb und ihm in relativ kurzer Zeit volle Anerkennung verschaffte. Die Feststellung jener aufschlußreichen Erstlingsfahrt vom Alpensüdwall zur Nordabdachung der Berner Berge bedeutet in keiner Weise irgend eine Kürzung der Bedeutung jener Schneeschuhexpedition in das Hochgebirge, die wir allgemein als grundlegend für den Alpenkilauf angesehen haben. Es ist einfach Pflicht des Chronisten, das bei Gelegenheit wieder zu unterstreichen, denn unsere raschlebige Zeit pflegt ja nur das zu schätzen und — unter den derzeitigen Verhältnissen oft von einem falschen, oft etwas überheblichen Standpunkte aus — zu betrachten, was ihr unmittelbar vor Augen liegt oder von kurz zuvor noch in greifbarer Erinnerung geblieben ist.

Das gleiche gilt ja auch für die ebenso mannhaften Taten der wenigen Wackeren, die als Vorläufer der bekannten Pioniere zu jener Zeit schon auf der Kar, am Hochschwab oder in der Steiermark sich um gleiche Ziele bemühten. Und wenn zur selben Zeit von München aus Versuche in gleicher Richtung unternommen wurden, aber über das Vorgebirge hinaus keine Entwicklung erfuhren, so liegt das hier teils an der Unvollkommenheit der Mittel, am mangelnden Aufschluß über Technik des Skilaufs und seine Auswertungsmöglichkeiten, wie auch an der verständnislosen Umgebung, die alle solche Vorhaben, ob mit Erfolg durchgeführt oder nicht, als Narretei abtat, weil sie nicht sofort in den Gedankenkreis der enger gezogenen Horizonte eingereiht werden konnten.

Wir haben ja auch in der Schweiz, teils sogar noch etwas zuvor, eine Anzahl solcher Bemühungen aus der Gegend von Davos und Arosa zu verzeichnen, die aber nur im engsten Umkreis bekannt blieben und bei der an sich durch die Verhältnisse bedingten, etwas konservativen Einstellung der Gebirgsbevölkerung nicht zur Auswirkung kommen konnten. Hier sei vor allem auch Glarus genannt, von dem aus schon frühzeitig, 1893, der Pragelpaß nach dem Muotatal zu überschritten wurde, was damals berechtigtes Aufsehen erregte, leider bald darauf wieder vergessen ward. Wenn auch die Pragelfahrt keinen Vorstoß ins eigentliche Hochgebirge bedeutet, so sei sie doch besonders hervorgehoben als Grundlage für höhergesteckte Ziele. Die unentwegten Männer von Glarus (Nelin, Jakob, Mercier) haben jedenfalls für ihre Landsleute hier die wackerste Vorarbeit geleistet, wenn auch in der Folge dann — durch die Verschiebung der Verhältnisse bedingt — andere schweizerische Orte und Gruppen die Führung in diesen Dingen übernommen haben.

Kennzeichnend für den Geist der Zeit, gegen den alle jene einzelnen Mutigen anzukämpfen hatten, war die Ansicht über Möglichkeit und Wert der Wintertouren im Alpenland überhaupt. Ein seit Jahrhunderten überkommenes, unabänderlich scheinendes Gesetz besagte, daß mit Einfall des Schnees zur Herbstzeit das Hochgebirge absolut unzugänglich sei und es bleibe, bis die Frühjahrslawinen, die Kraft der Frühjahrs Sonne die Hindernisse weggeräumt habe. An Wintertouren wagte überhaupt niemand ernstlich zu denken. Es erregte schon ungeheures Aufsehen, wenn, obwohl äußerst selten vorkommend, einmal eine kleine Gruppe von Sonderlingen zu Fuß oder auf Schneereifen sich in die Schneewüsten der Dreitausender wagte. Ihre Angaben über die Schönheiten des winterlichen Gebirgsbildes zog man sehr in Zweifel, konnte man sie doch nicht kontrollieren. Die Mitteilung der angetroffenen Schwierigkeiten und großen Strapazen wurden natürlich gerne geglaubt, damit um so mehr jene Recklinge als „verrückt“ bezeichnet. Man lese dies in den rückliegenden Berichten oder Jahrbüchern ruhig nach. Wenn dann ein Mann wie Wundt oder Steiniger, der auf solchem Gebiete mit der vorbildlichen Zähigkeit eines Soldaten sich unentwegt bemüht, rundweg erklärt, daß nach seinen Erfahrungen der Schneeschuh im Gebirge nichts taue, sogar noch gefährlich werden könne, begreift man erst recht, mit welcher Voreingenommenheit dann die Umwelt sich gegen alle jene wandte, die trotzdem wagten, sie überzeugen zu wollen, daß gerade der nordische Schneeschuh berufen sei, Känder zu werden von einer Schönheit der winterlichen Hochgebirgswelt, wie man sie traumhafter sich nicht vorstellen könnte.

Aus den zu jener Zeit bekanntwerdenden Äußerungen anerkannter alpiner Autoritäten sei nur die obige erwähnt; auch andere, heute noch bekannte Führer in unseren Kreisen haben damals ähnlich gesprochen, natürlich im Wandel der Zeiten ihre Meinung ändern müssen. Immerhin kann man daraus am besten die ungeheuren Schwierigkeiten ermessen, die sich dem kleinen Kreis Unentwegter und von ihrer Sache Überzeugter überall entgegenstimmten und ihr Tun fast wie eine Sisyphusarbeit erscheinen lassen mußten. Und trotzdem wurde unentwegt an diesem Gedanken weitergearbeitet, Erfolg auf Erfolg erzielt und damit mählich eine gesunde Unterlage geschaffen, die einen soliden Aufbau des Gedankens ermöglichte. Solches Fundament bereitet zu haben, ist immer eine undankbare Sache, denn die Umwelt sieht stets nur das Gebäude, das hierauf errichtet wurde. Die Solidität der Basis kommt kaum irgendwo zum Ausdruck. Umso mehr müssen wir es jenen wackeren Männern danken, die, wenn sie auch jeweils nur einen dieser Grundsteine gelegt haben, doch ein großes Werk damit erst ermöglichten, das wir heute so voller Bewunderung sehen und aus ihm Nutzen für die Gesamtheit ziehen.

Solche Tatmenschen sind der Schlesiener Vorwerg, wie der Harzer Förster Ulrichs, sind der Bayer Finsterlin und die wenigen Mitglieder des Skiklubs München von 91, dem ersten kontinentalen Schneeschuhverein, der allerdings

zufolge der Interessenlosigkeit der Umgebung in Vergessenheit kam. Solche Vorkämpfer sind die Schweizer Egger, Iselin, sind neben den früh aufgetretenen Männern von Mürzschlag die Oesterreicher Kleinoschegg, Pfannl-Wien, von Saar, ferner der Innsbrucker Sebrig, die schon sehr früh am Sonnenblick wirkenden Kojacher, v. Arlt und Graf Thun, sind weiter die vorgenannten Straßburger und Schwarzwälder, unter denen wir jetzt unseren W. Paulcke besonders nennen müssen, der schon Jahre zuvor, ob in München oder Davos, im Südschwarzwald oder an der Badener Höhe, unentwegt den Schneeschuhlauf gepredigt hatte. Noch eines Mannes sei hier besonderer Erwähnung getan, der, wenn auch nicht selbst im alpinen Sinne sich betätigend, doch großen Anteil an der ganzen Entwicklung dieser Idee hat. Es ist dies Max Schneider, noch heute in Rostock lebend und trotz der Last seiner Jahre noch immer mit gleichem Feuereifer für seine Idee weiter wirkend.

Schneider hat in den neunziger Jahren mit geradezu unglaublicher Zähigkeit den Gedanken zur Tat werden lassen, den Gebrauch der Schneeschuhe nicht nur in deutschen, sondern in allen dazu geeigneten Mittelgebirgen verbreiten zu helfen. Das von ihm in Berlin herausgegebene Blatt „Der Tourist“, später „Deutscher Wintersport“, hat in zahlreichen seiner Artikel und Werbungen für den nordischen Schneeschuh viele Hunderte von Freunden unserer Sache gewonnen. Schneider hat, wenn auch als Geschäftsmann, den Gedanken rasch verwirklicht und, zuerst von Skandinavien beziehend, in hochanerkanntem Optimismus bald selbstfabrizierend, viele Hunderte von Schneeschuhpaaren in alle Welt geschickt und mit seinen Broschüren und Material viele unserer Alten wirksam unterstützt, damit einen erheblichen Anteil am Erfolg dieser Bemühung um Verbreitung eines gefunden Gedankens sich sichernd, wenn auch der Ruhm hierfür ihm entgangen ist, wie das meist denen zu gehen pflegt, die für eine neue Sache sich einsetzen. Es muß unserem alten, lieben Vater Schneider eine ungeheure Genugthuung an seinem Lebensabend sein, zu sehen, daß seine vielfältigen Mühen nun doch zu einem so grandiosen Erfolge mitgeführt haben. Das wird ihm auch für die Bitternisse und Verluste, die diese Dinge schließlich ihm brachten, ein etwas versöhnender Ausgleich sein. Auch diese Tatsachen gehören deshalb in den Kreis unserer Betrachtung gezogen, da sie genau wie die Schwarzwälderfahrt über Gotthard und Furka der Vergessenheit längst anheim gefallen sind, trotz allem aber grundlegend und fördernd für das Ganze bleiben.

Es liegt sicher nicht im Interesse des Lesers, hier nun eine trockene Aufzählung der mehr oder minder erfolgreichen Versuche zu lesen, ins Hochgebirge mit Ski vorzustossen, einzelne Gipfel zu erreichen oder Pässe zu queren. Aber diese Einzelheiten verweist man wohl am besten auf die nun auch in den Mitteilungen und Jahrbüchern der großen Alpenvereine erscheinenden Berichte hierüber, die wohl heute jede Vereinsbibliothek enthalten wird. Der Umfang der Materie, die Knappheit des verfügbaren Raumes hier zwingt uns Berücksichtigung nur

der Hauptereignisse auf. Und wenn nun im nachstehenden besonders jene epochemachenden Großtaten angeführt werden, die wir allgemein als Grundlage für den Erfolg des alpinen Schneeschuhlaufsgedankens anzusehen gewöhnt sind, so geschieht das sicher nicht im Wunsche, lokalere Ereignisse hier hervorzuheben, denn es ist ja zur Genüge bekannt, daß an der Entwicklung der ganzen Alpenskilabewegung die Freiburger — so dürfen wir beruhigt sagen — den größten Anteil mit gehabt haben.

Da ist wieder Paulcke, der nun als Führer überall hervortritt, beispielgebend, werbend, wegweisend und damit den Gedanken in kurzer Zeit zu sieghafter Geltung kommen lassend, wie wir sie kaum in einer anderen Bewegung wieder so erkennen können. Er ging von dem richtigen Gedanken aus, daß nur eine große Tat die urteilslose Menge überzeugen könne. Dazu gehörte Erreichung hervorragender, noch nie mit Schneeschuhen erreichter Höhen, mindestens Dreitausender, dazu mußte Duerung und Aufschließung von Hochgebieten dienen können, die seit Jahrhunderten für fast volle acht Monate als völlig unbegehrbar allseitig bekannt waren. Mit tapferen Kameraden wie unserem unvergesslichen V. de Beaclair, Baur und Steinweg glückte ihm nach wohl-durchdachter Vorbereitung die Ersteigung des Oberalpstockes im Januar 1896 aus dem Maderaner Tal heraus. So bildet jener 3360 Meter hohe Berg einen Markstein in der Geschichte des Alpenskilaufs. Schon hier, wo man noch Versuche machte, ob Schneereifen, kanadische Schneeschuhe oder die norwegischen Hölzer förderlich seien, erwies sich die prachtvolle Eignung der letzteren.

Bald darauf konnte Paulcke, der inzwischen mit seinen Gefährten (hier ist der zähe Verfechter des alpinen Gedankens D. Schuster, Dresden, erstmalig mit zu erwähnen) auf den Spuren seiner Todtnauer Vorgänger im Gotthard- und Grimselgebiet weitere wertvolle Erfahrungen gesammelt hatte, eine neue Ruhmestat verzeichnen. Anfang 1897 glückte ihm und dem Kameraden Beaclair, den Straßburgern Lohmüller, Ehler und Mönichs die erste führerlose Durchquerung des winterlichen Berner Oberlandes auf Schneeschuhen. Diese kühne Tat hat mit Recht überall großes Aufsehen erregt. Paulcke hat es auch verstanden, in Wort, Schrift und Bild so erfolgreich in einer beispiellosen Zähigkeit und Planmäßigkeit zu wirken, daß wir von hier ab erst eigentlich einen wirklichen Aufstieg der neuen Bewegung erkennen können. Aber jene epochemachende Expedition — so mußte man sie damals schon nennen — ist ja so vielfach in ihren Einzelheiten berichtet worden, daß wir uns hier wohl ersparen können, das zu wiederholen. Betont werden muß aber doch immer wieder, daß solcher Wagemut und Energie, solche Aufopferungsfreudigkeit im Ertragen unerhörter Strapazen und Entbehrungen nicht genug als treffliches Beispiel erwähnt werden muß für eine Zeit, die geneigt ist, nicht mehr in solcher Weise sich zu betätigen und es vorzieht, lieber da zu weilen und auf Ski sich zu vergnügen, wo geschäftstüchtige Genossen die Wege geebnet, die Schwierigkeiten

aus dem Wege geräumt haben, kurz, die den Genuß von einer Sache über die ideellen Opfer hierfür stellen.

Man kann sich heute wohl kaum mehr in den Gedankengang jener Männer richtig hineinversetzen, die mit einer Entdeckerfreudigkeit in Neuland zogen, von dem man wußte, daß nur Anstrengung, Not und Gefahr ihrer wartete. Wer heute leichten Mutes mit Hilfe der Technik zum Jungfrauoch hinauffährt und eine sogenannte Hochtour sofort mit einer Abfahrt zum Concordiaplatz beginnt, kann ja keine Ahnung haben, wie schwer all das vor mehr als dreißig Jahren gewesen ist durchzuführen, was man heute mit einem überlegenen Lächeln bequem daheim nachliest. Es ist aber auch nicht möglich, den Zauber des unberührtesten Hochgebirges so in sich aufzunehmen, wie es vor Jahrzehnten den erst Eindringenden sich geboten hat in seiner unsagbaren Majestät und absoluten Abgeschlossenheit. Hier fehlt heute völlig der vermittelnde Übergang zur Höhe, wie er dem ins Gebirge eindringenden Winterwanderer wurde, wenn er vom Tal aus langsam durch alle unerwarteten Schwierigkeiten sich zur Höhe arbeitete und damit den machtvollen Eindrücken Gelegenheit zur allmählichen gründlichen Einwirkung auf den Geist des Vordringenden bot.

In unserer Periode des Zeitraffens, der Betonung des konzentrierten Genusses sind diese wundervollen Ausgleiche für seelische Wirkungen gar nicht mehr recht denkbar. Das hat am besten der Berichterstatter erlebt, vor Jahren, als er, die modernen Zugangswege benutzend, im Winter jene Stätten wieder erreichte, die vor Jahrzehnten nur nach tagelangen, schweren Strapazen von ihm erreicht waren. Nach Paulkes Großtat war es bekanntlich in Freiburger Hochtourenkreisen eine Ehrensache, möglichst auch einmal auf solchen Wegen unter gleichen Bedingungen gezogen zu sein. Diese Querungen des Berner Oberlandes auf der sogenannten goldenen Hochstraße der Alpenskiläufer waren im nächsten Jahrzehnt trotzdem fast noch an den Händen abzuzählen und wurden in der Hauptsache von Freiburger Skiläufern durchgeführt.

Unter ihnen folgt Paulkes Spuren hier zunächst Dr. Hoek, der wohl einen der größten Anteile daran hat, daß diese Alpenskilaubewegung so unheimlich rasch und in weitesten Kreisen sich verbreitet hat. Dr. Hoek hat, als zäher Sportsmann überall bekannt, es vermocht, nicht nur durch seine zahllosen erfolgreichen Hochgebirgsskifahrten für unsere Sache denkbar zu werben, er hat vor allem durch seinen eigenartigen, aber wirkungsvollen und anregenden Stil in Hunderten von Artikeln, Vorträgen und anderen Werbungen für den alpinen Skilauf Tausende von überzeugten Anhängern gewonnen und wirkt sie heute noch wie kaum ein anderer. Seine Lehrbücher, kurz der „kleine und der große Hoek“ genannt, sind bekannt ob ihrer praktischen Einführung in die Geheimnisse des Skilaufs, die nicht so trocken wirkt, wie manche andere gleiche Erscheinung. Die meisten der hiermit von Hoek Geworbenen sind dann auch fast zwangsläufig dem Alpenskilaufer verfallen gewesen, denn Hoek ist unstreitig einer der warmherzigsten Verfechter dieser Idee geworden, der in sachlicher wie stets

lesenswerter Weise zu überzeugen versteht. Und das sei ihm stets verdankt, wenn die Zeit ihn heute auch auf andere Bahnen gewiesen hat. In Hoek treffen wir noch heute den, der um der Sache willen zu Berge zieht, dem auch ein kleinerer Gipfel in seiner strahlenden Winterschönheit vieles zu sagen hat, der nicht nur um die Berge als Kulisse für menschliches Tun wirbt, sondern das Schöne dort aufzuspüren sucht, wo überall es verborgen ist. Dazu braucht's nicht immer Viertausender und Großtaten. Und damit handelt dieser Pionier heute noch im besten Sinne der Bewegung, denn schließlich soll der Alpenskilaufer immer mehr dem Großteil der Verehrer des Winters zugänglich gemacht werden, um auch der breiten Masse die Segnungen des Aufenthaltes im von Licht und Luft durchfluteten Hochland teilhaftig werden zu lassen.

Nach Hoeks Traversierung der Berner Berge sind im folgenden Jahrzehnt nur einzelne solcher Durchzüge noch festzustellen (z. B. Meuret, Tauern, Biehler, Stutz, Rgr. usw.), unter denen relativ wenig Schweizer zu verzeichnen sind. Auch Paulke zog 1901 ein zweites Mal hier durch. Jetzt fehlte ihm schon einer der bewährtesten Gefährten, waren doch 1889 vor der Überschreitung des Sustenpasses Mönichs und Ehlerer einer Lawine zum Opfer gefallen. Dies war die erste schwere Mahnung, daß ein Begehen der Hochgebirgswelt im Winter erhöhte Vorsicht fordert. Ein weiteres „Memento mori“ gab der Fall Flender-König auf dem Grenzletscher, wo Paulkes Versuch, den Monte Rosa auf Schneeschuhen zu erzwingen, wiederholt werden sollte. Mit ihrem Leben bezahlten die Beiden die bisherige Ansicht, daß die winterliche Verkleidung der Spalten genüge, das Seil entbehrlich zu machen.

Bei dem Paulkeschen Monte-Rosa-Versuch, der bis 4200 Meter auf Eki führte, war der Schweizer Helbling der Begleiter. Dieser hat in der Folge vielfach gemeinsam mit Reichert, dem bekannten Uchbabesteiger, die ersten großen zusammenhängenden Skifahrten durch das früher hermetisch abgeschlossene Hochwallis durchgeführt und auch damit einen neuen Beweis für die Richtigkeit der Paulkeschen Theorie geliefert. Helbling muß hiermit als einer der erfolgreichsten Schweizer Pioniere des alpinen Skilaufs bezeichnet werden.

Sein deutscher Genosse Reichert hatte (1900) kurz zuvor schon die erste Durchquerung der winterlichen Bernina, und zwar vom Süden aus, durchgeführt, gemeinsam mit unserem Freiburger J. Dorn, dessen unbeflegbarer Optimismus und Bärenkraft alle Strapazen dieser außerordentlich anstrengenden und zu jener Zeit sehr lawinengefährlichen Hochtour überwand. Dorn, in raschem Siegeslauf zahlreiche andere schwere Bergfahrten meistend, viele kleinere Skihochlandstouren durchführend, erlag leider kurz darauf einem tückischen Schicksal. Was hätten wir sonst von ihm, der in unglaublichem Siegeswillen mit Männern wie Reichert und Brindlinger die Monte-Rosa-Ostwand zum Nordend bezwang, auf dem Gebiete des Alpenskilaufer noch erwarten können. Jedenfalls hat er dem italienischen Alpenskilaufer mächtige Impulse gegeben,

und im Verein mit dem prächtigen, leider am Biancoerat später gestürzten P. Kind, Turin, und dem Mailänder Engelmann vom Süden aus vieles Alpenland für den Ski erschlossen. Mit Engelmann habe ich wenig später von Mailand aus noch manche interessante Neutour in den südlichen Alpenzügen auf Ski durchführen können, von denen nur die zähe Belagerung des Basodino und des sechsfachen Ansturms auf das Blindenhorn vom Süden her Erwähnung finde. Wer weiß heute, wo Bahn, Post, eine Klubbhütte am Kornopaß den Zugang erleichtert, etwas von früherem Ringen in Wettergraus um solche Höhen, wo die elende Hütte von Bettelmatt uns karge Raft und kaltes Binwak bot, und schließlich Zähigkeit doch zum Siege führte. Mit gleicher Ausdauer sind von kleinen, beherzten Trupps Gruppe nach Gruppe des Alpenwalls dem Skilauf erschlossen worden — wer nennt die Namen all derer, die sich im Bernina- und Engadinergebiet, im Retschmassiv und um Davos, in Bündens Riesenbergreich, wie in den Glarner und Walliser Gletschergebieten mühten, zu zeigen, daß allenthalben hier einzig schöne Gebiete schlummern, die ebenso besuchenswert wie gut zugänglich waren, hatte man nur erst einmal den Wall durchbrochen, den jahrhundertelange Tradition um diese Schönheitsreservate getürmt hatte.

Wer empfindet aber auch heute noch, wie jene Erstlingsgänger, den Zauber solcher Stunde mit, in der man den Fuß auf einen unter solchen Umständen noch nie betretenen Punkt setzte, gleichsam eine neue Welt vor Augen? Wir sind in unserer modernen Sachlichkeit heute derart nüchtern und poesielos geworden, daß solche Imponderabilien, die gerade dem Bergsteiger genau soviel Triebkraft wie dem Naturforscher geben, als höchst überflüssig, zeitraubend und nichts einbringend betrachtet werden.

Gerade diese Freundigkeit, durch eigenes Beispiel der Umwelt zeigen zu können, was sie beim festen Wollen selbst genießen könne, ist der Impuls für die kleinen Gruppen gewesen, die jetzt in rascher Folge alle sich eignenden Gebiete aufschließen halfen, denn bisher sind hier nur die benachbarten Schweizerzüge erwähnt worden. Da ist vor allem die sogenannte „Freiburger Schule“ zu erwähnen, die, als Schwarzwälder Studenten im U.C.C. München vereint, besonders in Südbayern, Vorarlberg, in Tirol und angrenzenden Gebieten dem Ski zu einem wahren Siegeszuge verhalfen. Dies kleine Häuflein Unentwegter hat mit Kursen, Vorträgen, Bergfahrten dem Münchner und damit dem bayerischen Skilauf die machtvolle Entwicklung ermöglicht, die wir heute stolz als einen Hauptpfeiler des Alpenskilaufs bezeichnen. Die Münchner Freunde, vor allem unser alter lieber Freund J. Maier, München, der als markante Erscheinung aus dieser alten guten Zeit — jawohl, der guten alten Zeit — in unsere Jahre herübertragt, werden nicht böse sein, wenn diese Wahrheit hier einmal chronistisch erwähnt wird.

Unvergeßlich ist die Arbeit unseres Karl Gruber oder des Professors Herzog, die weit über die genannten Grenzen hinaus sich überall im Alpenland betätigten



Piz Lucendo vom Wyttengewässergletscher, phot. R. Buiffon



Gotthardpaß mit Gibbiawänden, phot. O. Koeniger

und Hunderte Überzeugter werben halfen. Dieser Freiburger Schule, die sich nicht an den Schwarzwaldbezirk und die von dort erreichbaren Alpenbezirke band, entstammen auch die Schottelius, Meuret, Schiller, Schloß, Liefmann, selbst Milhys, der 1904 als Erster den Montblanc auf Ski bezwang, muß hier genannt werden.

Ein anderer kleiner Kreis half das westliche Berner Oberland aufzuschließen, hatten uns doch Berner Freunde verraten, daß die weiten Gebiete zwischen der Gemmi und dem Sanetsch wohl in Einzelfahrten Skibesuch empfingen, nicht aber zusammenhängend aufgeschlossen waren. Und so glückte im April 1904 uns noch diese Erstlingsdurchquerung trotz Wettertücken und Lawinengefahr. So hatten auch wir mit dieser und manch anderer Wintererstlingsfahrt unser Scherflein zum Siegeszug des Ski durch die Hochalpen beitragen können.

Anderwärts blieb man nicht müßig. Viktor Cohn, der bewährtesten einer, verhalf nicht nur dem Vorarlberg zum Rufe, eines der wundervollsten Skigebiete zu sein, im Rißbübler Bereich sorgte Reisch mit väterlicher Liebe für den Ruhm seiner Stadt als Skiparadies, und der unermüdete Gomperz warb allenthalben warmherzig neue Skifreunde für viele andere, damals noch ganz unbekannt österreichische Skigebiete im Bergland. Hier war es nicht ganz leicht, Ausgleich zu finden, hatten sich doch jahrelang die Gemüter erhitzt in dem unerquicklichen Bindungsstreit Norwegen—Lilienfeld. In letzterem Orte saß ein Mann, der schon um die Jahrhundertwende mit seltenem Geschick, mit zäher Beharrlichkeit den Alpenskilauf den Anforderungen der herberen Bergwelt anzupassen suchte. M. Zbarsky kann sich rühmen, Tausende und aber Tausende wahrer Freunde den Alpen seiner Heimat durch seinen Lehrgang zugeführt zu haben. Heute lächeln wir über die Verbissenheit der damaligen geistigen Kriegsführung der zwei Skilager, dürfen uns aber freuen, daß hiermit eine Schule Befruchtung fand, die unter Bilgeris Namen von beiden Systemen das Beste vereinte und nicht nur den Ausgleich fördern half, sondern vor allem dem Militär in Österreich das Hilfsmittel bot, mit dem es im Alpenbereich später so hervorragende Taten vollbrachte und damit den Grundstock zu dem eisernen Widerstand legte, mit dem unsere Bergfront im Brausen des Weltkrieges gehalten werden konnte. Wer wollte an dieser Stelle nicht dankbar solcher Männer gedenken, wenn sie auch damals scheinbar auf abseitigen Wegen gingen.

Wenn wir hier schon von Schulen sprechen, geziemt sich's auch, noch einen Mann zu nennen. Hannes Schneider vom Arlberg, der Fürst der weißen Kunst, wie ein französisches Sportblatt ihn kürzlich nannte, schuf in seiner Arlbergtechnik, die letzten Endes ein Zusammenschmelzen vieler Praktiken, durch die Verhältnisse bedingt, bedeutet, eine Methode, die es heute Tausenden und aber Tausenden erlaubt, auch bei geringer Vorbereitung sich im Zauberreich des Hochgebirges zu erholen und ungefährdet Nutzen aus diesem Urquell zu ziehen.

Es wäre undankbar, wollten wir unseres Freundes Rickmers keine Erwähnung tun, der ganz besonders um Beilegung des Zwistes der beiden Lager Norwegen—Lilienfeld sich mühte in der Erkenntnis, daß im gemeinsamen Handeln das Heil für alle liege. Es ist auch unmöglich, alle die Tapferen, die selbstlos für die eine wie die andere Richtung warben und Freunde dem Alpenski in hellen Scharen zuführten, hier zu nennen. Von Michinger, Bleiberg und Kleinschegg, Graz, über Elsner, von Echer und Ezant, die für das Heer in Österreich besonders tätig waren, zu Handl im Samnaun und Gehrig in Innsbruck führen Brücken über Hunderte von Bergfreunden, die sich in Reih und Glied stellten, auch ihrerseits den winterlichen Alpenrecken neue, hochbegeisterte Verehrer zuzuführen. Sie alle können und wollen nicht genannt werden, da sie wissen, daß nicht der Name das wesentliche ist, sondern die Tat, die reine, uneigennütige Art, in der sie geschieht.

Das gilt auch für die Schweizer Freunde, die, wenn auch relativ spät, durch benachbarte und Norweger Beispiele angefeuert, dann in großzügiger Weise das Hochgebirge für den Ski aufschlossen. Und doch müssen wir wenigstens einiger Führer unter ihnen gedenken, wie sie in E. Egger, dem verdienstvollen Redakteur des Schweizer Ski, der das Gleitholz selbst auf den Elbrusgipfel im Kaukasus führte, in P. Montandon, König und Weber, in Walty und neuerdings in dem unermüdlichen Skiberggänger Marcel Kurz verkörpert sind. Wir müssen hierbei besonders des SAC. gedenken, der weit vorausschauend, welche ungeheure Bedeutung der Alpenski für sein Land haben müsse, der Bewegung denkbarste Unterstützung lieb und schon zu einer Zeit ausgesprochene Bergskischeime in Alpengebieten schuf (Spizmeilenhütte usw.), zu der man andererseits noch direkt abweisend dem ins Alpenland vordringenden Skilauf gegenüberstand.

Von der Schweiz aus ist dann auch der Skilauf in England mächtig befruchtet worden, und wenn heute aus jenen einflussreichen Kreisen Tausende zum Kontinent ziehen, die Wunder des Hochgebirgswinters selbst zu erleben, so ist dies das unbestrittene Verdienst eines Mannes wie Lunn, in dem wir direkt den Exponent für den britischen Gebirgsski sehen können, der gerade in dem letzten Jahrzehnt eine so mächtige Entwicklung genommen hat.

In dem benachbarten Frankreich erhält übrigens der alpine Skilauf neuerdings eine sehr starke Förderung, wohl durch unsere Erfolge im Weltkriegesichtlich hierin beeinflusst. Man lese nur die Berichte über die schneidigen Hochtouren auf Ski im Dauphiné, wie sie die neue akademische Führerlosengruppe ausführt. Dort hatte man übrigens schon sehr frühzeitig erkannt, daß im Skilauf Kräfte schlummern, die zum Heile des Landes genutzt werden könnten. Die erste militärische Skischule erstand schon sehr bald in Briançon, also einem ausgesprochenen Hochgebirgsbezirk, und damit hat die französische Militärverwaltung eine vorbildliche Voraussicht bewiesen. Wohl haben auch wir, vor allem angereizt durch Paulckes beharrliche Arbeit, versucht, unseren Grenz-

truppen eine neue Verteidigungsmöglichkeit durch Ausbildung im Gebirgsski zu geben, wohl hat selbst unser verehrter Hindenburg durch Schneider, Berlin, angeregt, die Grenzposten seines Korpsbezirks mit Schneeschuhen ausbilden lassen. Das alles hätte im Ernstfalle nicht genügt, den Vorsprung der Gegner auf diesem Gebiete einzuholen, wenn nicht, durch die freundige und freiwillige Betätigung im winterlichen Hochgebirge vorgebildet, Tausende mit den Schrecken desselben vertraut, ihnen gewachsen gewesen wären und somit helfen konnten, jene Wunder mit zu vollbringen, wie sie von der Hochgebirgsfront aus allen Abschnitten gemeldet wurden. Hier ist der schlagendste Beweis gegeben worden, daß der Skilauf im Hochgebirge nicht nur eine Spielerei war, als die man ihn zunächst allenthalben betrachtete. In bitterem Ernste hat er sich bewährt, und auf den schmalen Gleithölzern sind Taten von Mannesmut, von Treue und Selbstanopferung vollbracht worden, die als leuchtende Vorbilder in der Geschichte dereinst einmal vermerkt werden. Was bedarf es da noch besserer Beweise, daß unser Tun und Streben richtig, daß es zweckvoll war!

Die eiserne Probe im Ringen des entsetzlichen aller Kriege, in dem selbst in die Heiligkeit der stillen Hochgebirgswelt der Mensch seinen Haß trug, hat den Alpenski aus einem ranken Jüngling, zu dem er sich in kurzen Jahrzehnten entwickelte, in einen gestählten Mann wandeln lassen. Heute dürfen wir mit Stolz sagen, daß unser Alpenski nicht nur in der sinnlosen gegenseitigen Zerstörung sich bewährt hat, sondern daß er aufbauend, befruchtend mitwirkt, daß er Werte erhält und schafft und im Wirtschaftsleben der Völker eine beträchtliche Rolle spielt. Dies, wenn auch vielleicht später als die vorausschauenden Schweizer Alpinisten, rechtzeitig erkannt und mitgeholfen zu haben an der jetzigen so machtvollen Entwicklung dieses Zweiges des Alpinismus müssen wir jetzt unseren Alpenvereinen, den Verbänden danken. Und wenn wir daran die Hoffnung knüpfen, daß unseren berechtigten Wünschen um Öffnung der Hütten in Gebieten, die für Winterbesuch in Frage kommen, noch mehr Geltung wird, so fordern wir ja nicht nur, wir bieten dem Alpenverein unsere tatfreundige, vom Zauber des Winterhochlandes vorwärtsgetriebene Jugend als Ersatzbataillone für die Kämpferfront, die, wie alles in der Welt, sich einmal lichtet. Auch für den Alpenverein ist solcher Duell immer neu zuströmender, ungebrochener Kraft und freundiger Begeisterung unentbehrlich. Und darum soll der Alpenverein in höherem Maße als bisher den Alpenski pflegen und entwickeln helfen, ist's doch sein eigen Kind, das er betreut, mit dem er Hand in Hand gehen soll.

Dürfen wir die Bundesgenossen im Ringen um Anerkennung hier übersehen? Viele Hunderte waren's ihrer, und unmöglich ist's, alle zu zitieren. Aber wenn wir von den Männern der Feder nur Luther, den weltbekannten Gil, nennen, wenn Hans Beat Wieland uns den Vertreter der Maler kennzeichnet, die uns eine Welt von Freunden durch die Wiedergabe der Lichtwunder in den Hochwinterlagen schufen, wenn unter den tüchtigsten Photographen Gaberell

und Steiner, oder Kuhfahl, Pfeiffer und Defner usw. erwähnt werden, wäre es unrecht, wollten wir eines Mannes vergessen, der mit der Schaffung des Hochgebirgsfilmes es möglich machte, daß Tausende und aber Tausende einen Begriff von den Seligkeiten der Winterhochlandswelt bekamen, die sonst fern der Berge niemals hätten verstehen können, welch eine Welt für uns in dieser urchunden Bewegung enthalten ist. Dr. Lauern war's, der mit seiner B.G.F. in selbstlosester Weise ohne Rücksicht auf Vermögen und Person hier einsprang, der seinen bekannteren Mitarbeitern, Janck, Allgeier usw., jene Lichtwunderwiedergabe ermöglichen half, die Tausende in rauchigen, nebelbedrückten Städten erfreut und auf Stunden über die Misere des Alltags erhebt. Auch solche Tat ist wert, erwähnt zu werden im Ringe der Bestrebungen um die Gunst der Menge. Einer der uneigennützigsten Freunde ist bei dem jähen Scheiden Lauerns dem Alpenkilaufer entrissen worden, dem er sich aufs Leben verschrieben hatte und — wie im Überschwang der sorgenlosen Jugend — noch in den Jahren des reifen Mannes, schwerer Erfahrungen voll, mit gleicher Liebe und Zähigkeit übte.

Ein begeisterter, selbstloser und warmherziger Führer ist in Odo Lauern unserer tatenfrohen Jugend hier plötzlich genommen worden; möge sie sich seiner im besten Sinne erinnern. Er war einer der wenigen Berufenen, sie einzuweihen in das Geheimnis aller Jugend: „Im Anfang war die Tat“, wie sie ganz besonders für unsere Jungmänner der Alpengilden gelten soll. Mögen sie bei dem Werke auch der steten Warnungen und Erfahrungen solcher erlesenen Führer eingedenk sein, dann soll uns um das Fortbestehen eines gesunden Alpenkilauferes nicht bange sein.

Es ist ein weiter Weg aus dem einsamen Winter der abgeschlossenen Hochgebirgswelt, wie sie vor 40 Jahren noch war, in die nur ganz Kühne mit Schneereifen selten eindringen über die Knappenrösser des Sonnenblickbeobachters zu den aufsehenerregenden Skifahrten im Gletscherbereich, die zu jener machtvollen Entwicklung des Skilaufs im Hochgebirge leitete, wie sie die Taten eines Allwein oder Hoerlin heute verkörpern, die wir nicht mehr missen möchten. Es ist auch schwer, alle die vielfachen Bemühungen um diese verdienstvolle Sache rechtzeitig oder chronistisch richtig zu erwähnen, die Zeit allein hat mit behender Hand das Weberschiffchen spielen lassen und alle die vielen getrennten Fäden hurtig verbunden, so daß wir heute vor einem lebensvollen Bilde stehen, das allen Beobachtern nur Freude verursachen kann.

Möge Heil auch in Zukunft dem Skilauf im Hochgebirge beschieden bleiben, daß diese leuchtenden Farben nicht verblasen.

Mit dem Alpenkorps an der Tiroler Front

Von Hans Klauer.

Kurz vor Pfingsten 1915 traf die in den Dörfern des weiten Lechfeldes in Bereitschaft und zur Neubildung liegenden Truppen die Nachricht von der Kriegserklärung Italiens an Österreich. Wenn sie uns auch keine Überraschung mehr war, mit Spannung hatte man während der letzten Wochen darauf gewartet, so löste sie doch einen derartigen Sturm der Begeisterung und Erregung unter uns aus, wie einst in den Augusttagen 1914. Am 26. Mai erfolgte dann der Aufbruch, in Kaufring ward verladen, und bei Tagesanbruch rollten die Züge bereits über die Tiroler Grenze, an allen Bahnhöfen von der Bevölkerung mit jubelnder Freude empfangen. Der Rausch der Stunde war zu stark, als daß wir uns ihm hätten entziehen können.

Bei der in jenen Tagen herrschenden, schon ganz sommerlichen Temperatur flüchtete ich aus der Schwüle und Enge des Personenwagens auf einen offenen Güterwagen zwischen die Bagagekarren; mit freiem Blick auf die Berge und in die Täler längs der Brennerbahn erlebte ich damals die Fahrt, und fast wähnte ich mich auf einer friedlichen Bergtour mit Pickel und Seil, voll froher Erwartungen. Ich malte mir die Zeiten aus und sah mich dahin zurückversetzt, da man talein, talaus wandern konnte, grenzenlos wohin und wie weit die Sehnsucht den Wanderer trieb. Jetzt war ihr dort über den Höhen jenseits des Brenners, irgendwo in der Ferne, wo die Berge blau und golden im Sonnenlicht leuchten, eine waffenstarrende Grenze gezogen. Nun hieß es die Freizügigkeit hier in den Bergen neu erkämpfen, und das riß mich schlagartig aus dem Hinsinnen; die Gegenwart fordert dich, hier galt es heiligen Boden zu verteidigen gegen den Welschen, der seine Hand danach ausstreckte. Zu den Bergen sich bekennen, das war jetzt das Gebot der Stunde, wenn sie dir nicht auch geistig verloren gehen sollten.

Über Bozen liegt sommerschwüle Nacht; einstweilen bettete sich die Kompanie auf dem Pflaster des Bahnhofplatzes, der weiteren Befehle und der Quartiere harrend. Im duftenden Stroh in einer Marodenkaserne legten sich endlich die müden Häupter zur Ruhe.

Wir erleben wieder, wie in Ruffstein und Innsbruck so auch hier, daß man das Erscheinen deutscher Truppen wie die Erlösung von schwerer Sorge mit

dankebarer Begeisterung feierte, an der wir des Abends ungeschmälerten Anteil nahmen. Ausgedehnte Übungsmärsche auf die Mendel, nach Oberbozen und Deutschneofen boten uns reichlich Gelegenheit, die herrliche Umgebung von Bozen kennenzulernen. Aber in der Nacht zum 4. Juni stand das Regiment, jetzt 2er Jäger, marschbereit. Noch einmal genossen wir wehmütig den Zauber der wunderbaren, sonnenglühenden Welt um und über Bozen. Dann nahm uns das schmale Eggental auf. Ein ungewöhnlich heißer Marschtag war es. Abends 6 Uhr bezog das I. Bataillon zusammen mit dem IV. Ortsunterkunft am Karersee. Das III. Bataillon folgte am Nachmittag darauf, während das II. erst zwei Tage später hier eintraf.

Die nun folgenden Darstellungen beschränken sich auf die Kampfstätigkeit des I. Bataillons, dem das Abschnittskommando Adler von der k. u. k. 179. Infanteriebrigade übertragen worden war. Innerhalb dieses Abschnittes übernahm die 1. Kompanie die Gruppe Paß le Selle. Das waren die Befehle, mit denen meine, nämlich die 1. Kompanie, am Abend des 6. Juli zum Weitermarsch antrat. Unterstützt von teilweise eingehenden Tagebuchaufzeichnungen, vermag ich heute nach fast 15 Jahren Einzelheiten der Vorgänge und meiner seelischen Verfassung ins Gedächtnis zurückzurufen.

Am Paß lassen wir die letzten Lagerfeuer hinter uns, k. u. k. Wagenkolonnen liegen müde am Wege. Jergendwo rauschen in düsteren Schluchten die Wasser; von den Höhen pafft der Wind, er muß zwischen heißen Felswänden hoch oben am Rosengarten gesteckt haben; von ihm sind die Glieder so matt und der Schlaf kommt mit Allgewalt, zwingend und stark. Ich lege beim nächsten Halt dem Vordermann den Kopf auf den hochbepackten Rucksack; wie köstlich wäre es, jetzt sich zu strecken und zu ruhen inmitten dieser Bergwelt. Die ganze Welt wäre mir feil gewesen um ein kleines, stilles Plätzchen am noch sonnenwarmen Hang. Da verschwindet der Rucksack vor mir im Dunkeln und der Strom reißt mich vorwärts. Die Straße senkt sich in langen Windungen dem Fassatale zu. Die Nacht muß bald zu Ende sein; im Osten steigen schon die ersten Lichter hoch und ein ganzes Meer von Felsgipfeln taucht in ihnen auf; sie sind es, die wir zu verteidigen als eine heilige Aufgabe ansahen. Die letzten Sterne erbleichen, und da grüßt uns auch schon im frühen Morgenlicht der schlank Kirchturm über den noch schlafenden Dächern von Vigo di Fassa. Kaum vier Kilometer entfernt liegt das Dorf Pozza, wo die Kompanie für die Zeit bis zum Ausscheiden aus der Dolomitenfront Quartier bezog. Noch am gleichen Tag wurde ein Zug in die vorderste Stellung vorgezogen, während ein zweiter auf Saramelli und der Rest im Tale als Reserve verblieben.

Der Aufstieg zu der Stellung der linken Gruppe Paß le Selle erfolgte durch das walddreiche Monzonital, das an den wildzerklüfteten Schründen des Rizzoni einen scheinbaren Abschluß hat. Hier liegt die dem Club Alpino Italiano gehörende Schutzhütte Saramelli, jetzt erste Reservestellung und Verpflegungsstation für die Kampftruppe. Sie liegt bereits 2000 Meter hoch auf

einem kleinen Felsbühl, schon von weitem an einer prächtigen Arvengruppe erkennbar. Hier begann das zum Paß sich hinziehende Hochtal, eingebettet zwischen Rizzoni und Allochet im Süden und den Felsgraten der Punta del Ort linker Hand. Der Bereich der Gruppe Paß le Selle umfaßte südlich des Passes den Allochet als rechten Flügelstützpunkt und Punta Cella und reichte nördlich über Piccol Lastei und Gran Lastei bis zur Costa Bella, zu deren Felsgipfel, 2738 Meter, ein kaum getretener „Weg“ über Schnee und Geröll in etwa zwei Stunden hinaufführte.

Zur Verteidigung dieser etwa fünf Kilometer ausgedehnten Stellung standen außer der 1. Kompanie nur eine schwache österreichische Landsturmbatterie bereit, die sich aus tschechischen und ladinischen militärisch unausgebildeten Standschützen zusammensetzte, mit denen eine Verständigung kaum möglich war und unter denen sich zudem noch unsichere Elemente befanden, wie sich später zeigen sollte.

Die dringlichste Aufgabe war vorerst der technische Ausbau der Front, der noch in den ersten Anfängen steckte. Namentlich in der Paßstellung, die sich noch teilweise im Schnee befand, war bis jetzt wenig geschehen. Der weglassige Zugang erschwerte die Herbeischaffung von Werkzeugen und Draht für Hindernisse, von Munition und Verpflegung durch Trägerkolonnen. Vor allem der überaus schwierige Aufstieg zur Costa Bella machte eine regelmäßige Ablösung der dort hin vorgeschobenen Feldwache zu einer zeitraubenden alpinen Leistung. Die zur taktischen Zusammenfassung der weit auseinander gelegenen Kampftruppen angelegten Fernspreckleitungen erlitten durch Geröll und Steinschlag dauernde Unterbrechungen. Da die Verteidigungsanlagen beschleunigt fertiggestellt werden mußten und hergerichtete Baumaterial keines zur Verfügung stand, so wurden aus den herumliegenden Steinen in rasch ausgeworfene Erdlöcher niedrige Unterstände hineingebaut, in die man gerade noch hineinkriechen konnte. Der eifige Jochwind pfiff kräftig durch die nur nordürrig mit Moos und Gras verstopften Ritzen und Löcher hindurch, während der Nachtfrost die Glieder vor Kälte erschauern machte. Hoch über der Baumgrenze gelegen mangelte es vollständig an Holz. So wurde mit Hartspiritus der Schnee geschmolzen und damit das kärgliche Mahl bereitet. Die Feldwachen auf Costa Bella und Allochet lagen in einer Höhe von 2700 bis 2800 Meter wochenlang allen Unbilden der Witterung ausgesetzt unter ihren Zeltbahnen, die mit Steinen beschwert waren, damit sie der Wind nicht forttrug. Und zudem war der Ausbau der Unterkünfte wenigstens am Paß nur dann möglich, wenn es dem Feind gefiel, seine Artillerietätigkeit vom Uomo her zu unterbrechen. Und nur wenn dunkle Nacht, Nebel oder schwere Regenwolken und graue Nebelregen die Sicht verdeckten, konnten Schützengräben und Felsennester für die Maschinengewehre ausgehoben oder ausgesprengt, sowie Drahtverhaue draußen vor den Stellungen in die Kare gelegt werden.

Zum Glück hatte der Feind bis jetzt gezögert, sein Kriegsglück ernsthaft zu versuchen; inzwischen war man bei der Nachbargruppe dem Italiener zuvorgekommen und hatte noch zur rechten Zeit — es handelte sich um wenige Stunden nur — die beherrschende Cima di Boche besetzt, Fehler, die er nie mehr gut zu machen vermochte.

Elf Tage nach der Übernahme der Stellung, am 18. Juni, erfolgte der notwendig erwartete Angriff; unter dem Schutze dichter Frühnebel und dank des Verrats des tschechischen Führers der Feldwache am Allochet hatte sich der Feind dieser unserer rechten Flügelstellung bemächtigen können. Durch einen von hier aus erfolgten weiteren Vorstoß nach dem kleinen See zwischen Paß und Taramelli hatte er die Hauptstellung nach hinten abgeriegelt. Zu gleicher Zeit lag auf dieser ununterbrochenes Granatfeuer als Vorbereitung eines Infanterieangriffes, der den Erfolg am Allochet ausnützen sollte. Von der Wiedererlangung dieses Berges hing demnach die Entscheidung dieses Kampfes ab; dem entschlossenen Vorgehen zweier Züge der 1. Kompanie sowie dem selbständigen Handeln des Maschinengewehrführers, der mit dem Reservegewehr von Taramelli her auf der Rückseite des dem Allochet gegenüberliegenden Felsgrates der Punta del Ort emporeilte und nach mühsamer Kletterei hier unbenutzt Stellung beziehen und mit wohlgezieltem Feuer die am Allochet in Bereitschaft liegende Bersaglierkompanie fast restlos aufzureiben vermochte, war es zu danken, daß sie gelang. Aber auch der um 10 Uhr erfolgte zweite und mit starken Kräften gegen den Paß vorgetragene Angriff brach wie die noch folgenden im Maschinengewehr- und Schützenfeuer zusammen. Mit gespanntester Aufmerksamkeit lauerten die in den Gräben liegenden Schützen, die man vorsichtigerweise zwischen die tschechischen Standschützen verteilt hatte, auf das, was sich jeden Augenblick aus den dichten Nebelschleiern hervorstürzen mußte. Die Geister des Gebirges schienen losgelassen, aufgeschreckt durch den Höllenlärm und das zwischen den Felswänden tausendfach gebrochene Echo, als die Schützenlinien dieser Söhne des sonnigen Südens mit gefälltem Bajonett auftauchten. Ihre ganze Bravour half ihnen nichts; was nicht getroffen niedersank, das verschwand unter dem Schutze der Nebel und barg sich hinter Felsen und Steinen. Nicht besser erging es ihnen in den benachbarten Abschnitten der 2. und 3. Kompanie. Mittags 12 Uhr war der Kampf entschieden; der Gegner quittierte seinen Versuch mit 175 Toten vor dem Frontabschnitt des Bataillons.

Der Angriff auf Paß le Selle und dessen siegreiche Abwehr gewinnt an Bedeutung und Tragweite, wenn man bedenkt, daß der Paß der Schlüsselpunkt für die Besitzergreifung des Fassatales durch die Italiener bildete. Im Besitz dieses Passes wäre der Weg nach Bozen frei gewesen und das ganze Land südlich davon als mühelose Beute in die Hände der Italiener gefallen.

Wider Erwarten erfolgte kein zweiter Angriff des Gegners in diesem Abschnitt. Der 18. Juni blieb hier die einzig größere Kampfhandlung.

Von der Dolomitenfront



Artilleriebeobachter auf Costabella



Selle-Paß von Costabella aus

Mit neuer Kraft und Zuversicht ward der weitere Ausbau der Stellung fortgesetzt. Ungarische Arbeitertrupps und russische Gefangene wurden zum Materialtransport herangezogen; eine Drahtseilbahn beschleunigte später von der Kapelle Crociffso bis Laramelli das Hinauffchaffen der Baumaterialien. Erst etwa Mitte Juli waren die Unterkunftsverhältnisse soweit gediehen, daß jeder Mann, auch die drüben an der Costa Bella, ein wenn auch nur primitives Dach über dem Kopfe hatte und vor den Unbilden des rauhen Bergwetters geschützt war. Am Paß entstanden sogar massive, allerdings roh, doch schmuck gefügte und flach gedeckte Tirolerhäuschen, von denen eines den anheimelnden Namen „Zinnenstädter Hütte“ führte. Bei Sang oder Spiel schlossen sich die Wesensverwandten zusammen, und man empfand wohl die Härte und die Schwere der Zeit, aber auch ihre Größe.

Besonders große Entbehrungen forderte bis zur Errichtung einer schuß- und wettersicheren Holzbaracke die Feldwache an der Costa Bella. Außer einer Maschinengewehrmannschaft und eines Halbzuges Jäger befanden sich noch ein deutscher und ein österreichischer Artilleriebeobachter hier. Die Tage waren reichlich ausgefüllt mit der Anlage tritt- und stand sicherer Wege, und doch wurde die Costa Bella den meisten der liebste Aufenthalt. War das Wetter klar und warm und herrschte Ruhe, so konnte man sich dem Genuß der sonnen-glühenden Bergwelt hingeben; hingestreckt auf die warmen Felsen ließ man die Sommerwolken über sich hiziehen und sog die Bilder dieser für die Ewigkeit gebauten Felsburgen in sich ein. Wohl piffen tagelang die wütendsten Stürme um und über den Felsgipfel, wohl schlichen Nebeltage in grauer Trostlosigkeit dahin und geboten doppelte Aufmerksamkeit, so war man doch erschüttert und begeistert zugleich von der Urgewalt und Wucht der Gebirgswetter, obwohl ja die meisten von ihnen Kinder der Berge oder doch berggewohnte Großstädter waren. Und ihnen allen hat sich die Wildheit des Gebirges aufgeprägt; bärtig, braun verbrannt, vom Wetter mitgenommen kamen die wenigsten der Costa-Bella-Besatzung einmal zu Sal; viel lieber blieben sie auf ihrem einsamen Felsenhorst und genossen in vollen Zügen die Majestät der Alpen und wohl auch der hier oben möglichen Selbständigkeit.

Und die Nächte draußen auf Feldwache waren voller Gottesnähe und Seelenklarheit; da fiel alles vom Soldaten ab, was nicht wahr und echt an ihm war. Auf leisen Sohlen kamen dann das Heimweh und die Sehnsucht, wenn der Himmel voll Sterne flimmerte.

Schon Ende August machte sich der Herbst deutlich bemerkbar und die ersten Schneefälle kündeten den Winter an. Der Ausbau der Stellungen war soweit gediehen, daß sie auch während des Winters besetzt gehalten werden konnten, ohne Gefahr zu laufen, von der Zufuhr der Lebensmittel abgeschnitten zu werden. Dann liefen im September plötzlich Gerüchte um, das Alpenkorps würde den Winter nicht an der Dolomitenfront zubringen. Inzwischen kehrten auch die sich freiwillig den überaus schwierigen und lezte Manneskraft fordern-

den Dolanapatrouillen zur Verfügung Gestellten zu ihren Kompagnien zurück. In den ersten Oktobertagen kamen dann auch die befürchteten Ablösungsbefehle, daß die Stellung am 14. Oktober zu räumen und den Österreichern zu übergeben sei. Erst nach dem Zusammenbruch der Isonzo-front im Herbst 1917 wurde sie endgültig geräumt, da die Italiener nach der furchtbaren Niederlage die ganze Dolomitenstellung verloren hatten.

Am 15. Oktober, einem freundlichen Herbsttag, marschierte das Bataillon über den Karersee paß zurück nach Bozen. Damit war die Aufgabe, die dem Alpenkorps gestellt worden war, nach glänzender Lösung beendet. Noch am gleichen Abend erfolgte die Verladung, und wehmütigen Herzens entführte uns der Zug nordwärts über den Brenner und über die Grenzen von Tirol. Serbien war nach einem Umweg über Frankreich der nächste Kampfplatz.



Phot. A. Steig

Österreichischer Soldatenfriedhof
am Portoijsch

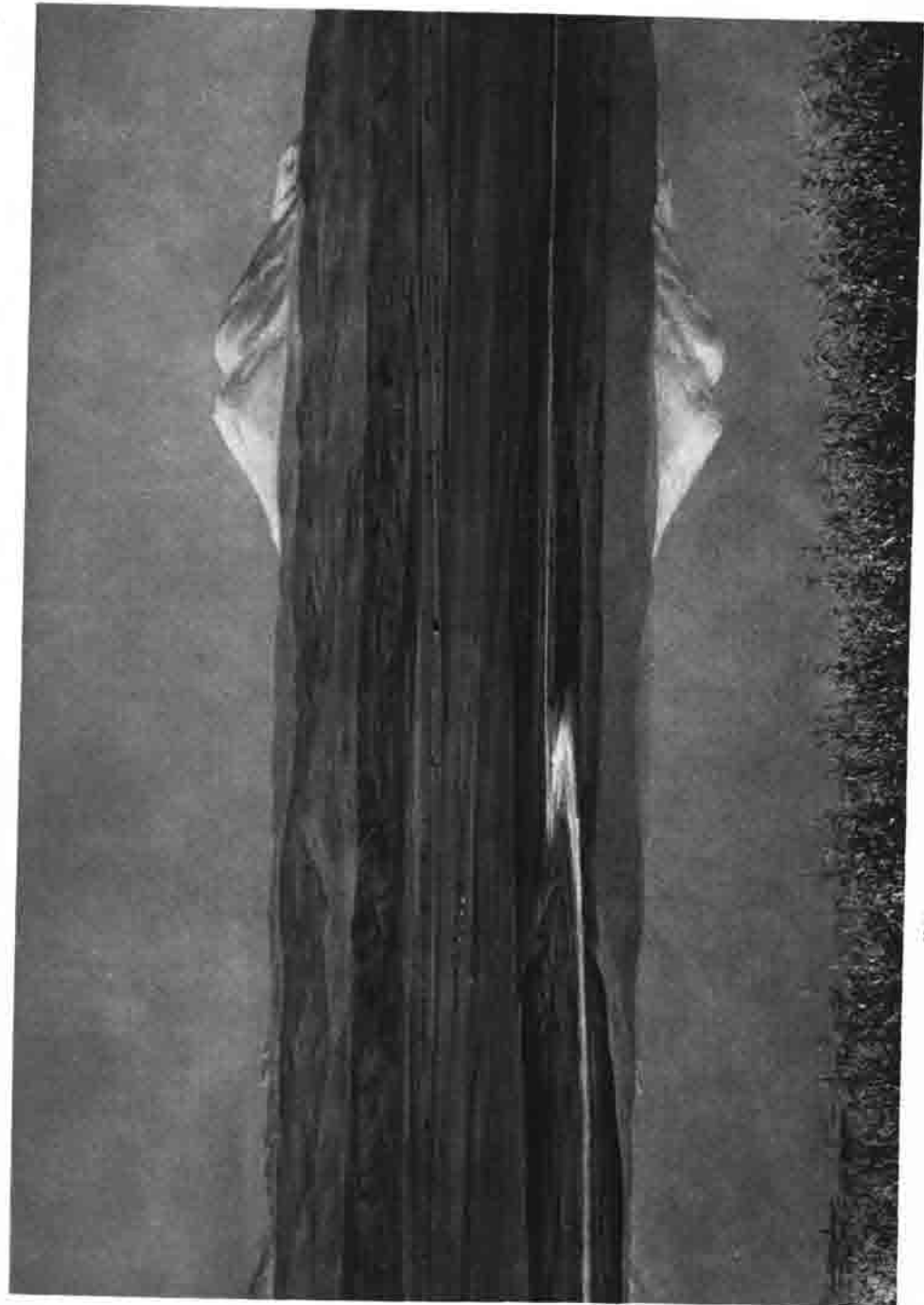
Hochtouren im zentralen Kaukasus

Von Erich Wagner.

Im Sommer 1911 reiste von München aus eine wissenschaftliche Expedition in den Kaukasus, um die jetzigen und eiszeitlichen Verhältnisse der Gebirgsformen des Bakstantales zu untersuchen. Das Bakstantal ist das Haupttal des zentralen Kaukasus und führt zur höchsten Erhebung des ganzen Gebirges. Der Leiter der Expedition war Universitätsprofessor Dr. L. Distel aus München, dem vor allen Dingen die eiszeitliche Forschung oblag. Außerdem beteiligte sich der leider schon verstorbene Dr. H. Burmester aus München, der verschiedene Gletscherzungen auf photogrammetrischem Wege aufnehmen wollte. Sein Assistent, Herr Dr. med. R. Busch aus Bonn, hatte nebenbei etwa krankwerdende Mitglieder zu kurieren. Da trat an mich der mir engbefreundete Dr. L. Distel mit der Aufforderung heran, gleichfalls teilzunehmen. Distel hatte den Kaukasus schon einmal bereist, an der denkwürdigen Überschreitung des Ushba im Jahre 1912 teilgenommen und kannte teilweise auch das jetzt zu besuchende Gebiet. Wenn auch der Hauptzweck des Unternehmens ein wissenschaftlicher war, was ja für mich als damaligen Kandidaten des Maschinenbaues keine berufliche Förderung bedeutete, so sollten doch außerdem einige zünftige Bergfahrten unternommen werden. Und das gab bei mir den Ausschlag: Wochenlang im Gebirge herumzustrifen, im Zelt zu übernachten, dann einen Fünftausender zu bezwingen, voraussichtlich auch eine erste Erststeigung auf einen Viertausender zu unternehmen — das war schon ein Opfer wert. Ich sagte zu.

Wir wählten den schnellsten Weg über Wien, Lemberg, Wolocyska, Rostow am Don, Pjatigorsk, im ganzen etwa 3000 Km. Bahnfahrt. Mitte Juli 1911 verließen wir vormittags München mit unserem sorgfältig zusammengestellten Gepäck und kamen abends in Wien an. Sofort ging es mit dem Auto an den Nordbahnhof und dann in den gräßlich überfüllten Nachtschnellzug nach Krakau. Die weitere Fahrt durch Galizien war ziemlich eintönig: Nichts als Getreidefelder und armselige Lehmhütten. Größere Städte wie Przemysl und Lemberg brachten die einzige Abwechslung. Abends gelangten wir in die russische Grenzstation Wolocyska. Die Zollrevision verlief gnädig, da wir ein behördliches Empfehlungsschreiben vorzeigen konnten, in dem uns

Zollfreiheit für die wissenschaftlichen Instrumente zugesichert war. Jetzt ergab sich Gelegenheit, unsere dürftigen russischen Sprachkenntnisse, die wir uns in den letzten Wochen in aller Eile angeeignet hatten, an den Mann zu bringen. Wir mieteten für uns vier gegen verhältnismäßig geringen Zuschlag ein ganzes Abteil des bis Baku durchgehenden Wagens. Die Rückenlehnen wurden aufgeklappt und gemütlich lagen wir jetzt in unserm vierbettigen Abteil und schliefen ganz ausgezeichnet. Am nächsten Morgen genossen wir zum Frühstück Tee, der von nun an unser Hauptgetränk bilden sollte. Ich wunderte mich über mich selbst, daß mir die Umstellung von Bier auf Tee gar keine besonderen Schwierigkeiten machte. Wir waren jetzt im Gebiet der fruchtbaren schwarzen Erde der Ukraine mit ihren endlosen Getreidefeldern. Mittags hielt der Zug etwa dreiviertel Stunden lang an einem Bahnhof mit Büfett, an dem wir eine vorzügliche Mahlzeit einnahmen. Dann ging es wieder gemächlich mit einer Stundengeschwindigkeit von etwa 50 Km. dahin. Ich hielt eifrig Ausschau ins Gelände. Jetzt wurde der Dnjepr, der mit seinem schmutzigen Wasser träge dahinfließt, auf langer Brücke überquert. Die folgende Nacht ruhten wir wieder bequem auf unseren Lagerstätten, und der nächste Morgen sah uns an den Gestaden des Asowschen Meeres, das von den Schlamm-Massen des Dons ganz schmutzig gelb gefärbt ist. In Koston hatten wir zwei Stunden Aufenthalt, den wir zu einem kurzen Bummel in die Stadt ausnützten. Wieder bestiegen wir unsern Zug und durchquerten die südrussische Steppe, vorbei an Feldern mit Sonnenblumen, deren Kerne ein geschätztes Nahrungsmittel bilden. Weidende Pferde, behütet von berittenen Hirten in tscherkessischer Tracht, belebten die sonst eintönige Landschaft. Endlich sind wir in Station Mineralbad angelangt, von wo eine Stichbahn ein kurzes Stück gegen den Kaukasus hin führt. Wir stiegen um und gelangten um 1 Uhr nachts in Pjatigorst an. Hierauf fuhren wir mit einem Iswoostschik in flottem Trab zu einem Hotel mit dem hochtönenden Namen „Hotel Zentral“. Dort wurde uns ein leeres Zimmer zugewiesen, anscheinend zur Belohnung für unsere neunzigstündige Bahnfahrt. Doch gegen solche Zwischenfälle waren wir gewappnet: Wir packten unsere Schlaffäcke aus und krochen hinein. Am nächsten Morgen besuchten wir den deutschen Handelsgärtner Kyffel, den Distel von seiner früheren Reise her noch kannte. Die meisten deutschen Expeditionen haben sich hier Rat geholt, da Kyffel den Kaukasus und den Turkestan öfters bereist hatte. Er lud uns ein, bei ihm zu wohnen, was wir dankend annahmen. Wir holten unser gesamtes Gepäck und schlugen nun unsere beiden Zelte im Garten unseres Gastgebers auf. Die Verhandlungen zur Anwerbung von Fuhrleuten für die Beförderung unseres Gepäcks ins Gebirge wurden durch Kyffel eingeleitet. Wir kauften Proviant ein und hatten dann noch Muße genug, Pjatigorst anzusehen. „Fünf Berge“ (denn so heißt Pjatigorst ins Deutsche übersetzt), bauen sich malerisch um den Ort herum auf. Die Stadt ist Schwefelbad von durchaus europäischem Anstrich



Gebirge von der Steppe aus, phot. Dr. S. Burmeister.

mit Hotels, Badeanlagen, Kurpark und selbst einer elektrischen Straßenbahn. Elegante Welt und Halbwelt gibt sich hier ein Stelldichein. In der Nähe liegen noch zwei weitere Badeorte, Esentucki und Kislowosk, die durch ihr vorzügliches Tafelwasser „Narsan“ in ganz Rußland bekannt sind. Das merkwürdige an diesen russischen Badeorten ist die Tatsache, daß sich in wenigen Kilometern Entfernung die weglassige nordkaukasische Steppe ausbreitet, und man sozusagen von einer raffinierten Kultur in eine Wüstenei hinaustritt. Doch uns interessierte das BADELEBEN wenig, wir wollten möglichst bald unser Arbeitsgebiet kennenlernen. Wir sandten der Form halber noch ein Telegramm an den Statthalter des Kaukasus in Tiflis, den Fürsten Woronzow, in dem wir ihm unsere Ankunft mitteilten. Dann ging's ans Verladen unseres „Neunzentnergepäcks“. Dazu brauchten wir zwei Pritschewagen, sogenannte Selegen, die leicht, aber kräftig gebaut sind. Unsere Fuhrleute wurden für den frühen Morgen bestellt. Lange lauschten wir dann noch den Erzählungen Kowfells, der seine märchenhaften Reiseabenteuer zum besten gab. So sprach er von Horden berüchtigter Räuber, die im Kaukasus ihr Unwesen treiben sollten, von tausend Arten seltener Blumenzwiebeln, die nur im Terekgebiet vorkommen und die er an sämtliche botanischen Gärten der Welt geliefert habe, und von zehntausend Kamelen, die im Turkestan herumtrampelten. Und dann kam erst ganz echtes Jägerlatein: Den überaus scheuen Fischreißer müsse der Jäger bis zum Kopf im Sumpfe steckend erlegen. Hundert Bärenfelle und Steinbockgeweihe, darunter kapitale Exemplare für Museen, wolle er uns nach München schicken*. In kolossalen Erzlagerstätten im Kaukasus stolpere man nur so über Gold und Silber. Aber der Gipfelpunkt seiner Erzählungen bildete ein Ausspruch, der mir heute noch in den Ohren klingt: „Bester Herr Distel, senden Sie mir einen Kapitalisten zur Finanzierung einer Jagdexpedition auf Marderfelle in den Hindukusch; das wäre das beste Geschäft, das wir machen könnten.“ Ganz erschlagen von dem Wortschwall unseres biederen Gastgebers, verabschiedeten wir uns, krochen in unsere Zelte und mußten noch lange kichern.

Kaum hatte die Dämmerung begonnen, als auch schon unsere Fuhrleute anspannten; und weiter ging's, landeinwärts.

Nun will ich kurz über die geographischen Verhältnisse des Kaukasus berichten.

Als gewaltiger, nirgends unterbrochener Wall dehnt sich das Gebirge vom Schwarzen bis zum Kaspischen Meer über 1100 Kilometer hin. Diese Länge übertrifft demnach die der Alpen, während seine durchschnittliche Breite mit 170 Kilometer Luftlinie wesentlich geringer ist als bei diesen. Während dem Alpenhauptkamm überall, teilweise beträchtlich hohe, Gebirgsketten vorgelagert sind, steigen die Eiszirren des Kaukasus beinahe unvermittelt aus der Steppe auf. Von diesem Hauptkamm sind 700 Kilometer stets über 3000 Meter hoch. Er ermangelt im Gegensatz zu den Alpen jeglicher tiefeinschneidender Pässe. Nur

* Sind bis heute noch nicht eingetroffen.

an zwei Stellen führen Straßen über das Gebirge: Am 2379 Meter hohen Kreuzpaß die berühmte grusinische und am 2825 Meter hohen Mamisonpaß die schlechtere ossetische Heerstraße. Erstere verbindet mit etwa 200 Kilometer Länge Wladikawkas und Tiflis und stellt hinsichtlich der Kühnheit des Baues und der Großartigkeit des Ausblicks sämtliche Alpenstraßen in den Schatten. Der zentrale Kaukasus wird im Osten vom Kasbek, im Westen vom Elbrus flankiert, beides erloschene Vulkane.

Unser nächstes Ziel war das Dörfchen Urusbieh, im Tale des Baksan, jenes Flusses, der am Elbrus entspringt und nach etwa 90 Kilometer langem Lauf nach Nordosten in die Steppe eintritt, dort in den Terek und weiter ins Kaspische Meer mündet. Zunächst mußten wir etwa 60 Km. durch die Steppe nach Osten fahren, um dann ins Baksantal einzubiegen. Wir nahmen Abschied von Pjatigorst und aller Kultur. Gemächlich trabten wir durch die einförmige Steppe und hielten Umschau nach den Bergen, die aber durch Wolken noch verhüllt waren. Da klarte es plötzlich auf: Ein gewaltiger, blendend weißer Doppelkegel schälte sich langsam aus dem Gewölk; wir wollten es kaum glauben, daß ein Berg den Horizont so ungeheuer überragen kann. Doch bald war er völlig frei von Wolken, es gab keinen Zweifel mehr: Der 5600 Meter hohe Elbrus stand vor uns. Jäh und unvermittelt schoß er aus der Steppe empor. Helles Bergfeuer lohnte in uns auf, und wir gelobten: Bezwingen müssen wir diese kaukasischen Bergriesen, und dazu wollen wir unsere ganze Kraft und unser ganzes Können einsetzen. Ganz hinten konnten wir noch die Rücken der Hauptkette erkennen. Sie waren aber nie von Wolken frei und deshalb nicht zu identifizieren. Nun stieg die Steppe absatzweise in ausgedehnten Plateaus hinan. Bei jedem Aufschwung sprangen wir ab und unterstützten unsere wackeren Köpfe durch Schieben am Wagen. Dann erreichten wir ein kleines Dorf mit sehr tiefem Brunnen, wo wir unsere Pferde tränkten. Aber bald mußten wir weiter über die glühend heiße Steppe, die von einem tatarischen Volksstamm, den Kabardinern, bewohnt ist. Die berühmte Malka, ein Fluß, der am Nordhang des Elbrus entspringt, mußte auf einer Fahrt durchquert werden. Wir machten unseren Pferden zuliebe eine Rast und erkundeten den Übergang. Wir mußten aber feststellen, daß das Wasser im Steigen begriffen war, und mahnten deshalb zur Eile. Zuerst wurden mehrere Seitenarme durchquert und dann der reißende Hauptstrom durchfahren. Die Pferde mußten bis zum Bauch im Wasser waten, während wir, die Rucksäcke mit den wertvollsten Apparaten geschultert, auf dem Wagen thronen. Erleichtert atmeten wir auf, als wir das andere Ufer erreicht hatten, denn wir hatten unsere photographischen Platten und wissenschaftlichen Instrumente trocken hinübergebracht. Auf der Weiterfahrt kamen wir an einigen gemähten Wiesen vorbei, auf denen Heu in Haufen geschichtet war. Unsere Fuhrleute ergänzten den Futtersvorrat für ihre Tiere ganz kaltblütig „bargeldlos“. Ein kurzes Gewitter brachte ersehnte Abkühlung. Bei beginnender Dämmerung standen wir vor dem mindestens

100 Meter hohen Steilabfall der Hochebene nach dem Baksantal. Da mußten wir hinunter. Wir banden die Räder unserer Karren fest (denn Bremsen waren damals jedenfalls im Kaukasus noch unbekannte Dinge) und stemmten uns mit aller Kraft gegen die Wagen, die von unseren ermüdeten Pferden kaum mehr gehalten werden konnten. Doch alles ging gut, und bald hatten wir das langgestreckte Dorf Ataschukino erreicht. Mehrmals klopfen wir um Unterkunft an, wurden aber überall abgewiesen. Endlich fanden wir nach langer Nachtfahrt eine Uprawlina, ein Häuschen, das zur Unterkunft russischer Beamter dient. Wir erwählten die eingezäunte Wiese neben dem Hause zu unserem Ruheplatz. Da wir zum Zeltaufschlagen nach der 17stündigen Fahrt zu müde waren, legten wir uns, in die Schlaffäcke eingewickelt, unter unsere Wagen.

In der Frühe brachte man uns in einem Samowar heißen Tee, den wir gierig hinabschlürften. Nun fuhren wir im Talgrund, den der Baksan durch die der Hauptkette vorgelagerte Kalkzone gebrochen hat, aufwärts. Bei ganz eigenartigen alten Grabdenkmälern machten wir eine kleine Rast, die einer unserer Fuhrleute dazu benutzte, um einen der Geier zu erlegen, die uns in geringer Höhe umkreisten. Nach einiger Zeit erreichten wir den Gundelen, einen Nebenfluß des Baksan, der gleichfalls durchfurcht wurde. Gegenüber der ungleich wasserreicheren Malka machte er aber keinen Eindruck auf uns. Finstere, tief eingeschnittene Schluchten wechselten mit öden Talgründen ab. Der Weg stieg jetzt stark und oftmals mußten wir in die Speichen fassen. Mehrere sehr primitive Knüppelbrücken führten über den reißenden, vom Gletscherschlamm ganz trübe gefärbten Baksan. Auch an diesem Tage fuhren wir wieder bis in die späte Nacht hinein und lagerten dann dicht am Weg. Die Nacht verlief ungemütlich. Immer wieder huschten Reiter gespensterhaft an uns vorbei; unsere Fuhrleute luden zur Vorsicht ihre Gewehre und wir unsere Revolver. Die Pferde wurden dicht am Wagen verkoppelt. Das Rauschen des Baksan störte unsere Nachtruhe und der kalte Talwind pfiff um unsere Ohren. Schlechter Laune und mit leerem Magen setzten wir bei Morgen grauen unseren Marsch talaufwärts fort. Das Tal erweiterte sich, der sonst so eingeeengte Fluß wurde breiter und ein sonniger Platz lud zur Rast. Unsere Fuhrleute zogen mit Netzen zum Fischfang aus, und bald brachten sie uns freudestrahlend eine reiche Ausbeute von Forellen. Sie wurden gesotten, aber als es ans Verzehren ging, fanden wir das Salz in unserem vielen Gepäck nicht mehr. Einer unserer Leute sprengte im Galopp nach dem nahen Satarendorf Korchodschan und holte eine Handsoll der unentbehrlichen Würze. Nach einer weiteren Talenge kamen wir ins Gebiet des Granitgebirges, und nun nahm das Tal überraschend hochalpinen Charakter an. Im Hintergrund wurde der Dongusorun, ein etwa 4400 Meter hoher Gipfel mit kühner Eisflanke, sichtbar, und in uns erwachte wieder der Bergsteiger. Um 3 Uhr nachmittags luden wir an der Brücke von Urusbieh, dem Hauptdorf des Baksantales in

1550 Meter Höhe, das Gepäck ab und schlugen unsere Zelte auf, bestaunt von neugierigen Tataren, die mit Kind und Kegel dahergelaufen kamen. Ein Verständigungsversuch mit ihnen verlief ergebnislos. Freund Distel machte sich nach dem Dorfe auf, um dem Fürsten von Urusbieh, den er von seiner früheren Kaukasusfahrt her noch kannte, einen Besuch abzustatten. Nach geraumer Zeit kam er bedächtigen Schrittes vom Dorf herab, neben ihm ein vornehmer, mit einem elegant in die Taille geschnittenen Mantel, der Tscherkessa, bekleideter Mann. Dahinter schleppte einer unserer Fuhrleute mehrere gackernde Hühner und eine Schüssel voll Eier, Butter und Käse herbei. Wir wurden nun dem Fürsten vorgestellt, und zwar Burmester als Photograph, Busch als Arzt und ich als „Guide suisse“. Burmester und ich folgten einer Einladung des Fürsten, und Distel raunte mir noch ins Ohr, daß es ein feines Bier dort gäbe. Wir wurden mit Tee, Brot, Käse und Konfitüre bewirtet und durften dann in guten Betten übernachten. Ein Diener schürte in einem offenen Kamin ein Feuer und verschwand erst, als wir im Bette lagen. Am nächsten Morgen frühstückten wir beim Fürsten, der am Schluß als besondere Überraschung eine Flasche „Bergbier“ auffahren ließ. Das war nun ganz mein Fall: Seit 10 Tagen gondelten wir ja schon in der „Weltgeschichte“ herum, ohne daß wir etwas „Gescheites“ zu trinken bekommen hatten, und nun unerwartet ein Bier! (Ich will hier gleich erwähnen, daß wir auf der Rückreise eine Flasche dieses seltsamen Getränkes mit nach Deutschland nahmen und in der Brauereiakademie zu Weihenstephan untersuchen ließen. Der Alkoholgehalt betrug über 7 Prozent und übertraf demnach selbst den der Münchener Starkbiere beträchtlich.) Nach dieser willkommenen Labung verließen wir die gastliche Stätte.

Wegen der Weiterfahrt talaufwärts verhandelten wir lange mit unseren Fuhrleuten, weil sie diese zunächst ablehnten; aber schließlich fuhren sie gegen klingende Münze doch. Der vorher schon holprige Weg wurde nun noch schlechter. An einer Stelle war er von einer Mure weggerissen worden. Ein Pferd versank bis zum Bauch im Schlamm. Nur mit vieler Mühe konnten wir das Pferd und den Wagen aus dem Dreck herausziehen. Am Nachmittag erreichten wir Gagisch, eine kleine Siedlung im Bakstale in 1835 Meter Höhe, zahlten unsere Fuhrleute aus, die sich dann schleunigst aus dem Staube machten, und bezogen ein schönes Zeltlager am Waldesrand.

Am nächsten Tage mieteten wir einen Diener namens Sünsch, mit Pferd und Esel, wanderten das Adülsutal hinauf und richteten dort ein Hochlager in etwa 2300 Meter Höhe ein. Jetzt begannen die wissenschaftlichen Arbeiten auf den zerrissenen Gletschern und den steilen Bergflanken dieses Tales. Tag für Tag zogen wir bei anbrechendem Morgen hinaus, um erst spät abends wieder ins Lager zurückzukommen. Nach einer Woche war die Arbeit in diesem Tale beendet, und jetzt sollte endlich der Bergsteiger zu seinem Rechte kommen. Schon lange hatte uns ein gewaltiger Fels- und Eisriesen von besonders kühner Form in seinen Bann gezogen: Es war der noch unerstiegene, 4302 Meter hohe

Aus dem Kaukasus



Am Nordgrat des Ullu-Kara-Tau, phot. Dr. S. Burmester



Urusbieh, phot. Dr. S. Burmester

Ulu Kara Tau, d. h. großer schwarzer Berg. Schon mehrere Versuche englischer Touristen mit Schweizer Führern waren an ihm gescheitert. Das war etwas für uns. Schwerbeladen mit Proviant, Schlaffsäcken und Ausrüstungsgegenständen stiegen wir mühsam die steile östliche Seitenmoräne des Kaschha-Gletschers hinauf und richteten auf dem letzten aperen Geröllfleck in etwa 3000 Meter Höhe einen Lagerplatz her. Distel und ich zogen gleich zur Erkundung der Route aus.

In die Westabstürze des Ulu Kara Tau ist eine Firnmulde eingelagert, die teils mit unzugänglichem Eisfall, teils mit breiter Felswand zum Kaschha-Gletscher niederstürzt. Aus dieser springt eine weniger steile Partie nach Westen hervor, die, von unserem Gletscher aus gesehen, den Eindruck eines breiten, ungemein steilen Bandes erweckt. Gelang es, durch Erstkletterung dieser etwa 200 Meter hohen Wand die Firnmulde zu erreichen, so stand dem weiteren Gipfelaufstieg wohl kaum mehr ein unüberwindliches Hindernis im Wege. Die Begehbarkeit der Felswand konnte nur durch einen Versuch entschieden werden.

Wir umgingen den Streubereich des Eisfalles, unter dem frisch herniedergestürzte Eistrümmer zur Vorsicht mahnten, in weiter Schleife nach rechts und bahnten uns mit Pickeln einen Weg durch die zahlreichen Spalten des Eisbruchs. Eine tiefe Kluft verwehrte uns aber zunächst den Zugang zu den Felsen. Auf meinen Schultern stehend, glückte es Distel schließlich, die jenseits überhängende Firnlippe zu überwinden, und wir standen bald am Felseinstieg. Die griffarmen Granitfelsen verlangten sofort sehr schwere Kletterarbeit, und bald gebot uns eine völlig glatte Platte Halt. Ich kletterte ums Eck herum in den überaus lustigen, senkrechten Westabsturz hinaus. Es gelang mir, an einigen winzigen Haltepunkten mit äußerster Kraftanstrengung emporzuklimmen und einen kleinen Standplatz oberhalb der erwähnten glatten Platte zu erreichen. Von nun an ging es eine Weile leichter, bis eine glatte Verschneidung durchspreizt werden mußte. Darnach brachte uns ein heikler Quergang zu einem Riß, der nochmals hohe Technik erforderte. Kurz darauf betraten wir ein unten vereistes Schneefeld, und der Weg zur Firnmulde und zum Gipfel lag offen vor uns. Wir hatten damit des Berges Geheimnis enthüllt und kletterten wieder über die Wand zurück. Inzwischen hatten Schmelzwässer die Platten naß gemacht und dadurch die Schwierigkeiten noch erhöht. An den schlechtesten Stellen seilten wir uns deshalb ab. Oberhalb der besonders schweren, glatten Platte trieben wir einen Haken ein und befestigten zur Erleichterung des für den nächsten Tag geplanten Aufstiegs ein fixes Seil. Um 5 Uhr gelangten wir wieder an unseren Lagerplatz, wo unsere Gefährten inzwischen gekocht hatten. Voller Spannung, was der kommende Tag wohl bringen würde, krochen wir in unsere Schlaffsäcke. Die ganze Nacht hindurch krachten die Steinschläge von den steilen Bergflanken hernieder. Das Echo dieses düsteren Winkels verstärkte den Lärm, und langsam nur kamen wir zum

Schlafen. Plötzlich zuckte ein Blitz auf, und im nächsten Augenblick prasselte unter Donnergrollen dichter Hagel auf uns nieder. Ich wickelte den Kopf fest in meinen Gummimantel. Aber die letzte Aussicht auf ein rasches Ende des Gewitters wurde uns genommen, als wir den Willen des Himmels erkennen mußten, auch seine allerletzte Schleiße zu öffnen. So fand das Wasser bald auch den Weg in unsere Schlaffsäcke. Unsere ganze Laune war dahin und mit ihr die Hoffnung auf die morgige Ersteigung. Bis auf die Haut durchnäßt, erwarteten wir frierend die Dämmerung.

Als der Morgen graute, regnete es immer noch in Strömen, und in den größeren Höhen lag Neuschnee. Wir packten unsere sieben Sachen zusammen und stolperten mißmutig über die steile Moräne hinab zu unserem unteren Zeltlager. Dort in der Nähe lag eine kaukassische Umm, die nur aus zwei Prügeln und einem daran aufgehängten Kessel bestand. Der Hirt schürte ein kräftiges Feuer und röstete uns Maisbrot in der Asche, das wir mit Heißhunger verschlangen.

Am Nachmittag flarte es auf, und höhnisch blickten die mit Neuschnee bedeckten Felsen zu uns herunter. Doch ein schmaler Lichtstrahl dringt auch in die düsterste Hütte: Unter jedem Arm einige flatternde Hühner, kam plötzlich unser getreuer Diener daher. Busch, unser Arzt, waltete seines Amtes, indem er bedächtig und kunstgerecht mit dem Beil Huhn für Huhn köpfte. Nicht lange danach hockten wir alle vier einträchtig um unseren brodelnden Kessel herum und verfolgten mit den Augen die vielen, vielen Hühnerfetzen, die in einer dicken Reissuppe herumgewirbelt wurden. Das Wasser lief uns ordentlich im Munde zusammen, und langsam kehrte auch unsere gute Laune wieder.

Die nächsten zehn Tage waren vergangen, das Wetter war recht unbeständig gewesen, und unsere wissenschaftlichen Arbeiten hatten uns in das innerste Bakhtal zu Füßen des Elbrus geführt. Endlich am 15. August trat Besserung ein, und wir beschloßen, sofort den Elbrus anzupacken.

Der Elbrus als höchster Berg des Kaukasus hatte schon frühzeitig besonderes Interesse erweckt. Er wurde in den sechziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts zum ersten Male von Freshfield erstiegen. Seitdem war die Ersteigung etwa anderthalb Duzend mal wiederholt worden. Die Tour bietet zwar keine besonderen technischen Schwierigkeiten, ist aber infolge des ungewöhnlich großen Höhenunterschiedes überaus anstrengend. Während man beispielsweise von der Bétempshütte auf den Monte Rosa 1800 Meter Höhe zu überwinden hat, sind es vom gebräuchlichen Biwakplatz auf den Elbrus volle 2260 Meter. Als früherer Vulkan mit zwei Haupteruptionsherden hat er die Gestalt eines Doppelkegels. Die Eruptionstätigkeit hat in vorgeschichtlicher Zeit schon aufgehört, und ungeheure Firnmassen haben die Lavahänge begraben.

In dem kleinen Tatarendorf Terskol (2100 Meter) gaben wir die Instrumente und das überflüssige Gepäck ab. Das Zelt und die Schlaffsäcke wurden

dem Esel aufgepackt, hinter dem der Diener ohne Bürde stolz einherschritt. Wir selbst schlepten unsere Rucksäcke mit Proviant und Ausrüstungsgegenständen pfadlos den steilen Berg hinauf. Dunkle Wolken verhüllten das Haupt des Elbrus, bald fing es zu regnen an, aber keiner sprach von Umkehr. Die Waldzone wurde überschritten, graue und rote Lava verdrängte den spärlichen Graswuchs, und mühsam mußten wir über die lockeren Aschenhänge hinaufstampfen; endlich verflachte sich der Rücken, und in einer großen Mulde luden wir in 3370 Meter Höhe ab. Distel und Burmester gingen noch ein Stück weiter, um zu rekonoszieren. Busch und ich schlugen unterdessen das Zelt auf, während Diener und Esel eilig in wärmere Regionen flüchteten. Wir erkannten ein kleines Mäuerchen, das schon frühere Elbrusersteiger hier errichtet hatten. Mit großen Blöcken beschwerten wir die Zeltschnüre, um gegen Sturm gewappnet zu sein. Am späten Nachmittag kam ein Gewitter, und in der Nacht jagte ein scharfer Schneesturm über uns hinweg. Diesmal waren wir aber in unserem Zelte wohlgeborgen. Am nächsten Tage zwang uns heftiger Sturm, obwohl klarer Himmel über uns lachte, zur Untätigkeit. Die Aussicht auf die vor uns liegende zentrale Hauptkette war im blendenden Neuschnee herrlich.

Um 11 Uhr nachts machten wir uns marschbereit und verließen noch vor Mitternacht das Lager. Der Mond stand in voller Größe am Himmel, kein Wölkchen war sichtbar, aber ein starker, eisiger Wind segte daher. Unser Weg führte zunächst über steile, blockgefüllte Schutthänge empor. Nach etwa einer Stunde betraten wir die Firnregion. Als sich einige trügerische Spalten auf-taten, legten wir in zwei getrennten Partien das Seil an. Stundenlang ging es nun höher und höher, immer in Richtung auf die Schwarte zwischen den beiden Elbrusgipfeln. Distel und ich gingen voraus und lösten uns gegenseitig in der Schneetreterei ab. Eisig wehte der Weststurm und peitschte uns die scharfen Eiskristalle ins Gesicht. Längst hatten wir alle verfügbaren Kleidungsstücke angelegt, Schneehaube und Schneebrille aufgesetzt, und trotzdem zitterten wir vor Kälte. Da half nur Verschärfung des Tempos.

Endlich dämmerte es im Osten und eine merkwürdige Erscheinung zeigte sich. Die Projektion der einen Seitenkaute des Elbrus auf eine Dunstschicht wurde sichtbar. Gespensterhaft erhob sich das Gebirgsgebilde hoch in den Äther hinauf, unten dunkelblau, in der Mitte rötlich und oben langsam verschwindend, während die höchsten Bergespitzen eben von den Sonnenstrahlen erleuchtet wurden. Nach einer Viertelstunde verschwand die Naturerscheinung, und es wurde hell. Prachtvoll grüßten die Bergriesen herüber, besonders schön der trogige Uchba. Der Sturm gestattete jedoch keinen Aufenthalt. Allmählich verschwanden die Berge unter uns. Verstohlen schaute ich nach dem Aneroid und jubelte: 5000 Meter Höhe schon überschritten. Es trieb mich mächtig vorwärts, aber Distel zog am Seil und schimpfte ganz mit Recht. Die andere Partie war weit hinter uns geblieben und durfte uns auf keinen Fall außer Sicht kommen. Als

der Sturm im Windschatten des einen Ebrusgipfels etwas nachließ, forderte dafür tiefer, lockerer Schnee vermehrte Anstrengung. Von der Scharte zwischen beiden Gipfeln aus stiegen wir einen felsdurchsetzten Grat hinan und querten in Stufen über ein steiles Firnfeld. Wieder brach der Sturm mit voller Macht über uns herein, und die letzten Meter wurden uns besonders sauer. Auf ein kleines Plateau ab- und jenseits wieder über einen Firnrücken aufsteigend, erreichten wir 9.15 Uhr den Gipfel (5629 Meter). Ein Steinmann, zwei hölzerne Stangen und eine leider leere Sektflasche waren die Gipfelzeichen. Wir schwebten sozusagen im freien Luftraum, denn die nächsten Bergspitzen waren tausend Meter unter uns geblieben und durch Nebel verhüllt. Nach Norden verlor sich der Blick in die Unendlichkeit der südrussischen Steppe. Der Sturm ließ leider ein längeres Verweilen nicht zu, da uns die eisige Kälte bis ins Mark drang. Wir begannen daher schleunigst mit dem Abstieg. Die Felsen des Aufstiegsgrates umgingen wir durch Ausbiegen nach links vorbei an unseren Gefährten, die noch im Aufstieg begriffen waren. An einer windgeschützten Stelle unterhalb der Scharte rasteten wir und erwarteten die andern. Bald kamen auch sie vom Gipfel zurück. Burmester klagte über erfrorene Augenlider, und Busch hatte sich am Kopf bei einem Sturz in eine Gletscherspalte leicht verlegt. So erklärte sich uns ihr Zurückbleiben. Gemütlich stapften wir nun gemeinsam in unserer teilweise schon wieder verwehten Spur hinunter, gerieten aber bald ins Nebelmeer und tasteten uns rein gefühlsmäßig durch das Grau. Am Schluß verloren wir etwas die Richtung und mußten uns durch ein Spaltengewirr hinausarbeiten. Endlich tauchten die Blockhalden vor uns auf, und wir erreichten um 2 Uhr mittags unser Zelt. Nach diesem langersehnten Erfolg legten wir uns siegesbewußt schlafen. Die Neuschneedecke, die sich am nächsten Morgen über die Lavafelder ausgebreitet hatte, ließ uns völlig gleichgültig. Freudig von unserem Diener empfangen, rückten wir gegen Mittag in Terkol ein.

Unsere Arbeiten führten uns wieder talans in die verschiedenen Seitentäler. Der Ramadan, der mohammedanische Fastenmonat, war inzwischen gekommen, und unser Diener bat um einige Tage Urlaub nach Urusbieh. Er lud uns dorthin in sein Haus ein. Wir leisteten auch Folge und wurden durch ein Gastmahl geehrt. Da der Mohammedaner während der Fastenzeit, solange es Tag ist, nichts über die Lippen bringen darf, so beginnt das erste Mahl immer erst nach Eintreten der Dunkelheit, das zweite nach Mitternacht. Die Speisefolge war: 1. Sauermilch; 2. Käsekuchen mit feinen Kräutern; 3. gesottenes Hammelfleisch mit Grießkuchen und Sauce; 4. eine scharfe, aber delikate Suppe; 5. Tee mit Himbeersaft, Käse und Schmalzudeln.

Zu trinken gab es Wodka, den russischen Regiebranntwein, der das allzu fette Essen einzig möglich machte. Die Tataren führten zu dem eintönigen Gedudel einer Ziehharmonika ihre Tänze vor, die große Ähnlichkeit mit Dnestrop oder Foxtrott haben. Wir gaben in unseren Nagelschuhen einen oberbayerischen

Schuhplattler zum besten, der helle Begeisterung auslöste. Auch ihren Tatarenliedern antworteten wir auf Verlangen mit unseren schönsten Volksliedern, wie z. B.: „Ja, Geppei, wann gehn ma denn wieder amoi eini ins Landei Tiroi.“ Die Tataren erkundigten sich eingehend nach unserer Heimat, und besonders naiv fanden wir ihre Frage: Ob unser „Aul“ München (Aul = Dorf auf tatarisch) auch so groß und schön sei wie ihr Urusbieh. Nach Mitternacht wurde das zweite Mahl in etwas verkürzter Aufmachung serviert. Endlich gegen 2 Uhr wurde der Boden gekehrt und Betten für uns hergerichtet. Dieses so üppige Leben hielten wir drei Tage aus, dann machten wir Schluß mit dem Studium der Volksseele von Urusbieh, denn bessere Witterungsverhältnisse lockten uns wieder in die Berge.

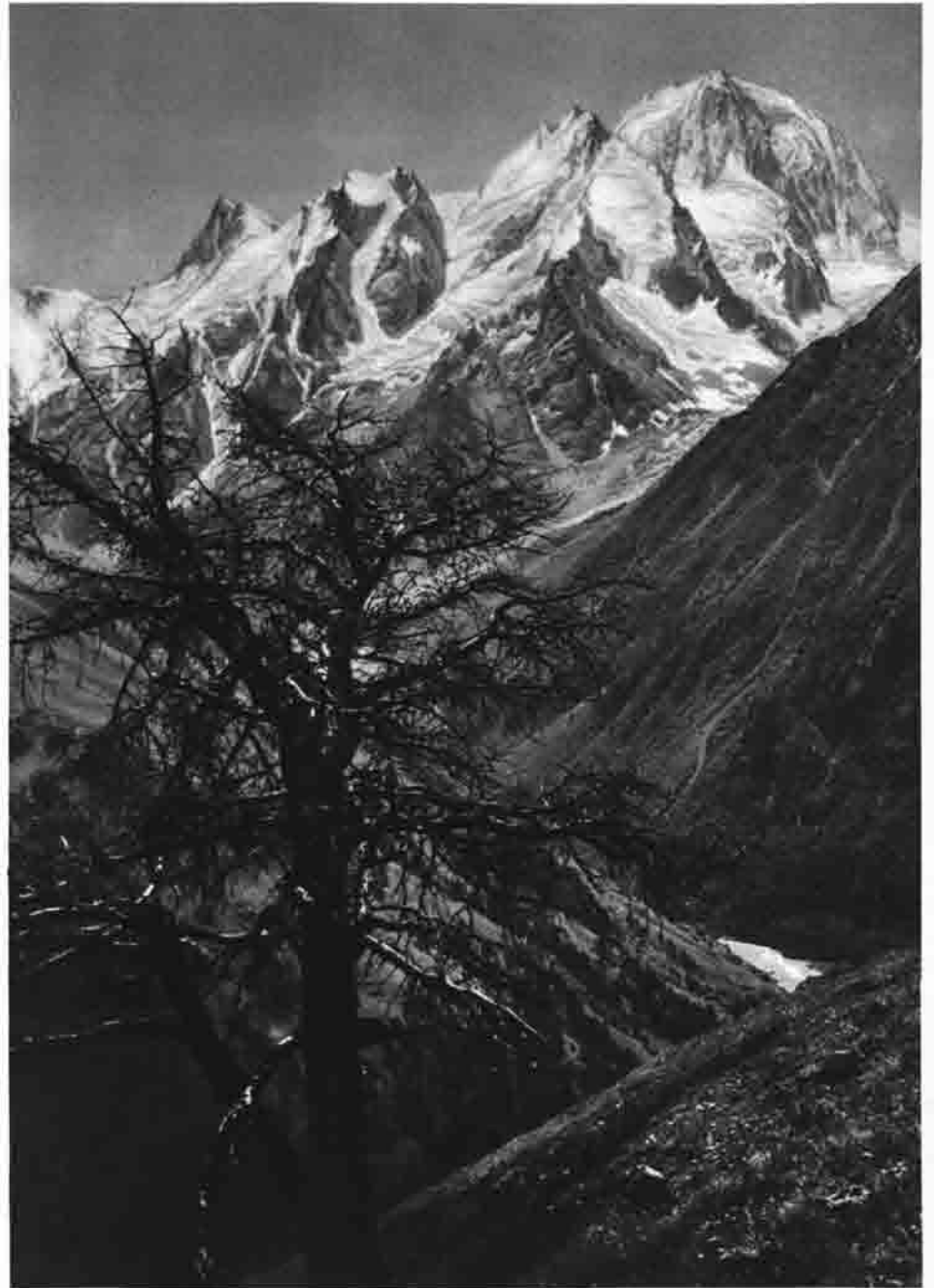
Nun galt es, die damals durch schlechtes Wetter vereitelte Besteigung des Ullu Kara Tau zu erzwingen. Wir zogen in zwei Tagen über das Abdülulager erneut zu unserem Hochlager am oberen Kaschagletscher. Bei anbrechendem Tag machten wir uns an die Bearbeitung des komplizierten Eisbruches. Es folgte die Erklammerung der schwierigen Felswand, und vier Stunden nach unserem Aufbruch standen wir in der Firnmulde. Hier ließen wir einen Teil unseres Gepäcks zurück. Wir durchquerten die Firnmulde und erreichten nach Überschreitung eines Bergschrunnes den Nordgrat des Ullu Kara Tau an seiner tiefsten Einsenkung. Nun hub ein fröhliches Klettern über die Türme des Grates an, die sich uns steil und exponiert entgegenstellten. Nach oben wurde das Gestein brüchiger und verschwand mehr und mehr unter Firn. Plötzlich brach Burmester, der auf schmaler Schneide stand, ein Block aus. Er konnte ihn gerade noch in der Hochstrecke halten. Distel eilte herbei und unterstützte den bedrohten Gefährten. So konnten beide mit vereinten Kräften den abstürzenden Block von seiner gefährlichen Richtung ablenken.

Über eine scharfe und steile Firnschneide führte der lustige Weg in Stufenarbeit weiter. Nach beiden Seiten schossen jähe Eiswände zu Tal. Erst kurz unter dem Gipfel wurde die Abdachung nach Westen sanfter, und wir betraten eine mächtige Firnhaube, die zum höchsten Punkt des stark überwächerten Gipfels leitete. Nie hatten wir eine so abwechslungsreiche Ersteigung eines Hochgipfels unternommen, die uns siebeneinhalb Stunden lang in steter Spannung gehalten hatte. Der wolkenlose und windstille Tag gewährte ungetrübte Fernsicht. Zur Feier dieser Stunde wurden die Pfeifen angezündet und zunächst das Glanzstück der Aussicht, der nahe Ushba mit seiner trotzigen Gestalt, bestaunt. Fern im Westen grüßte als Silberstreifen das Schwarze Meer herüber. Im Süden glitzerten die kühnen Gipfel der Lailakette. Darüber hinweg wanderte der Blick bis nach Armenien hinein. Im Osten ragten die Fünftausender des zentralen Hauptkammes gewaltig in die Lüfte, und im Norden thronte einsam, alles an Höhe weit überragend, stolz König Ebrus. Ergriffen von all dem Großartigen, schieden wir von unserer Hochburg. Der Abstieg über die steilen Firnschneiden wurde durch weichen Schnee sehr erschwert, und manche Stufe mußte in das

darunter liegende Eis geschlagen werden. Nachdem die tiefste Gratscharte erreicht war, fuhren wir sitzend über den Bergschrund hinab in die Firnmulde. Wieder lief über die Felswand Schmelzwasser in Strömen, und nach langer Abseilarbeit gelangten wir völlig durchnäßt unten an. In weiten Sprüngen wurde noch der Eisbruch überwunden, und es war schon dunkel, als wir bei unserem Zelt ankamen. Der nächste Morgen brachte auch eine Überraschung. Ein plötzlicher Wettersturz hatte über Nacht starken Schneefall ausgelöst, und wo wir gestern noch klettern konnten, da hingen heute dicke, glitzernde Eiszapfen.

Für dieses Jahr war es mit Hochtouren im Kaukasus vorbei. Auch im Tal war es Herbst geworden, und wir fanden die Alm verlassen. Unsere wissenschaftlichen Arbeiten wurden beschleunigt. Immer tiefer kroch die Schneegrenze herunter, und die kürzer werdenden Tage machten sich schon unangenehm bemerkbar. Nach vierzehn Tagen waren die Arbeiten beendet.

Am letzten Abend schürten wir ein gewaltiges Lagerfeuer. Scheit um Scheit türmten wir auf, und schließlich wälzten wir ganze Baumstämme in die Glut. Mächtig loderte die Flamme empor, und trauernd sahen wir zu, wie das Holz allmählich verzehrt wurde. Keiner sprach ein Wort: Wir nahmen Abschied von dem rauhen Bergsteigerleben. Im Osten rötete sich langsam der Himmel, und als der Tag anbrach, war unser letztes Lagerfeuer erloschen.



Ullu Kara Tau, phot. Dr. H. Burmeister.

Kletterschulen im Schwarzwald

Von Walter Gehl.

Kletterschulen im Mittelgebirge! Klingt es nicht ein wenig dürftig? Wo sind die ragenden, unbegrenzten Höhen, wo die starren, gewaltigen Felsgiganten des Hochgebirges? Wo sind die langen, oft mühseligen und beschwerlichen Anmärsche? — Nichts von alledem. Örtlich begrenzt, leicht erreichbar und von relativ geringen Höhen sind die Felsbildungen, wie wir sie in den Mittelgebirgen Deutschlands antreffen, so im Elbsandsteingebirge südlich von Dresden, der Sächsischen Schweiz, im Riesengebirge, im Erzgebirge, im Harz, in der Pfalz, im Donautal und nicht zuletzt im Schwarzwald. Sportliches Interesse hat hier die Kletterschulen ins Leben gerufen, die an erster Stelle demjenigen eine Übungsstätte sein wollten, der nur wenige Tage des Jahres in seinem geliebten Hochgebirge zubringen konnte. Er suchte sich ein Turngerät, an dem er seine Kräfte erhalten und weiterbilden konnte für seine großen alpinen Ziele. Und hatte ihm dies nicht die Natur selbst in den Weg gestellt mit den Felsgebilden der Mittelgebirge, die, für viele nahelegen und leicht erreichbar, beinahe während des ganzen Jahres ein weites Feld voralpiner Schulung boten? Und wie viele erlernten hier in Anfängen die Meisterung späterer alpiner Aufgaben! Der sportliche Ehrgeiz erwachte: Die durch keine Anmärsche ermüdeten Kräfte, der Wegfall gewisser objektiver Gefahren, wie z. B. Steinschlag und das durch die geringen Höhen bedingte Außerachtlassenkönnen etwaiger Witterungsumschläge veranlaßte den Kletterer zu unerhört kühnen Felstaten, wie sie im Hochgebirge ihresgleichen suchen.

Aber das Klettern war reiner sportlicher Selbstzweck; ganz im Hintergrund standen die Ziele, die uns sonst beim wirklichen Alpinismus zu leiten pflegen.

Und hier hat es gerade die landschaftliche Schönheit mancher Kletterschulen des Mittelgebirges vermocht, andere Auffassungen zu schaffen: Klettern wurde zum Wandern auch hier. Das Klettern wurde Mittel zum Zweck, nicht mehr der rohe Kampf mit dem Granit oder Sandstein stand im Vordergrund, sondern das Suchen nach der Schönheit der Landschaft. So wurde den Kletterschulen ihre beschränkt lokale Bedeutung als Turngerüst genommen; es war ein neues Land, und das Klettern im Mittelgebirge hatte seinen eigenen lieblichen Reiz. So wie der Skifahrer seine besondere Freude an den ver-

schneiten Tannnwäldern hat, die er in großen Höhen jenseits der Baumgrenze nicht mehr findet, so entzückt den Kletterer hier die bunte Farbe der wechselnden Landschaft; hier ist der Fels nicht starr und einsam, wie droben im Hochgebirge; an Stelle oder Schuttklare glänzt der stille Strom oder der freundliche Bergsee, die Felsgruppen sind umrahmt von gepflegten Wäldern, und vom Tal grüßen liebliche Wiesen und schmucke Bauernhäuschen.

So sind auch die Kletterschulen des Schwarzwaldes kleine, köstliche Juwelen dieser Art. Und doch umweht hier den Kletterer an schweren Wänden etwas vom Geist jenes Landes, das droben vom Gipfel des Feldberges an klaren Tagen märchenhaft herüberleuchtet. Und hat er den Gipfel erkämpft, so umfängt ihn der Duft der Tannnwälder, und leise dringt das Murmeln des Bergbaches zu ihm empor. Und gerade der Kletterer empfindet tiefer die Schönheit der Schwarzwaldlandschaft, um die er heiß geworben hat.

Schon im nördlichen Schwarzwald liegt einer der schönsten und in sich geschlossensten Klettergärten, der Battert bei Baden-Baden.

Seine bergsteigerische Erschließung begann anfangs der achtziger Jahre durch unseren großen Alpinisten Professor Dr. Paulcke, der damals das Gymnasium in Baden-Baden besuchte. Schulfreunde, später Studienfreunde, kletterten mit, und viele Namen zeugen von der Tätigkeit dieser Männer, so der Schollkamin, Lohmüllerkamin, Paulckeweg, Schusterkamin und andere. Viele der Gipfel wurden nach den stolzen Felsgestalten der Dolomiten benannt, stolze Namen wie Cima della Madonna, Cass Maor, Vilmöser Nadel, Fermeda, Delagokamin. Als Wege wählten die Erstersteiger meist die Kamine; erst später, mit steigendem technischen Können, wurden auch die Wände in Angriff genommen; da fiel die Frühstückswand und die Falkenwand als kühnste Fahrten. So geht die Erschließung weiter. Durch eine vornehme Sicherungstechnik bleibt die Unfallschronik auf ein Minimum beschränkt. In den letzten Jahren hat die Sektion Karlsruhe einen Kletterführer herausgegeben, der weite Kreise auf dieses sportlich interessante und landschaftlich schöne Gebiet aufmerksam macht. Und es zeugt von echtem Bergsteigergeist jener fröhlichen Kletterjugend, wenn sich der Verfasser gegen die allzustarke Betonung der rein sportlichen Seite verwahrt, und vielleicht verdient dieser Abschnitt, hier angeführt zu werden.

„Heute gilt die Erschließung des Battert als beendet. Neue Wege im Fels dürften kaum so bald begangen werden. Aber auch hier scheint ein neuer Abschnitt zu beginnen. In den Kletterbergen des Hochgebirges werden neue Wege begangen von unerhörter Kühnheit und ungemein reicher Anwendung künstlicher Hilfsmittel. Vielleicht liegt dort die Zukunft. Ich glaube es nicht. Das Wesen des Kletterns, die Reize des Battert wird man damit nicht erfassen. Das wird auch in Zukunft nur der verstehen, dem das Klettern nicht nur die Befriedigung eitlem Sportehrgeizes und ein unerhörter Nervenkitzel ist. In den Funken des nächtlichen Biwakfeuers, im Käuzchenruf, in stiller Nacht, im

silbrigen Mondenlicht, im Spätjahrsnebelsturm und Frühjahrsblütenzauber schwingt die Seele unseres Battert. Geht hin und sucht sie. Wer mit gläubigem Herzen kommt, den wird sie reich beschenken.“

Ein Stück moderner edler Auffassung, nach einer Zeit der Übertreibung des rein sportlichen Gedankens: ein Stück Sehnsucht nach seelischem Erleben, das gerade wieder in unserem realistisch-praktisch eingestellten Zeitalter wach wird.

Noch weitere Felsgruppen finden wir im nördlichen Schwarzwald, die zum Klettern einladen. Zu nennen wäre das Gottschlägtal bei Ottenhöfen mit dem Karlsruher Grat, die Falkenfelsen in der Nähe des Schwanenwasen und des Plättig, wo eine ganze Gruppe benannt ist: Fahrenfelsen, Thiergartenfelsen, Kohlbergfelsen, Bärenstein, Wiedenfelsen.

Wir aber wenden uns den Gruppen im südlichen Schwarzwald zu, an deren Ersteigungsgeschichte — wenigstens was die neueren und schweren Wege anbetrifft — besonders Mitglieder der Sektion Freiburg beteiligt sind.

Da finden wir zuerst das landschaftlich schöne Höllental, das vorwiegend in seinem unteren Teile zwischen den Stationen Himmelreich bzw. Falkensteig und Hirschsprung reiche Klettermöglichkeiten bietet. Eine schöne Autostraße zieht neben der etwas höher gelegenen Bahnlinie durch das enge Tal, und ein neuer freundlicher Weg des Schwarzwaldvereins, der staubfreie Jägerpfad, bietet dem Fußwanderer eine Fülle landschaftlicher Schönheiten: bald zieht er auf engen Steigen nahe den Felsen hin, bald führt er in leichter Steigung gegen die waldigen Höhen, um immer wieder hinunter zu führen längs des fröhlichen Höllnbaches, an der Hirschsprunghochwand sogar durch einen lustigen Tunnel unterbrochen. Aber die schönsten, freiesten und kühnsten Wege begeht der Kletterer; wenn drunten im Tal schon die Dämmerung hereinbricht, steht er noch droben im leuchtenden Licht der rötlichen Abendsonne.

Die wohl zuerst und auch heute noch am meisten bestiegene Felsgestalt ist der Paulcketurm. Gegenüber der Hirschsprungwand gelegen, ragt er als freies, edles Felsstürmchen empor. Er ist etwa 40 Meter hoch, die Südwand ist etwas länger, der Nordanstieg beträchtlich kürzer, da der Turm auf einem Schräghang steht. Der Paulcketurm wurde wohl schon in den achtziger Jahren erstiegen. Ob Paulcke wirklich der Erstersteiger war, läßt sich heute nicht mehr mit Sicherheit feststellen, seine Benennung bildet aber sicherlich eine schöne Ehrung für den Mann, der auch in dieser Gegend wohl viel dazu beigetragen hat, daß die ersten Anfänge eines fröhlichen Klettersportes geschaffen wurden. Denn Paulcke, der auch nach dem südlichen Schwarzwald kam, hat wohl viele der noch zu nennenden Felsen erstiegen. Die Zahl der Kletterer um diese Zeit mag im Höllental viel kleiner gewesen sein wie etwa die der Besucher des Battert. Mein ehemaliger hochverehrter Zeichenlehrer, Ernst Rieß, hat mir schon als Schüler erzählt, wie er mit Meister Stuß nach der Jahrhundertwende oft dort oben herumkletterte.

Der Paulketturm besitzt im wesentlichen drei Anstiege: durch kaminartige Einrisse in der Nordkante, über die Westwand von der sogenannten Hangeltraverse aus, und über die Ostwand durch den Winklerkamin. Die direkte Südkante ist wegen großer Brüchigkeit fast unbegehrbar und wurde nur sehr selten angegangen (Partie Felger—Moser 1928). Alle Anstiege besitzen kleine Varianten, so ist der Beauclairkamin zu nennen, besser Beauclairriß, die obere und untere Zirkulation. Alle Anstiege haben immerhin mittelschweren bis schweren Charakter; man kann bei objektiver Beurteilung fast keinen Anstieg leicht nennen. Die Schwierigkeitsgrade bei Klettergärten sind überhaupt eine besondere Sache und vielen Schwankungen unterworfen. Man ist oft sehr geneigt, kleine Felspartien als leicht zu bezeichnen, die an das Können des Kletterers immerhin gewisse Anforderungen stellen; aber sehr oft wird nicht der Maßstab an die technische Leistung angelegt, sondern an die begleitenden Umstände, wie Dauer und Länge. Da solche Partien natürlich sehr kurz sind bei der relativ geringen Höhe und von Geübten in sehr kurzen Zeiten gemacht werden können, wird eine zu leichte Beurteilung bedingt. Am Paulketturm sind eine ganze Reihe klassischer Seilübungen möglich; zu den schönsten gehört das Abseilen über die unersteigliche direkte Ostwand, zu der etwa 30 Meter Doppelseil benötigt werden. Auch in der Unfallchronik muß der Paulketturm erwähnt werden. Vor Jahren verunglückte durch Absturz tödlich Dr. Lauern. Und fast jedes Jahr kommt ein größerer Unfall vor, der meist immer nur durch eine Zufälligkeit vor dem tödlichen Ausgang bewahrt wird.

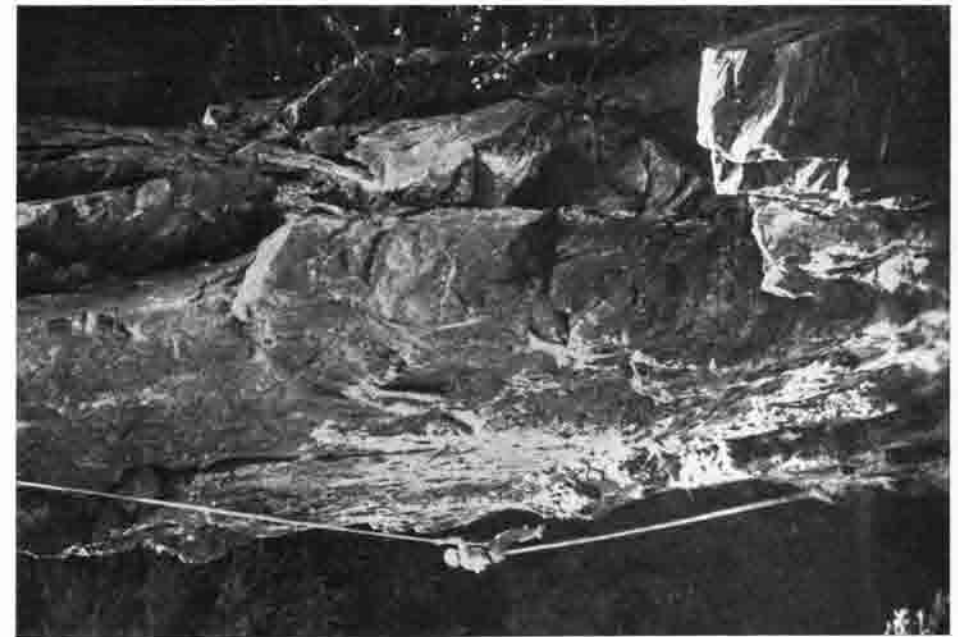
Neben dem Paulketturm verdient der Falkensteiner Grat Beachtung, durch den das erste Tunnel der Höllentalbahn führt. Er ist etwa 300 Meter vom Paulketturm entfernt und beginnt am Eingang des eigentlichen romantischen Höllentales direkt an der Fahrstraße und zieht hinauf bis weit zur Höhe. Er bietet anregende und abwechslungsreiche Kletterei von landschaftlich ungemein reizvollem Charakter von leichter bis mittlerer Schwierigkeit. Der Blick schweift auf der westlichen Gratseite hinunter zum lieblich gelegenen Falkensteig, auf der östlichen zu den mächtigen Felsgruppen des Höllentores, das durch den Paulketturm und die Hirschsprunghochwand gebildet wird. Auf den Gipfel des Grates führt auch für Nichtkletterer ein freundlicher Weg des Schwarzwaldvereins.

Viel besucht ist auch der hinter dem Paulketturm aufsteigende Freiburger Grat, der parallel zum Falkensteiner Grat verläuft. Diese beiden Gratpartien sind wohl sicher schon früh erstiegen worden. Das erste Gipfelbuch wurde auf dem Paulketturm begründet, später folgten Bücher auf dem Freiburger und Falkensteiner Grat nach, während man sich auf den schwereren und selten begangenen Anstiegen an den anderen Wänden mit Visitenkarten, die, in kleine Blechdosen verwahrt, niedergelegt wurden, begnügte.

So mochten die genannten Felsen wohl lange Zeit die einzigen gewesen sein, die als ersteiglich bekannt waren. Die Hirschsprunghochwand, die größte



Paulketturm vom „Freiburger Grat“, phot. H. Höltschuh



Abseilen an der Ostwand des Paulketturmes, phot. Dr. W. Gehl

Kletterfelsen im Höllental

Wand des Höllentales, die jetzt durch bezirksamtliche Verfügung für Kletterer wegen der Gefährdung der Fußwanderer verboten ist, war bis dahin wohl noch nicht durchstiegen, ebenso war auch das Problem der Ostwand des Falkensteiner Grates noch ungelöst.

Da kam nach dem Kriege eine neue Schar kletterfreundiger Männer. Unter ihnen ragen Namen wie Wagner, Mihlein, Kubanek (+), Helger hervor, sämtliche Mitglieder der Sektion Freiburg. Und diese waren führend, nicht nur für dieses Gebiet, sondern auch für die übrigen Felsgruppen des südlichen Schwarzwaldes. Erich Wagner, der aus dem Karwendel und dem Wilden Kaiser kam, beging eine Anzahl Erstersteigungen, meist in Gemeinschaft mit Kubanek-Mihlein. So erstieg er die Ostwand des Falkensteiner Grates, die, leicht überhängend, von einer bandartigen Verschneidung steil und exponiert durchrissen wird. Der letzte Überhang muß durch einen schweren Steigbaum erklimmen werden. Dadurch wurden die fröhlichen Felsfahrten am Falkensteiner Grat um eine neue schwierige Route vermehrt.

Die Hirschsprunghochwand — jetzt leider verboten — konnte im wesentlichen auf zwei verschiedenen Wegen erstiegen werden: über die Nord- und über die Westwand; letztere hatte wieder drei Variationsmöglichkeiten. Es war wohl die schönste, längste und schwierigste Felspartie des Höllentales. Über ihre Erstersteigung nach dem Kriege läuft folgende witzige Anekdote:

Es war nach dem Kriege in der schwierigen Inflationszeit. Da ging ein Junggeselle durch das Höllental; er war ein felsbegeisterter Kletterer, der all die Felsen da droben gut kannte. Nur wenige hatte er nicht durchstiegen. Sie lächelten auch heute leicht ironisch auf den Wanderer herunter; doch dieser kümmerte sich nicht darum, er hatte offenbar andere Sorgen. Da traf ihn der Forstwart, den er gut kannte, da er ihn oft nach neuen Felsen ausgeforscht hatte. Und als er ihn fragte, was ihm fehle, da antwortete der Wanderer: „Holz fehlt mir. Denn eine Frau hab' ich nit, und Brennholz hab' ich auch nit, was soll ich da in meiner Bude.“ „Da müßt ihr mal so einen Wald abholzen“, meinte der Forstwart. „Wenn ich soviel Geld aufbringe“, meinte der andere, „kann ich das Holz auch in Freiburg kaufen!“ „So schlägt doch das Holz da droben an der Hirschsprunghochwand“, meinte der Forstwart, „das kostet nichts, denn da hinauf kommt doch keiner, nicht einmal so einer wie ihr!“ „Soll mir das Holz gehören, wenn ich es herunterbringe?“ fragte der Wanderer. „Es sei euer“, antwortete der andere, und nachdenklich gingen sie auseinander. Am andern Tag aber — so erzählen die alten Weiber im Höllental — hätte ein seltsamer Geist sein Unwesen an der Hirschsprunghochwand getrieben: in einem Gewand, ähnlich wie es die Zuchthäusler tragen, sei er dort oben an der Hirschsprunghochwand herumgeflettert und habe in seinem Zorn die Bäume herabgeworfen. Und tags darauf sah man einen stattlichen Holzwagen gegen Freiburg ziehen.

Noch viele andere Felsen des unteren Höllentales bieten Gelegenheit zu fröhlichem Klettern; die wenigsten von ihnen sind benannt, schon deswegen nicht,

weil sie infolge ihrer Schwierigkeit viel zu wenig besucht werden. Aber der Kletterer, der einsame Wege sucht, findet in den Felsen der nördlichen Seite viele schöne Partien. Hier wird Klettern zum Wandern in den weiten und versteckten Winkeln des romantischen Höllentales, dessen einsamste und schönste Fleckchen nur dem Bergsteiger zugänglich sind. Für etwaige Unfälle in diesem Klettergebiet ist von der Bergwacht eine besondere Rettungsstation in Falkenstein eingerichtet worden. Man hat auch im oberen Höllental Kletterfelsen gesucht; nicht ohne Erfolg, lud doch der kühn über dem Tal stehende Kaiserwachtelfelsen direkt zum Klettern ein. Aber er hat die Erwartungen der begeisterten Erstersteiger nicht erfüllt: schlechter, brüchiger Fels mit vielen Ausquersmöglichkeiten läßt keine rechte Kletterfreude aufkommen. Im oberen Höllental steht auch ein von harmlosen Fußwanderern oft besuchtes leichtes Türmchen; der Ravenmaffelsen, um den die Fahrstraße einen berühmten Bogen macht.

Wir verlassen das Höllental und wenden uns einem anderen Gebiet zu, dem Feldsee. Statt der vielen Felsgruppen des Höllentales finden wir hier nur eine Gruppe: die große Südwand und das sogenannte Köpfle. Aber allein rein landschaftlich ist das Gebiet ungemein schön. In einem Kessel, der nur einen schmalen Ausgang nach der Talseite zu hat und von Felswänden und Steilhängen mit Tannen gebildet wird, liegt am Grunde der dunkle Feldsee. Und die Tannen und Felsen spiegeln sich in seinen Fluten. Und droben auf der Höhe steht der Bismarckturm. Während der Kletterer höher und höher steigt, wird sein Blickfeld immer weiter: hinunter sieht er in den Spiegel der tiefblauen Wellen, weiter das liebliche Bärenental, von allen Seiten umragen ihn Tannenwälder, und droben, auf der gegenüberliegenden Seite, steht gegen den westlichen Abendhimmel der Bismarckturm. Wenden wir uns zuerst zum Köpfle. Es ist ein wenig ausgeprägtes Türmchen, das einen leichten Aufstieg besitzt und oft besucht wird. Dagegen trägt die Durchsteigung der großen Südwand hochalpinen Charakter. Sie wurde zum ersten Male am 7. August 1924 von Kubanek-Wagner durchgeführt, und zwar auf einer Route, die heute kaum mehr begangen wird; denn sie führte über einen äußerst schweren Überhang, den man heute durch zwei Varianten umgehen kann. Berühmt ist sie durch ihre Unfälle. Kurz nach ihrer Erstersteigung wurde sie von dem Trio Dr. Tauer, Mayer, Renker in Angriff genommen. Mayer wurde an dem Überhang plötzlich durch einen großen, sich lösenden Felsblock von der Wand gerissen und stürzte in die Tiefe. Vergebens wartete der ihn sichernde Renker auf den Ruck: das Seil war gerissen. Ein schlichtes Kreuz am Einstieg ehrt sein Andenken. Und ebenso beklagenswert und tragisch ist der letzte Unfall, der erst 1929 erfolgte. Da verloren wir an dieser Wand Ludwig Kubanek, der als Alleingänger den Aufstieg versuchte. Einst als Sieger durch diese Wand gegangen, fand er nun an ihr sein Ende. Er hatte als Route nicht den Aufstieg durch die direkte, technisch sehr schwere und kaum allein zu bewältigende Wand genommen, sondern versuchte, den Gipfel durch den großen kaminartigen Einriß

zu gewinnen, eine etwas leichtere Route, die teils durch Stemm-, teils durch Wandtechnik bezwungen wird und die er ebenfalls des öfteren ausgeführt hatte. Im Jahre 1927 wurde ein neuer Anstieg durch die hintere westliche Wandhälfte unter der Führung Felgers gefunden, der ebenfalls äußerst schwierig ist. Er führt über einen schwierigen Überhang und eine fast lotrechte grifflose Wand ohne einen größeren Standpunkt. Bemerkenswert ist die Tatsache, daß es alle paar Monate einmal vorkommt, daß Partien, die weder vorwärts noch rückwärts können, in dieser Wand geholt werden müssen. Aber keiner, der diese Wände durchstieg, wird ihre Schönheit vergessen.

Eines der größten Felsgebiete des Schwarzwaldes findet sich droben unterhalb Gfällmatt, leicht in etwa einer Stunde vom Oberrieder Tal aus erreichbar. Gfällmatt selber hat den Charakter einer noch in der Vegetationszone liegenden Hochgebirgssalm; man sollte nicht glauben, daß es so etwas im Schwarzwald gibt. Dieser entzückende Erdenfleck ist zum Glück noch sehr unbekannt; man findet oben noch keine Herden von Wanderern. Nach kurzem Abstieg von dieser lieblichen Alm aus, nach der Seite des Oberrieder Tales zu, gelangen wir in große Felsgruppen. Hier war im Kriege eine Gebirgstruppe zu Übungszwecken stationiert; davon zeugen noch die Reste einer längst zusammengeworfenen Hütte. Aus der Fülle der Felsen, die hier den Kletterer einladen, will ich nur einige herausgreifen. Da ist zunächst der Bauerturm, ein kleines Türmchen, das drei Anstiege hat: über den leichten „Sommerweg“ an der Nordseite, über den „Dragonerweg“ an der Ostkante und über die etwas schwierigere Südwand. Sonst bietet die Gruppe vor allem Wandkletterei; da sind die Gfällwände, da ist die Zigeunerwand mit dem berühmten Sturzriß, und da ist vor allem die Rhodewand, die am oberen Ende der Schutthalde liegt, die vom Bauertürmchen aus aufwärts zieht. Sie ist ein etwa 20 Meter hohes vornehmes Wändchen, das einen Prüfstein klettertechnischen Könnens darstellt; seine freie Ersteigung ist wohl als äußerst schwer zu bezeichnen. Es sollen namhafte Klettergrößen an diesem kleinen Wändchen „abgeblitzt“ sein. Ich kann nicht entscheiden, ob dies nur gehässige Bemerkungen sind oder ob sie wahren Begebenheiten zugrunde liegen. Hier wird das Klettern wieder zu einem fröhlichen Wandern: immer weiter geht es zur Höhe, bis droben die grünen Matten der Alm dich zum Rasten einladen und die Sonne dir deine Haut bräunt. Und die Tannen flüstern, wenn am warmen Mittag ein leiser Wind durch sie zieht. Du schöner Schwarzwald, der du hier deine ganzen Schönheiten zusammengetragen hast, daß jeder ein Stück seines Reiches findet, der hier hinaufgeht!

Aber das unstreitig schwerste Wandproblem liegt im Münstertal; es ist die über 100 Meter hohe Ostwand des Scharfensteins. Wiederum in schönster landschaftlicher Gegend — im Hintergrund erhebt sich der majestätische Belchen — gelegen, ist der Scharfenstein oft versucht worden. Oft wird seine Südseite bis über die Mitte erstiegen. Aber die ganze Durchsteigung der Ostwand

bis zum Gipfel gelang erst am 30. Mai 1921 dem Kletterpaar Wagner-Wiblein, nachdem Wagner schon lange vorher sich vergebens bemüht hatte. Das Gestein — es ist Porphyr — stellt an den Kletterer die höchste Anforderung, weil es sich um grifflos abwärts geneigte Platten handelt, die dauernd Untergriff erfordern. Nach achtsündigem Ringen standen die Erstersteiger oben, und ihre Tat verdient unsere ungeteilte Anerkennung. Die Anstiegsroute wurde durch den großen Riß genommen, der im letzten Drittel verlassen wurde, um in äußerst exponierter Traverse den zweiten, wenig ausgeprägten Riß zu erreichen, der zur Höhe führt. Mir ist nicht bekannt, ob die Wand seither wieder durchstiegen ist. Wer Schwerstes sucht, versuche wiederum den Aufstieg!

Auch sonst finden wir noch an manchen Orten Felsbildungen, die zum Klettern geeignet sind, die aber wegen zu großem Anmarsch selten aufgesucht werden. Zu nennen wären die Kandelfelsen, die Zbacher Gruppe und die Felsen im Albtal.

Aber ein neues Klettergebiet lockt jenseits der Grenzen des Schwarzwaldes; es ist das Donautal, vor allem zwischen Beuron und Sigmaringen. Seine Erschließung hat erst die letzten Jahre begonnen. Vorwiegend daran beteiligt sind wiederum Freiburger Kletterer, allen voran Erich Wagner. Schwerste Anstiege werden mit letzten technischen Möglichkeiten bewältigt. Fast alle Türme sind gefallen. Und groß und vielgestaltig ist dieser herrliche Klettergarten, der die blauen Wasser der Donau zwischen sich einschließt. So ist es zu verstehen, daß wir in den letzten Jahren den Schwarzwaldsfelsen ein wenig untreu geworden sind. Aber haben wir uns nicht gefreut, als wir nach langem Entbehren wieder zu dir hinaufzogen, in die Schönheit deiner Täler und Höhen?

So bietet uns der Schwarzwald nicht nur im Winter ein reiches Feld alpiner Betätigungsformen, sondern lockt auch im Sommer den Kletterer zu seinen ragenden Felswänden, an denen er alpine Klettertechnik erlernen und üben kann. Vielleicht verleiten die geringen Höhen und die gesteigerte Gucht einer überschäumenden Jugend, alles nur als Turngerüst akrobatischer Sportfezerei zu betrachten, zu leichtsinnigem Spiel auf Leben und Tod. Aber auch dies wird sich rächen. Unerbittlich ist der Geist der Berge. Wer hinaufzieht und die dunklen Tannen und das Blümlein im Fels nicht sieht, der ist nicht wert, voll reiner Gipfelsfreude droben zu stehen.

Der aber, der köstliche Stunden dir dankt, bleibt dir treu, du wundervolle Schwarzwaldsheimat, lieblicher Winkel in deutschen Landen.



Nach einer Zeichnung von Ernst Kiehl

Inhaltsverzeichnis

	Seite
Geleitwort	5
1. Die Stadt zu Füßen der Schwarzwaldberge. Bilder zu Freiburgs Geschichte und Gegenwart. Von Hauptlehrer Joseph Ludolph Wohleb, Freiburg	7
2. Aus der Geschichte der Sektion Freiburg des Deutschen und Osterreichischen Alpenvereins. Von Prof. Dr. Josef Grabendörfer, Freiburg	47
3. Im Banne der Freiburger Hütte	
a) „ . . . hinauf zu der Höhen Morgenrot“. Von Hauptlehrer Richard Schaudig, Freiburg	69
b) Ein Pflanzenparadies der Voralberger Alpen. Von Hauptschriftleiter Dr. August Schlatterer, Freiburg	72
c) Ein Erlebnis bei der alten Freiburger Hütte. Von Regierungsbaurat Rudolf Buiffon, Freiburg	77
d) Benefiziat Josef von Schmuck. Von * * *	78
e) Eine Sommernacht am Roggelskopf. Von Apotheker Albert Fleig, Offenburg i. B.	81
f) Erinnerungen um einen Freund. Von Professor Hermann Uihlein, Singen a. H.	82
g) Herbststimmung. Von Apotheker Albert Fleig, Offenburg i. B.	86
h) Winterfahrten. Von Privatdozent Dr. med. Karl Schilling, Freiburg	87
4. „Alpennacht“. Von Kunstmaler Hans Franke, Freiburg	93
5. Von Freiburg ins Berner Oberland. Erinnerungen und Betrachtungen. Von Universitäts-Professor Dr. Robert Liefmann, Freiburg	95
6. Die Entwicklung des Skilaufs im Hochgebirge. Von Otto Roegner, Freiburg	117
7. Mit dem Alpenkorps an der Tiroler Front. Von Hauptlehrer Hans Klauer, Gundelfingen bei Freiburg	133
8. Hochtouren im zentralen Kaukasus. Von Stadtbaurat Dipl.-Ing. Erich Wagner, Freiburg	139
9. Kletterschulen im Schwarzwald. Von Dr. med. Walter Gehl, Freiburg	151

Bilderverzeichnis

Titelbild

Freiburger Hütte mit Roter Wand und Formarinsee. Nach einem Gemälde von Carl Baum Titelbild

Bilder in Kupfertiefdruck

1. Rote Wand vom hintersten Lechtal gesehen. Lichtbild von A. Fleig . . .	56
2. Ehrenurkunde der Sektion Freiburg i. Br. Nach einer Radierung von Carl Baum	64
3. Alpennacht. Nach einem Gemälde von Hans Franke. (Phot. E. Gehl, Freiburg)	94
4. Finsteraarhorn vom Hinteren Fiescherhorn. Lichtbild von Professor Dr. R. Liefmann	104
5. Schredhorngipfel vom Lauteraargrat. Lichtbild von Prof. Dr. R. Liefmann	112
6. Finsteraarhorn vom Studersfirn gesehen. Lichtbild von Otto Roegner . .	120
7. Elbrus von der Steppe aus. Lichtbild von Dr. H. Burmester	140
8. Ulu Kara Tau. Lichtbild von Dr. H. Burmester	150

Bilder in Kunstdruck

1. Die Ehrenmitglieder der Sektion Freiburg i. Br.	48
2. Gedenktafel bei der Freiburger Hütte. Entworfen von Ludwig Kubanek †	60
3. Sommer bei der Freiburger Hütte	
a) Roggelskopf von S.D. gesehen. Lichtbild von A. Fleig.	} 72
b) Rote Wand. Lichtbild von Richard Schaudig	
c) Fensterleiwand über dem Formarinsee. Lichtbild von A. Fleig	
d) Formarinalpe mit Krömerle. Lichtbild von Ed. Bilharz	
4. Winter bei der Freiburger Hütte	
a) „Burgen an der Grenze.“ Lichtbild von Rich. Schaudig.	} 80
b) Freiburger Hütte. Lichtbild von A. Fleig	
c) Aufstieg zum Schafberg. Lichtbild von Rich. Schaudig	
d) Schafberg. Lichtbild von Rich. Schaudig	

Seite

5. Winter am St. Gotthard	
a) Biz Lucendro vom Wyttengewässergletscher. Lichtbild von Rud. Buiffon	} 128
b) Gotthardpaß mit Fibbiatwänden. Lichtbild von Otto Roegner	
6. Von der Dolomitenfront	
a) Artilleriebeobachter von Costabella	} 136
b) Sella-Paß von Costabella aus	
7. Aus dem Kaufasus	
a) Am Nordgrat des Ulu Kara Tau. Lichtbild von Dr. H. Burmester . .	} 144
b) Urusbief. Lichtbild von Dr. H. Burmester	
8. Kletterfelsen im Höllental	
a) Paulsturm vom „Freiburger Grat“. Lichtbild von A. Holschuh	} 154
b) Abseilen an der Ostwand des Paulsturmes. Lichtbild von Dr. W. Gehl	

Bilder im Text

Sprechende Grotte. Aufnahme von Emil Engel, Freiburg	9
Marktklaube am Münsterplatz (1825)	13
Das Schwabentor vor seinem Umbau	15
Erzherzog Albrecht von Osterreich, der Gründer der Universität	22
Der Universitätspatron; Sandsteinrelief von H. Billing an der Universität . .	25
Kaiser Maximilian; Standbild am Kaufhaus	27
Wasserhof (Bezirksamt); Figurengruppe	29
Erasmus von Rotterdam	30
Das Haus zum Walfisch (Städtische Sparkasse)	31
Kaiser Karl V.; Standbild am Kaufhaus	32
Wasserspeier am Kaufhaus	33
Freiburg im Jahre 1589	35
Lorettokapelle	37
Die Burg auf dem Schloßberg vor 1677	39
Freiburg um das Jahr 1715	42
Großherzog Karl Friedrich; Standbild am Rathaus	43
Freiburg im Jahre 1820	45
Alte Freiburger Hütte an der Formarinalpe	53
Osterreichischer Soldatenfriedhof am Bordoiojoch. Aufnahme von A. Fleig . .	138
Unsere Kletterfahrten. Zeichnung von Ernst Rieß	159

Freiburg im Breisgau

die Schwarzwaldhauptstadt

die Stadt

des Waldes

des Weines

und der Gotik

Höhenluftkurort

Freiburg-Schauinsland

1286 m ü. d. M.

mit der Stadt verbunden durch
die einzigartige Seilschwebebahn nach
dem Umlaufsystem

Vorzüglicher Kur- und Erholungsaufenthalt

Auskunft und Prospekte
durch das Städtische Verkehrsamt

Fotohaus Max Mayer

Inhaber E. Orsinger
Freiburg i. Br.
Bertholdstraße 9 / Fernruf 4678
Fil. Eisenbahnstr. 41 geg. d. Hauptpost

Foto · Kino · Projektion
Foto-Arbeiten Entwickeln mit Abzügen
in 8 Stunden



Beal

-Schuhe
für Bergsport
und Wandern

von RM. 15.50 und RM. 19.50 an

Freiburg i. Br., Kaiserstraße 116

Geschäftsgründung 1845 Eig. Bergsportschuhmacherei

Alte Burse · Freiburg i. Br.

Im Burfengang gelegen
Altrenommiertes Wein-, Bier- und Speisehaus

Münchener Löwenbräu / Pilsner Urquell / Fürstenbergbräu
Einheimische Biere / Vorzügl. Küche mit eig. Schlächterei
Anerkannt gute Weine / Großer Rebbesitz / Eine Treppe
hoch Weinrestaurant mit Wintergarten * * * * *

Mittwochs, Samstags und Sonntags erftkl. Künstler-Konzerte



Gegr. 1848

C. WERNER-BLUST

Freiburg i. Br. / Telefon 4444 / Kaiserstr. 79

Das Sporthaus für:

Wander- u. alpinen Bergsport

Wassersport (Hart-Faltboote) Skisport

Satz / Druck / Buchbinderarbeit
dieser Festschrift wurden hergestellt

in der

Universitätsdruckerei und Verlagsanstalt
Poppen & Ortmann, Freiburg i. Br.
Druck und Verlag der *Freiburger Zeitung*

Gegründet 1784

*

Südtirol

Herausgegeben von Jos. Jul. Schäß, 3. Auflage, Quartformat, mit 200 ganzseitigen Tafeln in Kupferdruck nach ersten Meisterwerken der Lichtbildkunst. In Geschenkleinband RM. 22.—

„Das Herrlichste, was bisher über Südtirol in Bild und Druck erschienen ist.“
(Mitteilungen des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins.)

„Sie haben mir eine wahrhaft große Freude gemacht, denn das Buch ist das Schönste, was ich je in Händen gehabt.“

(Aus dem Briefe eines Käufers.)

Wunder der Alpen

Herausgegeben von Jos. Jul. Schäß, 2. Auflage, Quartformat, 20 S. Text, 256 S. Tafeln mit 291 Abbildungen in Mattdruck. In Ganzleinband RM. 20.—

Dieses Bilderprachtwerk steht an der Spitze dessen, was in dieser Art erschienen ist. Mit seinen von bekannten Alpinisten geschaffenen Stimmungsbildern von materischer Schönheit und ergreifender Größe bietet es jedem Naturfreund tiefsten Genuß und hundertfältige Anregung.

„Wer Erinnerungen an köstliche Stunden in den Bergen immer wieder wachrufen will, wer verschiedene Wunder der Alpen wenigstens einstweilen im Bilde kennen lernen möchte, der greife nach diesem Buche; es wird ihm frohe Stunden bereiten.“
(Münchener Neueste Nachrichten.)

„Fast 300 der herrlichsten Alpenbilder sind hier in einem Bande vereinigt, der in seiner abgerundeten Vollendung sowohl nach Auswahl wie technischer Ausführung schlechterdings nicht mehr übertroffen werden kann.“

(Petermanns Geographische Mitteilungen.)

Verlag F. Bruckmann UG., München 2 NW

Bibliothek des Deutschen Alpenvereins



049000330197